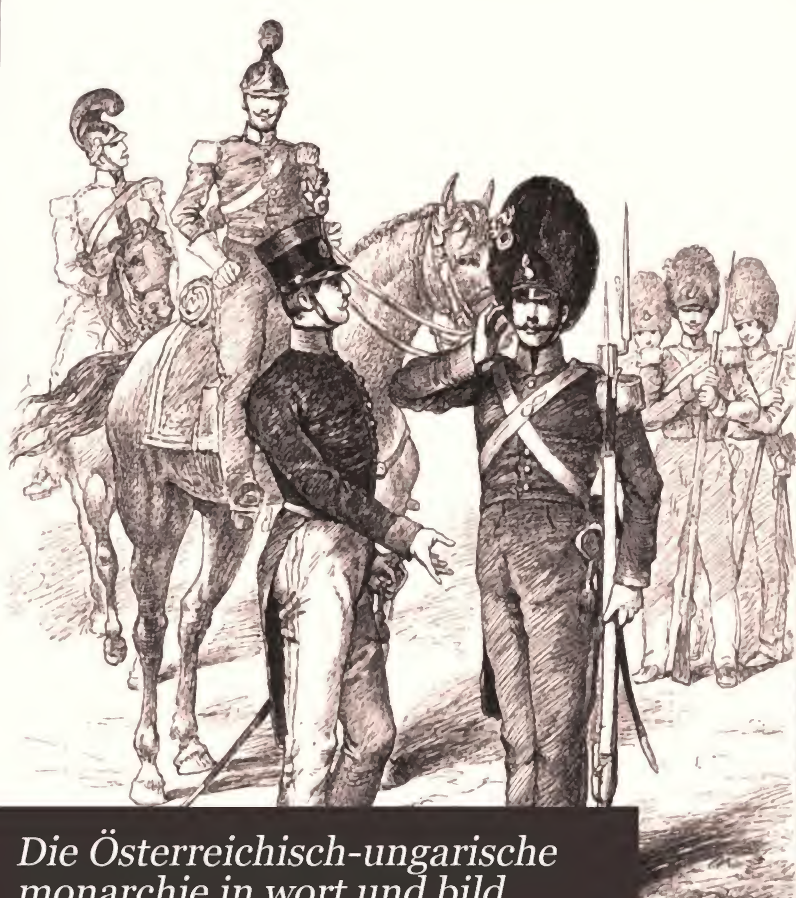
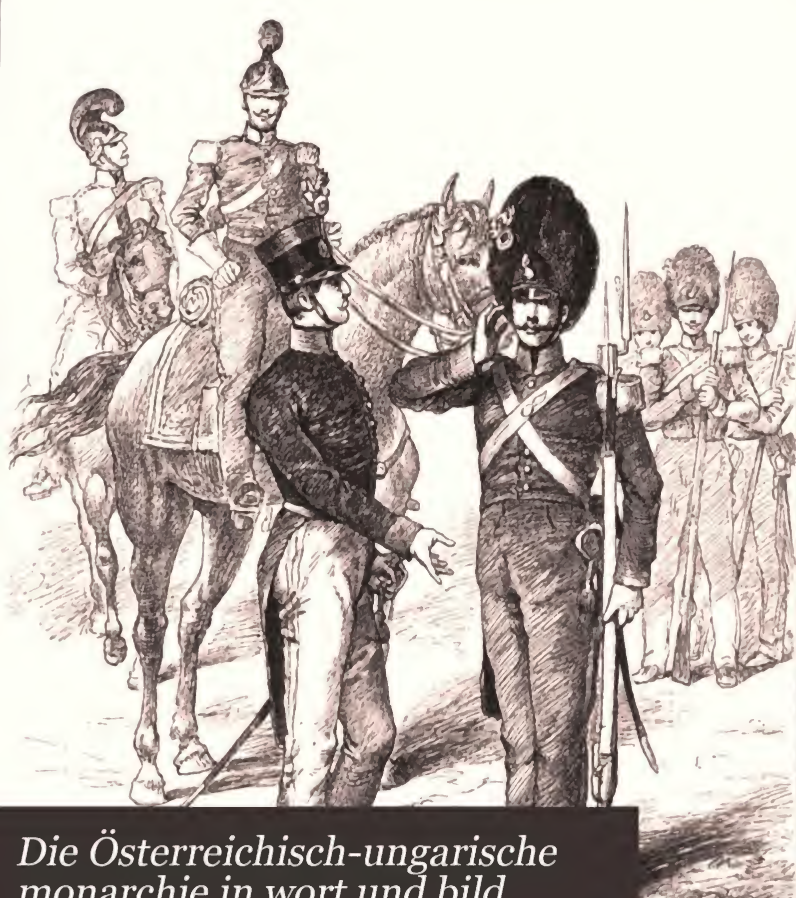


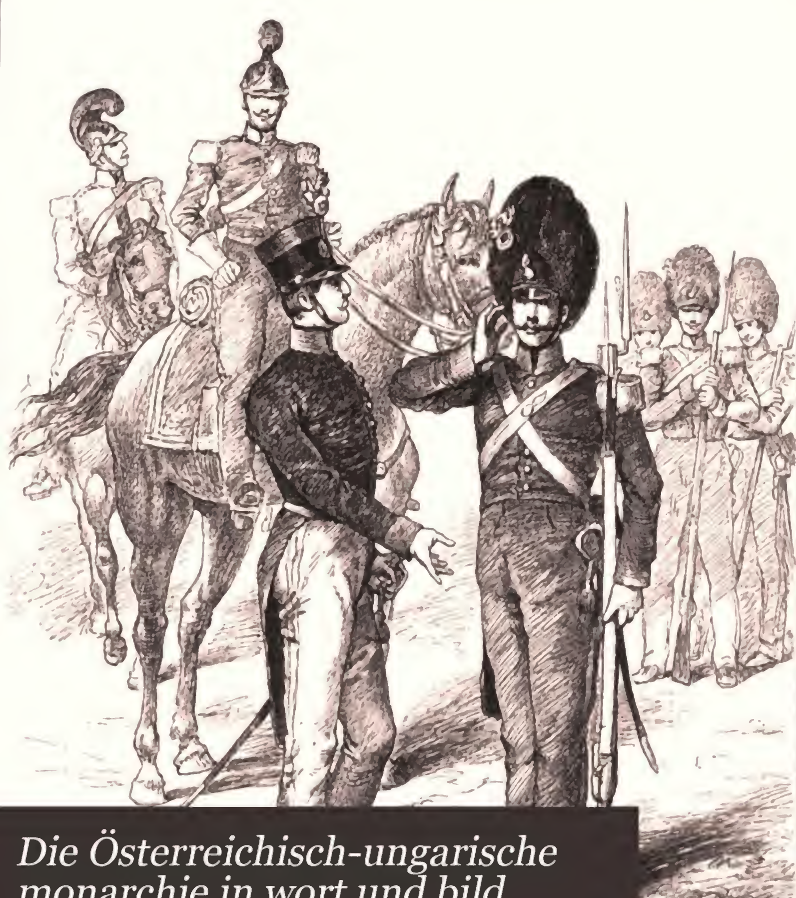
Die Österreichisch-ungarische monarchie in wort und bild

Rudolf



Die Österreichisch-ungarische monarchie in wort und bild

Rudolf



Die Österreichisch-ungarische monarchie in wort und bild

Rudolf



Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf.

Wien und Niederösterreich.

1. Abtheilung:

Wien.



Wien 1886.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.



Inhalt.

Seite

Landschaftliche Lage Wiens, von Seiner kaiserlichen Hoheit dem durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf 3

Zur Geschichte Wiens, von Karl Weiß 5

Wiens architektonische Entwicklung:

Römische Baudenkmale, von Alois Hauser 51

Mittelalterliche Baudenkmale, von Karl Lind 52

Baudenkmale des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts, von Georg Niemann . . . 62

Die Wiener Architektur des XIX. Jahrhunderts, von Karl von Lützow 70

Wiener Volksleben, von Friedrich Schlögl 91

Die Musik in Wien, von Eduard Hanslick 123

Die deutsche Literatur in Wien und Niederösterreich, von Jakob Minor 139

Das Wiener Schauspiel, von Ludwig Speidel 169

Malerei und Plastik in Wien:

Vom Mittelalter bis zur Neuzeit, von Albert Ilg 205

Das XIX. Jahrhundert, von Karl von Lützow 228

Wiener Kunstindustrie, von Jakob von Falke 263

Volkswirthschaftliches Leben in Wien, redigirt von F. X. von Neumann-Spallart, unter Mitwirkung von Wilhelm Franz Exner, Rudolf von Grimburg, W. Hecke und Emanuel Sax 277

Verzeichniß der Illustrationen.

Seite

Ausblick vom Kahlenberg, von Anton Hlavaček 3
Initial D, von Hugo Ströhl 3
Wien im Jahre 1558 von der Burgseite, nach Lautensack 5
Initial A, von Josef Schönbrunner 5
Herzog Heinrich Jasomirgott, Glasgemälde in Heiligenkreuz, von Josef Schönbrunner 7
Ältestes Stadtsiegel von Wien, von Hans Macht 9
Wien um das Jahr 1485, von der Rothenthurmseite, nach dem Stammbaum der Babenberger in Klosterneuburg, von Victor Luntz 13
Der Universitätsplatz in Wien um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts, nach dem Gemälde von Canaletto in der kaiserlichen Galerie zu Wien, von Josef Johann Kirchner . 16
Die Angreifer Wiens vom Jahre 1529, nach Guldenmundt, von Josef Schönbrunner 18
Die Vertheidiger Wiens vom Jahre 1529, nach Meldemann, von demselben 19
Der Entsatz von Wien im Jahre 1683, nach einer Tapete aus der Fabrik La Malgrange bei Nancy in der kaiserlichen Hofburg zu Wien 27
Das k. k. Belvedere in Wien, von Georg Niemann 29
Das Wiener Aufgebot vom Jahre 1797, von G. A. Heßl 31
Die Karlskirche in Wien, von Georg Niemann 33
Das Innere der Jesuitenkirche auf dem Universitätsplatz in Wien, von demselben . . . 36
Wiener Bürgermilitär vom Jahre 1840, von G. A. Heßl 39
Wiener Nationalgardist und Studentenlegionär vom Jahre 1848, von demselben . . . 45
Das Reichsraths-Gebäude in Wien, von Rudolf Alt 47
Das neue Rathhaus in Wien, von Victor Luntz 49
Das Friedericianische Stadtwappen vom Jahre 1461 (Schlußvignette), von Hans Macht 50
Auszug der Römer aus dem Standlager zu Carnuntum; der Flußgott Danubius (Kopfleiste), nach dem Relief an der Säule des Marc Aurel in Rom, von Karl von Siegl 51
Initial V, von Josef Wieser 51
Initial W, von demselben 52
Der Stefansdom in Wien, von Victor Luntz 57
Die Maria-Stiegenkirche in Wien, von demselben 59
Initial H, von Josef Wieser 62

Seite
Das Portal der Salvatorkapelle in Wien, von Georg Riemann 63
Der innere Burgplatz in Wien, von demselben 64
Das Lustschloß Schönbrunn, von demselben 67
Das Schwarzenberg-Palais in Wien, von demselben 68
Initial D, von Josef Wieser 70
Die Lerchenfelder Kirche in Wien, von Andreas Nedelkovits 71
Die Fünfhauser Kirche in Wien, von Anton Weber 75
Die Votivkirche in Wien, von demselben 77
Das Operntheater in Wien, von Rudolf Bernt 79
Das Stiftungshaus am Schottenring in Wien, von Siegfried Stern 81
Die neue Universität in Wien, von Rudolf Bernt 83
Die neuen Hofmuseen in Wien, von demselben 85
Der Heinrichshof am Opernring in Wien, von demselben 86
Ein Wiener Zinshaus in der Augustinerstraße, von demselben 87
Villa Gerold bei Wien, von demselben 89
Schlußvignette, von Friedrich Hermann Giesel 90
Kopfleiste und Initial, von Alois Greil 91
Der Stammgast, von Hans Schließmann 95
Einlaß ins Burgtheater, von demselben 99
Beim „Heurigen“, von demselben 107
Landpartie, von Alois Greil 113
Das Parterre von Schönbrunn, von demselben 115
Im Volksprater, von Hans Schließmann 117
Schusterbub, Wäscherin und Fiaker, von demselben 120, 121
Schlußvignette, von Alois Greil 122
Kopfleiste und Initial, von Josef Machold 123
Josef Haydns Geburtshaus in Rohrau (Niederösterreich), von Josef Johann Kirchner 124
Die österreichische Volkshymne, Josef Haydns Autograph im Besitze der k. k. Hofbibliothek zu Wien 125
Wolfgang Amadeus Mozart, von Gustav Frank 127
Kaspar Zumbusch: Das Beethoven-Denkmal in Wien, von demselben 129
Karl Kundmann: Das Schubert-Denkmal im Wiener Stadtpark, von Julius Berger . 131
Das Gebäude der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, von Heinrich Bültemeyer . 132
Aus dem Innern des Operntheaters in Wien, von demselben 133
Johann Strauß (Vater), nach Josef Kriehuber 135
Josef Lanner, nach demselben 137
Schlußvignette, von Karl Karger 138
Kopfleiste mit Initial, von Josef Machold 139
Aus der Nibelungenhandschrift der Ambraserſammlung zu Wien 142
Walther von der Vogelweide. Nach der Pariser Handschrift. Aus dem Werke: Friedrich Heinrich von der Hagen: „Minnesinger“ 143

Seite

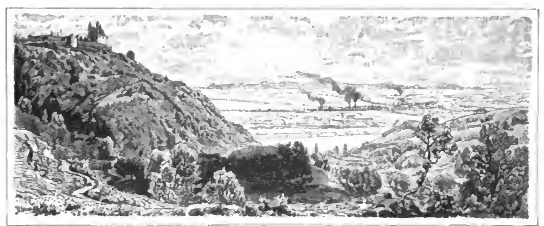
Die Überreichung des „Teuerdank“ durch den Dichter 147
Abraham a Sancta Clara, von Gustav Frank 149
Josef von Sonnenfels, von demselben 151
Alois Blumauer, von demselben 153
Ferdinand Raimund, von demselben 157
Franz Grillparzer, von demselben 161
Anastasius Grün, von demselben 163
Nikolaus Lenau, von demselben 165
Schlußvignette, von Karl Fröschl 168
Kopfleiste, von Julius Schmid 169
Der Hanswurst, von Josef Kinzel 177
Der Bernardon, von demselben 181
Das alte Burgtheater am Michaelerplatz in Wien, von Josef Johann Kirchner . . . 183
Sophie Schröder, nach Josef Kriehuber 185
Heinrich Anschütz, von Ludwig Michalek 187
Karl Fichtner, nach Josef Kriehuber 189
Karl La Roche, nach demselben 191
Amalie Haizinger, nach demselben 193
Das neue Burgtheater am Franzensring in Wien, von Rudolf Bernt 195
Ferdinand Raimund als Aschenmann (Wurzel) im „Bauer als Millionär“ von Josef Kinzel 197
Therese Krones als Jugend im „Bauer als Millionär“, von demselben 198
Fanny Elßler, eine Cachucha tanzend, von demselben 199
Wenzel Scholz als Eulenspiegel in „Till-Eulenspiegel“, von demselben 201
Johann Nestroy als Sansquartier in den „Zwölf Mädchen in Uniform“, von demselben 203
Schlußvignette, von Julius Schmid 204
Kopfleiste, von Andreas Groll 205
Initial W, von Josef Wieser 205
Tympanon-Relief vom Riesenthor der Stefanskirche in Wien, von Johann Georg Fahrenbauer 207
Die heiligen Frauen am Grabe; Gemälde vom Verduner Altar in Klosterneuburg, von demselben 209
In der Art des Rueland: Kreuzigungsbild, mit der Wiener Burg und der Stefanskirche, in St. Florian, von demselben 211
Lerch: Tumbadeckel des Kaisers Friedrich III. (IV.) in der Stefanskirche zu Wien; photozinkographische Reproduction nach der Aufnahme von Franz Jobst und Josef Mocker 213
Tympanon-Relief vom Hauptportal der Minoritenkirche in Wien, von Johann Georg Fahrenbauer 215
Von der Gewölbemalerei des Schweizerhofthores in der Hofburg zu Wien (combinirte Details), von demselben 217

Seite

Donner: Brunnenfigur der March auf dem Neuen Markt in Wien, von Karl von Siegl . . . 219
Gran: Von der Kuppelmalerei der k. k. Hofbibliothek in Wien, von demselben 221
Moll: Der Sarkophag der Kaiserin Maria Theresia in der Kapuzinergruft zu Wien, von demselben 223
Messerschmidt: Der behaglich Lächelnde, von demselben 225
Füger: Orpheus und Eurydike, von demselben 227
Initial E, von Andreas Groll 228
Beyer: Faun und Nymphe, von Karl von Siegl 229
Krafft: Die Schlacht bei Aspern, von Jakob Groh 231
Danhauser: Der Augenarzt, von demselben 233
Fendi: Der Brautgang, von demselben 235
Waldmüller: Die Johannes-Andacht, von demselben 237
Gauermann: Die Heimkehr im Sturme, von Rudolf Hoch 239
Amerling: Selbstporträt, von Gustav Frank 241
Rudolf Alt: Vedute aus Wien (der hohe Markt) 243
Pettenkofen: Die brave Marketenderin. Nach der Lithographie 245
Führich: Die Tageszeiten. Nach einer Bleistiftzeichnung 247
Rahl: Allegorie der Kriegsgeschichte im Arsenal zu Wien, von Jakob Groh 249
Canon: Die vier Elemente 251
Schwind: Aus der Loggia des Opernthеaters in Wien (die „Zauberflöte“), von Wilhelm Hecht 253
Makart: Der Tod der Kleopatra, von Rudolf Hoch 255
Fernkorn: Das Erzherzog Karl-Denkmal in Wien, von Gustav Frank 257
Zumbusch: Das Maria Theresia-Denkmal in Wien, von demselben 259
Pilz: Eine Quadriga vom Reichsrathsgebäude in Wien, von demselben 261
Schlußvignette, von Andreas Groll 262
Kopfleiste, von Friedrich Hermann Giesel 263
Initial A, von Josef Schönbrunner 263
Platte zu einem Frühstück-Service (Seite 267) aus der kaiserlichen Wiener Porzellan-Fabrik (1790), von Willibald Schulmeister 264
Tasse aus der kaiserlichen Wiener Porzellan-Fabrik (um 1790), von demselben . . . 265
Frühstück-Service aus der kaiserlichen Wiener Porzellan-Fabrik (dazu die Platte auf Seite 264), von demselben 267
Der Arkadenhof des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien, von Rudolf Bernt 269
Schmiedeiserne Laterne (Arbeit von L. Wilhelm), von Willibald Schulmeister . . . 271
Bronzeschale (Arbeit von A. Hannisch), von demselben 273
Bilderkasten Seiner kaiserlichen Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzogs Rudolf (entworfen von Josef Storck, ausgeführt von F. Michel, mit Malerei von Hans Canon), von demselben 275
Schlußvignette, von Friedrich Hermann Giesel 276

Seite
Kopfleiste, von Rudolf Bernt 277
Ein Wiener Marktbild: „Am Hof", von Hans Schließmann 281
Scene während einer Ausstellung in der Central-Viehmarkthalle, von Anton Schrödl . 285
Aus dem Innern der Wiener Molkerei, von Hugo Charlemont 287
Die Eröffnung des Kaiserbrunnens am Fuße des Schneeberges, von Hugo Darnaut . 291
Das Aquäduct der Hochquellenleitung bei Kalksburg, von Franz Alt 292
Das Innere des Reservoirs der Hochquellenleitung am Rosenhügel bei Wien, von Rudolf Bernt 293
Der Hochstrahlbrunnen vor dem Schwarzenberg-Palais in Wien, von Franz Alt . . . 295
Das Innere einer alten Hammerschmiede, von Hugo Charlemont 302
Aus dem Innern einer modernen Bau- und Kunstschlosserei, von demselben 303
Aus dem Innern einer Werkstätte für Perlmutterknöpfe Erzeugung, von demselben . . 306
Die Werkstätte eines Feilenhauers, von Alois Greil 307
Die Schiffmühlen am Donaustrom, von Jakob Emil Schindler 311
Aus dem Innern einer Bäckerei mit Dampfbetrieb, von Hugo Charlemont 314
Der Backofen, von demselben 315
Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien: die Kupferdruckerei, von demselben . . 316
Excavateur (Baggermaschine), von Hugo Darnaut 322
Blick auf die alte und die regulirte Donau bei Wien, von demselben 323
Verkehrsscene aus der neuen Donaustadt, von Wilhelm Bernatzik 325
Schlußvignette, von Friedrich Hermann Giesel 326

Wien.



Ausblick vom Kahlenberg.

Landschaftliche Lage Wiens.



iese ersten Blätter sind der Lage Wiens gewidmet, der Schilderung des gottgesegneten Stückes Erde, auf dem sich seit den Römertagen unsere herrliche Vaterstadt erhoben hat und, allmälig anwachsend und emporblühend im Laufe von Jahrhunderten, zum Mittel- und Ausgangspunkte abendländischer Cultur für weite Gebiete, zum Centrum großartiger künstlerischer und wissenschaftlicher Entfaltung inmitten eines bewegten und eigenartigen Volkslebens geworden ist.

Konnte sich doch nur hier unter derartigen klimatischen und landschaftlichen Verhältnissen dieser Wiener Typus entwickeln, nur hier dieses Stadt- und Volksleben sich so lebensfrisch und anmuthend gestalten.

Der Boden, auf dem er lebt, die Natur, die ihn umgibt, beeinflußt den Menschen und seine Schöpfungen, und wenn unser Wien in gar mancher Beziehung einen speciellen, ganz besonders anziehenden Charakter besitzt, so gilt dies auch in vollem Maße von der landschaftlichen Umgebung unserer Hauptstadt.

Die mächtige Donau, weit im Westen entspringend, aus dem Abendlande durch Central-Europa dem fernen Orient zufließend, strömt nahe an Wien vorbei. Nördlich der Donau endet knapp an ihren Ufern im steinigen Bisamberge derselbe Typus eines rauhen Hochplateau-Landes, wie er ganz Böhmen und Mähren durchzieht; gegenüber, in östlicher Richtung, erblicken wir Wien nicht allzufern die schön geformte waldige Bergkette der kleinen Karpathen, westlichste Ausläufer jenes großen, ganz Ungarn umspannenden Gebirgszuges, der bis an die Donau sich herabsenkt, und am rechten Ufer des Stromes erhebt sich der

kahle, runde Hundsheimerberg, ein würdiger Abschluß des langen, schmalen Leithagebirges, welches durch eine weite Strecke die Grenze Niederösterreichs und Ungarns bildet und durch den Gebirgsstock des Wechsels mit den Alpen zusammenhängt.

Wien selbst, weit sich breitend und jetzt durch sein Häusermeer ein engverbundenes Ganzes, steht auf den Hängen, welche von dem Kahlen- und Leopoldsberg und von den andern Kuppen abfallen, die uns mit ihrem saftigen Grün in die Fenster blicken, und hinter diesen ersten Hügelreihen gibt es noch ein weites hügeliges Gebiet, das jedes Wiener Kind sein eigenes liebstes Gehege nennt, den herrlichen Wienerwald. Rauschende Eichenbestände, von grünen Wiesenthälern und rieselnden Quellen unterbrochen, bald sich erhebend, bald sich senkend, drängen bis an die Stadt, bis zur Donau sich heran; dann folgt die Zone der Buchen, dann jene der Tannen- und Fichten-Regionen — und allmälig verbindet sich unser Wienerwald mit dem Hochgebirge der Alpen, diesem Rückgrat Central-Europas, das im Westen auf französischem Boden beginnt und im Osten in unserem hohen Schneeberg, der so stolz auf Wien herabschaut, sein letztes weißes Haupt erhebt.

Zwischen den Gebirgszügen nördlich der Donau breitet sich das reiche Marchfeld aus mit seinen wogenden Kornfeldern und südlich liegt das Wiener Becken, diese schöne bergumschlossene Niederung, in welcher fruchtbarer Boden, rauschende Bäche, sumpfiges Haideland und dichte Feldgehölze in bunter Mannigfaltigkeit einander ablösen. Zwischen diesen beiden Ebenen strömt majestätisch die Donau hindurch und bildet Inseln und weiße Schotterbänke und fast undurchdringliche Auwälder — ein mannigfaltiges wildes Gebiet nahe der Weltstadt!

So erhebt sich inmitten eigenthümlicher Contraste, zwischen hochcultivirten Landstrichen und dunklen Forsten, umgeben von einem Kranze reizender Gärten und blinkender Landhäuser unser Wien, die alte ruhmreiche Kaiserstadt mit ihrem hochragenden Stefansthurm, einem Stück Weltgeschichte, und um ihn herum legen sich ehrwürdige graue Gebäude und ein marmorner Ring von modernen Prachtbauten, die großen Vorstädte und die langgedehnten Vororte, immer mehr und mehr angebautes, fruchtreiches Land in ihr Häusermeer hineinschlingend: Schöpfungen einer neuen Zeit und eines regen Fortschrittes.

Nahe der Donau in den grünenden Praterauen erglänzt die hohe Kuppel der Rotunde, ein Wahrzeichen des neuen Wien, wie es der Stefansthurm des alten ist. Stefansthurm und Rotunde, Marksteine in unserer Geschichte, künden weithin leuchtend dem Wanderer die Lage Wiens, dieser Metropole an der blauen Donau zwischen Ost und West, wo Nationen aneinander grenzen und Natur und Völkerleben einen großen Stapelplatz der Cultur für Gegenwart und Zukunft geschaffen haben.



Wien im Jahre 1558 von der Burgseite. (Nach Lautensack.)

Zur Geschichte Wiens.



uf keltischem Boden beginnt vor nicht ganz zweitausend Jahren das geschichtliche Leben Wiens als römische Ansiedlung. Den Namen Vindobona, die „Gutes Verheißende", führend, hatte sie, wie alle längs des Donau-Stromes gelegenen Castelle, die nördlichen Grenzen des römischen Weltreiches gegen die Einfälle der Barbarenstämme zu schützen. Von dieser Aufgabe geben die Mehrzahl der auf uns gekommenen Überreste der römischen Cultur, die Lage und die Ausbreitung des Standlagers Zeugniß. Doch ist es zweifellos, daß sich hier auch ein bürgerliches Gemeinwesen entwickelte, dessen Bevölkerung einheimische Kelten und Veteranen der römischen Legionen bildeten.

Mit dem Untergange der Römerherrschaft verlor Vindobona seine Bestimmung als befestigter Grenzort. Wie es den Bewohnern sodann erging, darüber haben wir keine Kunde. Wahrscheinlich lebten hier Römer und Germanen durch geraume Zeit vermischt, in Furcht und Sorge vor den Hunnen und Ostgothen, bis diese heranrückten, die Bewohner Vindominas, wie damals unsere Stadt hieß, brandschatzten und sie nöthigten, sich tief in die Berge zurückzuziehen, wo die Einen in geschlossenen Räumen das Siegeszeichen des Christenthums aufgepflanzt und die Anderen auf freien Bergeshöhen den Dienst Wodans und Thors, Huldas und Freyas geübt haben mögen. Ein steinerner Sarg, aus dem Erdreich der Grundfläche eines Theiles der Hofburg (1662) bloßgelegt, ist alles, was von der Anwesenheit der Ostgothen Zeugniß gibt.

Dichter Schleier breitet sich auch über die weiteren Schicksale dieser römischen Culturstätte. Wir sind ohne Nachrichten, ob sie die Avaren zerstörten und die Slaven

besetzten. Nicht mehr als eine Sage ist es, daß Schüler des heiligen Rupert hier ein Betkirchlein erbauten. Wir wissen nicht, ob Wien bewohnt war, als Karl der Große aus dem eroberten Lande zwischen der Enns und den Anhöhen des Wienerwaldes die Ostmark bildete, als letztere zeitweilig in die Gewalt der Ungarn und nach dem entscheidenden Siege der Deutschen über diese auf dem Lechfelde in die Verwaltung des Geschlechtes der Babenberger kam. Nur einmal, im Jahre 1030, erwähnen die Altaicher Annalen, daß Wien von den Ungarn eingenommen wurde. Dann wird wieder durch ein Jahrhundert nicht einmal seines Namens gedacht, obgleich schon alles Land diesseits der Leitha dauernd mit dem deutschen Reiche vereinigt war, in unmittelbarer Nähe unserer Stadt baierische und fränkische Ansiedler die Felder bebauten, die Karawanen der Kaufleute nach Ungarn und dem Oriente zogen und auf dem Leopoldsberge die Markgrafen ihren Wohnsitz hatten. Und doch erhielt sich im Volke die Überlieferung von dem Fortbestande Wiens. Nach dem Nibelungenliede feierte König Etzel hier unter großem Andrange von Gästen sein Beilager mit Chriemhilden: „Durch siebenzehn Tage dauerte die Hochzeit; von keinem Könige konnte man sagen, daß sie großartiger gewesen wäre."

Erst um die Mitte des XII. Jahrhunderts fällt der Schleier. Wie überraschend lauten aber die Nachrichten in Chroniken und Urkunden über das damalige Wien! Alles weist darauf hin, daß schon damals auf der einstigen römischen Stätte reges Leben herrschte und daß auf ihrem Boden ein Schwerpunkt für das Aufblühen deutscher Cultur geschaffen worden war. In den Stadtmauern, welche längs der Goldschmiedgasse, dem alten Gerinne der Als und des Ottakringerbaches (dem tiefen Graben), der Salvatorgasse und der Rothgasse lagen, erhoben sich die Peterskirche, die Bethäuser zum heiligen Rupert, zu Maria am Gestade und St. Pankratz, nahe dem tiefen Graben der Hof der Markgrafen. Schon genügte dieser Raum nicht mehr zu neuen Ansiedlungen. Außerhalb der Mauern erhob sich an der Ostseite das theuerste Wahrzeichen unserer Stadt, die Stefanskirche mit dem ihr von dem Markgrafen Heinrich II. eingeräumten Rechte einer Haupt- und Mutterpfarre. Derselbe Fürst übergab das Eigenthum über den Grundcomplex im Westen der Stadt zwischen dem tiefen Graben und der Kirche St. Johann an der Als den aus Regensburg berufenen Schottenmönchen, welche hier ein Kloster mit einer Pilgerherberge und einer Schule erbauten, die Niederlassungen von Handwerkern förderten und die Handelsverbindungen mit Regensburg enger knüpften. War doch Wien ein durch seine Lage begünstigtes Stück Erde! Auen und Wälder boten der Jagd, der von Gewässern durchschnittene Boden dem Ackerbau und der Viehzucht und die gegen Westen und Süden terrassenförmig sich erhebenden Höhen dem Weinbau lohnenden Ertrag. Die Donau und die sich hier und in nächster Nähe kreuzenden Straßenzüge nach Deutschland, Ungarn, Italien, Mähren und Polen begünstigten den Waarenaustausch der Kaufleute.

Um die Mitte des XII. Jahrhunderts vollzog sich eine wichtige Änderung in der politischen Stellung Wiens. Mit dem kaiserlichen Freiheitsbriefe vom 17. September 1156 wurde die Ostmark ein selbständiges, von Baiern vollständig getrenntes Herzogthum und unsere Stadt dessen Mittelpunkt, die Residenz des mit allen Hoheitsrechten ausgestatteten Landesfürsten. Wahrscheinlich noch im XII. Jahrhundert erbauten sich die Babenberger auf einem freien, außer der Stadt an der Südseite gelegenen Platze eine neue fürstliche Residenz. Dort entstand die Hofburg, ein mächtiger, an den vier Ecken von Thürmen flankirter Bau mit Turnierplatz und Garten, Umfassungsmauern und Gräben, dessen Hauptanlage uns bis heute im „Schweizerhof" erhalten ist. In dem markgräflichen Wohnsitze „am Hof" hielten seither die Landesfürsten nur mehr die Hofgerichtstage ab oder derselbe diente fürstlichen Gästen zum Aufenthalte.



Herzog Heinrich Jasomirgott. (Glasgemälde im Kloster Heiligenkreuz.)

Politische Interessen bestimmten die Landherren und den Dienstadel, zeitweilig ihre Burgen zu verlassen und sich in der Hauptstadt Wohnsitze zu erbauen, die meist an der Westseite der Burg zu beiden Seiten der „Hochstraße" (Herrengasse) lagen. Aus denselben Gründen hatten in Wien die Bischöfe, deren Sprengel in das Herzogthum fielen, die neu gegründeten Stifte und Klöster des Landes Wohnsitze. So entstanden, zerstreut innerhalb der Mauern der Stadt liegend, die Höfe des Erzbischofs von Salzburg, der Bischöfe von Passau, Freising und Seckau, der Äbte von Klosterneuburg, Melk, Göttweig, Heiligenkreuz, Zwettl, Lilienfeld u. s. w.

Bei den engen Beziehungen der weltlichen Macht zur Kirche im Mittelalter konnte es nicht fehlen, daß durch die Gunst der Babenberger sich hier das kirchliche Leben rasch weiter entwickelte. An den Neubau der Hofburg knüpfte Herzog Leopold VI. die Erbauung der Kirche zu St. Michael, damit seine Diener und die in und nächst der

Burg wohnenden Bürger und Dienstleute ihre eigene Pfarre hatten. Von ihrer Größe zeugt das noch heute erhaltene Schiff. Adelige Witwen und Jungfrauen stifteten bei St. Jakob, und Königin Constantia, Tochter König Belas III., in der Weihenburg Asyle, in welchen ihre Standesgenossen, zurückgezogen von der Welt, ihr Leben mit Bußübungen und frommen Werken beschließen konnten. Herzog Leopold VI. berief aus Ungarn die durch ihren Feuereifer gegen die Ungläubigen berühmt gewordenen Prediger (Dominicaner). Nach seiner Rückkehr von Palästina schenkte er nächst der Burg den minderen Brüdern zur Pflege des Glaubens und der Wissenschaft ein Haus mit einer Kapelle. Als die Deutsch-Ordensritter auf ihrem Zuge zur Bekehrung der heidnischen Preußen nach Österreich kamen, bereitete ihnen Herzog Leopold VI. eine gastliche Aufnahme, worauf sie das Ordenshaus in der Singerstraße erbauten. Um dieselbe Zeit ließen sich hier auch die Johanniter nieder. Außerhalb der Mauern der Stadt entstanden die St. Paulskirche auf Babenberg'schem Boden in Erdberg, die Nikolaikirche auf der Landstraße nach Ungarn, nebenan zwischen Äckern und Rebenhügeln das Kloster der Cistercienser-Nonnen zu St. Niklas, die Fremdenherberge der Heiligengeist-Ritter jenseits des Wienflusses nächst dem Kärntnerthor, die Kirche zu St. Ulrich in Zeismannsbrunn, das Kloster der Büßerinnen zu Maria Magdalena nächst der Währingerstraße und das Kirchlein zu St. Johann im oberen Werd. Sich stark fühlend in seiner Stellung als Reichsfürst wie als Landesherr, wollte schon Leopold VI., daß sein Stammland Österreich von der Passauer Diöcese losgelöst und Wien der Sitz einer neu gebildeten bischöflichen Diöcese werde.

Aber die Landherren und Bischöfe mit ihren Vasallen und Dienstleuten, die Klöster mit ihren Gotteshausleuten, die ritterbürtigen Familien, die freien Grundeigenthümer und Hausbesitzer reichten nicht aus, ein blühendes deutsches Gemeinwesen zu begründen. Deßhalb kräftigten die Babenberger jenen Theil der Bevölkerung, welcher durch Vermittlung des Handels und des Verkehrs und durch den Betrieb von Gewerben das Hauptelement des jungen städtischen Lebens war. Sie bestimmten deutsche Kaufleute und Handwerker, daß sie sich hier dauernd niederließen. Wien sollte, begünstigt durch seine Lage, ein mächtiges Mittelglied der Handelsbewegung zwischen dem Osten und Westen Europas werden. Aus diesem Grunde erhielten zuerst die Regensburger Kaufleute Rechte und Freiheiten zum Schutze ihres Handels und ihrer persönlichen Sicherheit und flandrische Färber die Rechte von Wiener Bürgern. Bald darauf verlieh Herzog Leopold VI. Wien selbst das Niederlagsrecht, wodurch alle Kaufleute, die seine Länder berührten, gezwungen wurden, hier ihre Waaren niederzulegen und diese nur an Bürger zu verkaufen. Zur Förderung des Haupterwerbes der Bürger — des Weinbaues — verbot Herzog Friedrich II. die Einfuhr ungarischer Weine und gestattete den Klöstern nur in beschränktem Maße den Ausschank ihrer Bauweine. Im Interesse der Förderung der einheimischen

Gewerbe wurde den Handwerkern, welche sich im städtischen Weichbilde ansiedelten, Freiheit der Person und des Eigenthums gewährt. So legten die Babenberger neben den hier wohnenden Adeligen, Geistlichen und Dienstleuten den Grund zu einer neuen städtischen Einheit, welche in den Grund- und Hausbesitzern, den Kaufleuten und Handwerkern zum Ausdruck gelangte und unter dem Schutze verbriefter Rechte zu einem mächtigen Bürgerthum emporwuchs.

Schon im Jahre 1198 hatten die Bürger Wiens ihre besondere Gerichtsbarkeit, die weisesten und angesehensten unter ihnen die Aufsicht über den Markt und den Handel mit fremden Kaufleuten, sowie die Wahrung aller, die Ehre und den Nutzen der Stadt berührenden Angelegenheiten. Herzog Leopold VI. gab den Bürgern im Jahre 1221 ein neues Stadtrecht; Kaiser Friedrich II. erweiterte, nach der Ächtung des Herzogs Friedrich II., ihre Freiheiten, er nahm Wien in reichsunmittelbaren Schutz, machte alle Bewohner der Stadt persönlich frei und räumte den Bürgern das Vorschlagsrecht bei der Ernennung der Lehrer an der Schule bei St. Stefan ein. Nach der Versöhnung mit dem Kaiser setzte der letzte Babenberger das Stadtrecht seines Vaters, durch einige Begünstigungen vermehrt, wieder in Kraft und regelte das Verhältniß der Juden zu den christlichen Bewohnern der Stadt.



Ältestes Stadtsiegel von Wien.

Durch die geschilderten Momente vergrößerte sich auch das Stadtgebiet. Gegen Osten erweiterte sich dasselbe durch den Bau der Stefanskirche, die Waarenlager der fremden Kaufleute und die nach Ungarn führende Landstraße, gegen Westen durch die Interessen der Schottenmönche an der Nutzbarmachung ihres Bezirkes und gegen Süden durch die Wohnsitze des Adels, der herzoglichen Dienstleute und der mit dem Hofe in Verbindung gewesenen Bürger. Allmälig erhielt das vergrößerte Stadtgebiet auch eine neue Einfriedung mit Mauern, Thürmen und Gräben, von welchen aus die Bürger die Rechte ihres Landesherrn und ihre eigene Sicherheit gegen feindliche Angriffe schützten. Und nahe den Grenzen des heutigen Weichbildes unserer Stadt lagen damals schon Örtlichkeiten wie Erdberg, Matzleinsdorf, Gumpendorf, St. Ulrich (Zeismannsbrunn) und Als, deren Grundholden mit der Stadt in naher Berührung standen.

Immer mehr ragte Wien durch diese Verhältnisse unter den Donau-Städten hervor. Wiederholt verweilte in der Hofburg der gewaltige Hohenstaufe, Kaiser Friedrich Barbarossa. Jubelnd begrüßten ihn die Bürger, als er im Mai 1189 mit glänzendem Gefolge hier eintraf, um sich trotz seines hohen Alters an die Spitze eines neuen Kreuzzuges zu stellen. Auf Wien waren unter Herzog Leopold V. als den Hauptsitz des Minnegesanges und der ritterlichen Spiele und als die Stätte, in deren unmittelbarer Nähe König Richard

von England auf seiner Flucht durch Österreich von Herzog Leopold V. gefangen genommen wurde, die Blicke Deutschlands und Englands gerichtet. In der Herzogsburg fand im Jahre 1204 die Witwe König Emerichs von Ungarn mit ihrem Sohne Ladislaus und den ihr ergebenen Bischöfen und Magnaten Schutz gegen die feindlichen Anschläge ihres Schwagers, des Prinzen Andreas. Wien erhielt von Kaiser Friedrich II. die Stellung einer reichsunmittelbaren Stadt, als der Kaiser über den letzten Babenberger die Reichsacht verhängt hatte. In lebhafter Erinnerung an das edle Fürstengeschlecht, dem Wien sein erstes Aufblühen verdankte, bezeichnet daher auch ein gleichzeitiger Wiener Chronist den Todestag des letzten Babenbergers als Österreichs größten Trauertag.

Das Aussterben der Babenberger bedrohte thatsächlich die Stellung Wiens. Strebte doch die päpstliche Partei eine Theilung der erledigten Reichslehen Österreich und Steiermark zwischen Böhmen und Ungarn an! Bestürzt über diese Pläne hielten die Bürger zum Kaiser in der Hoffnung, daß er auf deren Verwirklichung nicht eingehen werde. Erst als der Kaiser immer mehr mit der Entscheidung über die Weiterverleihung der Herzogthümer zögerte, schlossen sie sich jenen österreichischen Landherren an, welche die Übertragung der Babenberg'schen Länder an Herzog Přemysl Ottokar, den Sohn des Königs Wenzel von Böhmen, begünstigten. Die Vereinigung Österreichs und Steiermarks kam nach dem Tode Kaisers Friedrich II. zustande. Von den Landherren, Klöstern und Bürgern freudig begrüßt, hielt Herzog Ottokar am 9. December 1251 seinen Einzug in der österreichischen Hauptstadt.

Wien befreundete sich rasch mit seinem neuen Landesherrn, dem mächtigsten deutschen Reichsfürsten, von dem die Klöster den Schutz der Kirche und die reicheren Bürger eine Begünstigung ihrer Interessen erwarteten. Sie vertheidigten daher auch ihre Stadt tapfer durch mehrere Monate gegen König Bela IV. (1253), sie unterstützten Ottokar, seit 1254 König, gegen die Ungarn in der Schlacht bei Kressenbrunn (1260), sowie in den Kämpfen der Jahre 1271 und 1273. Aber auch Ottokar trachtete sich die Zuneigung der Hauptstadt dauernd zu erwerben. Was die Bürger an Rechten besaßen, blieb unangetastet. Geschenke, wie jenes des großen Waldes bei Purkersdorf, förderten ihre Einnahmequellen zu Gunsten der Armen. Unter Ottokar dürfte sich die letzte Erweiterung der inneren Stadt vollzogen haben. Verstärkt durch gemauerte Umwallungen und durch Thürme, hatten wohl schon damals die vier Haupteingänge Widmerburgthor, Stubenburgthor, Kärntnerburgthor und Alserburgthor jene Standorte, welche sie bis in unsere Tage besaßen. Vor der Stadt, hart an den Stadtgräben, lagen bereits Ansiedlungen, deren Bewohner alle Rechte und Pflichten der städtischen Bevölkerung theilten. Neu vorkommende Örtlichkeiten, wie Nottendorf, Bernardsthal, Reinprechtsdorf, Emmersdorf, Oberes Neustift, Buchfeldgraben und Sporkenbühel weisen darauf hin, daß sich auch die Ansiedlungen in der nächsten

Umgebung der Stadt rasch vermehrt haben. Fast gegenüber dem Heiligengeist-Spital, jenseits des Wienflusses, entstand um das Jahr 1257 durch den Wohlthätigkeitssinn der Bürger und begünstigt durch König Ottokar ein zweites Asyl für Arme und Kranke, das Bürgerspital; wenige Jahre später erhielt Wien zwei Spitäler für Aussätzige: den Klagbaum auf der Wieden und St. Lazar bei St. Marx.

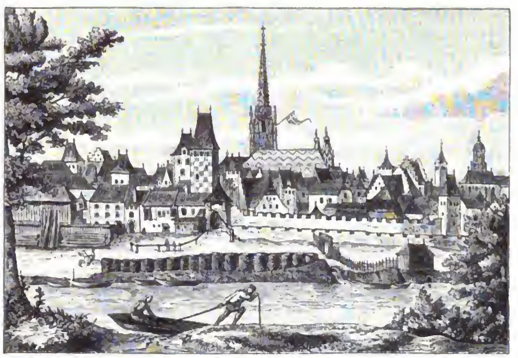
Aber wie sehr auch König Přemysl Ottokar als Schöpfer eines mächtigen Reiches, dessen Grenzen vom Riesengebirge bis zum adriatischen Meere reichten, bemüht war, sich an Wien eine feste Stütze für seine Macht gegen Ungarn und gegen die seiner Herrschaft unterworfenen Alpenländer zu schaffen, wie bereitwillig die Bürger Wiens ihm auch zu einer solchen Stütze dienten, so würde ihre Stadt unter den Přemysliden doch niemals zu ihrer späteren Bedeutung gelangt sein, weil der Schwerpunkt des böhmischen Reiches Prag blieb. Als daher nach dem Tode des Königs Richard die deutschen Fürsten den Grafen Rudolf von Habsburg zum Reichsoberhaupte wählten und dieser nach der denkwürdigen Schlacht am Weidenbach (1278), in der König Ottokar sein Leben verlor, die alten Babenberg'schen Reichslehen Österreich, Steiermark und Krain für sein Haus in Anspruch nahm, trat thatsächlich in den Geschicken Wiens eine neue, entscheidende Wendung ein. Das emporblühende Geschlecht der Habsburger vereinigte, nachdem es zu Kraft und Ansehen gelangt war, ein immer größer werdendes Ländergebiet, das im Laufe der Jahrhunderte zu einem mächtigen Reiche emporwuchs. Wien war es beschieden, der Mittelpunkt dieses Reiches, die Stätte der reichen Culturgaben deutschen Geistes und deutscher Arbeit zu werden.

Anfangs unterwarfen sich die Bürger, eingedenk ihrer von Ottokar erhaltenen Begünstigungen, nur mit großem Widerstreben der Herrschaft der Habsburger, und die in ihrem Interesse sich bedroht fühlenden vornehmen Geschlechter ließen sich sogar in Verschwörungen gegen Rudolf und seinen Sohn Albrecht ein. Durch kluges und gerechtes Verfahren und durch ihren den unteren Volksclassen gewährten Schutz überwanden aber die Habsburger bald jeden Widerstand, so daß sie Wien schon nach kurzer Zeit als eine ihrer kräftigsten Stützen priesen. Thatsächlich vertheidigten bereits im Jahre 1291 die Wiener — ungeachtet ihrer Verstimmung gegen Herzog Albrecht I. wegen seiner Begünstigung der Fremden — die Stadt gegen die Ungarn. In den Jahren 1296 und 1308 lehnte die entschiedene Mehrheit der Bürger jede Betheiligung an den Verschwörungen der österreichischen Landherren ab. Nach dem Ländertheilungsvertrage des Jahres 1379, welcher ernste Zerwürfnisse im fürstlichen Hause hervorrief, traten allerdings manche Wechselfälle in der Haltung Wiens ein und es wurde der Schauplatz der heftigsten politischen Parteikämpfe. Für eine gerechte Sache büßten aber Bürgermeister Konrad Vorlauf und drei Rathsherren im Jahre 1408 ihr Leben ein. Opferwillig standen Wiener Bürger und ihre Söldner in den Reihen der Aufgebote gegen die ungarischen Freibeuter (1403), gegen die Hussiten (1421 bis 1425),

gegen die Raubritter und die zahlreichen Einfälle der Ungarn, Böhmen und Mährer. Freudig eilten sie nach Stuhlweißenburg, um der feierlichen Krönung Albrechts V. zum König von Ungarn beizuwohnen. Als mit dem Regierungsantritte Kaisers Friedrich III. bewegte Tage über Österreich hereinbrachen, der politische Parteigeist den Sinn für Recht und Rechtlichkeit trübte, die Finanznoth zur Münzverschlechterung, diese zur Theuerung und zu Störungen im Handel und Verkehr führte, da schwankten auch die Wiener Bürger wiederholt in ihrer Haltung, und der Eigennutz wie der demagogische Geist einzelner Stadträthe, das Mißtrauen der unteren Volksclassen und der Einfluß der österreichischen Stände führten zu traurigen Gewaltthaten. Zuerst unterstützten die Wiener Kaiser Friedrich III. in der Vertheidigung seiner Vormundschaftsrechte auf Ladislaus Posthumus unter Zurückweisung jeder Verständigung mit den ungarischen Ständen; später betheiligten sie sich aber an der Belagerung des Kaisers in seiner Burg zu Wiener-Neustadt, weil sie von seinem Mündel Ladislaus eine Besserung der inneren Zustände des Reiches erhofften. Energisch traten die Bürger nach dessen jähem Tode für die Untheilbarkeit ihrer Länder ein und sie wiesen im Jahre 1461 die Versuche des Herzogs Albrecht VI., sich in den Besitz der Hauptstadt zu setzen, an der Stubenthorbrücke mit solcher Tapferkeit zurück, daß sie vom Kaiser zum Lohn ihrer Treue das Wappen mit dem doppelköpfigen Reichsadler erhielten. Aber so groß war damals die Zerrüttung in den Zuständen der Hauptstadt, daß kurz darauf die rührige Partei Albrechts VI. das Stadtregiment an sich riß und mit dem Bürgermeister Holzer an der Spitze den Kaiser durch acht Wochen in der Burg belagerte (1463). Schwer büßte die Stadt die Verbrechen der Führer des Aufruhrs, letztere fanden dafür auch ihren Lohn, darunter Bürgermeister Wolfgang Holzer, welcher nach der auch an Albrecht VI. begangenen Treulosigkeit am 15. April 1463 hingerichtet wurde. In den Kriegen des Kaisers mit König Mathias Corvinus von Ungarn um den Besitz der böhmischen Krone vertheidigten die Wiener energisch ihre Stadt gegen die Angriffe des Letzteren. Zuletzt lag zwei Jahre (1483 bis 1485) das Heer des Mathias Corvinus vor den Mauern Wiens. Erst als jede Hoffnung auf Entsatz durch die Kaiserlichen geschwunden war und Unredlichkeit, Eigennutz und Verrath eine zum Theil nicht gerechtfertigte Nothlage im Volke hervorgerufen hatten, öffneten sich die Thore der Stadt (1485). Nach fünfjähriger Dauer von der Fremdherrschaft befreit, begrüßten die Wiener den römischen König Maximilian bei seinem Einzuge als ihren Befreier und trauernd umstanden sie bald darauf den Leichnam des Kaisers Friedrich III. im Dome zu St. Stefan.

Ungeachtet der Ausbreitung der Stadt blieb der älteste Theil ausschließend der Hauptsitz des bürgerlichen Lebens. Hier lagen in der Salvatorgasse das Rathhaus, einst ein Herrenhaus, welches die Bürger von Herzog Friedrich I. für ihre treue Haltung bei dem Aufruhr des österreichischen Landadels zum Geschenke erhalten hatten, die Schranne,

die Herbergen und Kaufläden der Zünfte, die wichtigsten Marktplätze und das Judenviertel, bis dasselbe nach Ausweisung der Juden im XV. Jahrhundert der Gemeinde zufiel. In den übrigen Theilen der Stadt verdichteten sich die Wohnsitze der Bürger und Handwerker erst dann, als nach der heftigen Pest des Jahres 1349 und der großen Feuersbrunst des Jahres 1361 Herzog Rudolf IV. die Niederlassung der Fremden wesentlich erleichtert hatte. Fremde Kaufleute, wie die Kölner und Regensburger, hatten sich im Westen der Stadt Waarenhäuser erbaut. Auch die vor den Mauern gelegenen Ansiedlungen waren zu stattlichen



Wien um das Jahr 1483, von der Rothenthurmseite.

Vorstädten herangewachsen, welche sich in ihrer Ausbreitung immer mehr den zwischen den Wiesen, Gärten und Rebenhügeln gelegenen Landgütern und Dörfern näherten.

Seit der Mitte des XV. Jahrhunderts waren die Ringmauern verstärkt und mit gedeckten Wallgängen versehen, die Stadtgräben vertieft und die Vorstädte durch Zäune, Gräben und Bollwerke in Vertheidigungsstand gesetzt. Nach Albrecht von Bonstettens Schilderung vom Jahre 1491 konnte es keine schöneren Bürgerhäuser geben. Sie waren hoch und stark gebaut und reich verziert, von innen und außen bemalt, die weiten Säle mit Glasfenstern und köstlichem Hausgeräth geschmückt: „Wo du in ein Haus gehst, meinst du in eines Fürsten Haus zu sein.“ Die Weinkeller lagen so tief und waren so ausgedehnt, daß man sagte: Wien sei nicht minder auf als unter der Erde erbaut. Die Straßen deckte hartes Gestein, welches durch die Räder der Wagen nicht gebrochen

werden konnte. Weithin ragten die Burg, der St. Stefansdom mit seinem hochanstrebenden Thurm, die Kirche zu St. Michael, die der Minoriten, der Augustiner, der Dominicaner und die Thürme der steinernen Höfe des Adels und der Klöster empor.

Dank den Freiheitsbriefen der Habsburger konnten weder die Geistlichkeit noch der Adel die Bürger schädigen. Diese waren lehensfähig und zur Erwerbung von Landgütern berechtigt. Sie wählten frei aus ihrer Mitte den Bürgermeister und die Stadträthe. Ihre eigenen Mitbürger entschieden über Leben und Eigenthum. Ihrem Schutze war die Stadt anvertraut und ohne ihren Willen konnte kein Fremder das Weichbild betreten. Seit dem Jahre 1396 saßen im Stadtrathe nicht allein Haus- und Grundbesitzer, sondern auch Kaufleute und Handwerker, wenn sie auch keinen Hausbesitz hatten. Jeder von ihnen konnte das Amt eines Bürgermeisters erlangen. Schon Albrecht II. beschränkte die Vermächtnisse von Bürgern an Klöster und Weltgeistliche und Herzog Rudolf IV. erhöhte den Werth des bürgerlichen Grundes und Bodens durch die Ablösbarkeit der Renten und Zinse. Er ließ von den zahlreichen Gerichten nur das Hofgericht, das Stadtgericht, das Münzgericht und das Judengericht fortbestehen, beschränkte die Anzahl der Asyle bis auf jene der Burg, der Probstei zu St. Stefan und des Schottenklosters, hob die Steuerfreiheit der Klöster, des Adels und der Hofbediensteten auf und verbot die Errichtung von Zechen und Innungen ohne Zustimmung des Stadtrathes. Jeder Handwerker, der länger als ein Jahr hier sein Gewerbe ausübte, mußte das Bürgerrecht erwerben. Auf die Leitung der weltlichen Schulen behielten die Bürger den ihnen von Kaiser Friedrich II. eingeräumten Wirkungskreis. Alles, was die Verwaltung des Gemeinwesens berührte, die Handhabung der Straßen- und Sicherheitspolizei, die Einhebung der Steuern, die Überwachung der Märkte und die oberste Leitung der für Arme und Kranke bestehenden Spitäler mit Ausschluß der auf besonderen Stiftungen beruhenden Anstalten lag in ihren Händen.

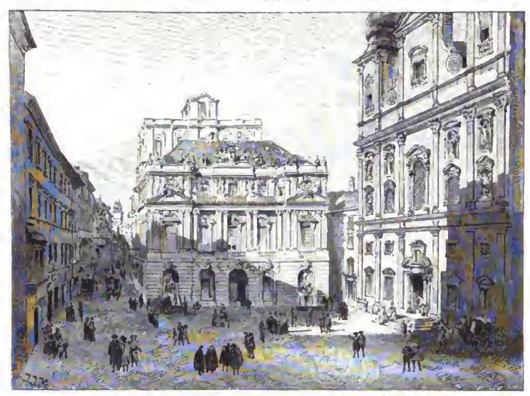
Zu dem wichtigsten Nahrungszweige der Bürger war der Weinbau gediehen. Soweit das Auge von den Stadtwällen reichte, bedeckten Rebenpflanzungen die Anhöhen, deren Erträgnisse die fremden Kaufleute mit Vorliebe gegen andere Waaren eintauschten. In den Weinstuben der Bürgerhäuser und der Klosterhöfe war es bei Musik und Spiel oft schon Vormittags so lebhaft, daß der Stadtrath gegen das Treiben daselbst strenge Maßregeln ergriff. Zum Schutze des Weinbaues der Bürger bestanden die Verbote der Einfuhr ungarischer und italienischer Weine. Nur in einer von der Gemeinde errichteten Taverne durften vom Jahre 1370 angefangen südländische Weine in kleineren Gefäßen verkauft werden. Die Klöster blieben auf den Ausschank einer bestimmten Quantität ihres Bauweines beschränkt. Vom Lande genossen nur einzelne Städte die Begünstigung des Verkaufes ihrer Weine in Wien. So ausgedehnt war der Weinbau, daß die Anlage neuer Weingärten beschränkt wurde, „damit der Wein nicht zu billig und das Getreide zu theuer werde".

Meist Handwerker aus Deutschland brachten die zahlreich betriebenen Gewerbe empor. Diese gelangten zwar nicht zu solcher Blüte und Vollkommenheit wie in anderen deutschen Städten, aber sie beherrschten doch den einheimischen Markt, und einzelne Artikel fanden selbst über die Grenzen des Landes hinaus lohnenden Absatz.

Durch das Niederlagsrecht war Wien das Reiseziel zahlreicher Fremder geworden. Fast das ganze Jahr hindurch strömten Kaufleute und Händler zu und ab. „Die Kaufleute einer jeden Nation“, erzählt W. Laz, „legen seit der Landesfürsten- (Niederlags-) Freiheit ihre Waaren, die entweder auf dem Wasser nach Ungarn, der Türkei, nach Serbien und in die Walachei oder auf dem Lande mit Wagen nach Böhmen, Polen, Schlesien, Slavonien, Dalmatien, Istrien oder Italien geführt werden sollen, hier nieder. Aus Deutschland werden auf der Donau nach Wien und von hier weiter nach Ungarn Eisenwaaren, Getreide, Hüte und Kleider, aus Ungarn Vieh und Ochsenhäute, aus Welschland köstliche Weine, Sammt und Seide, Früchte und andere Annehmlichkeiten des Lebens gebracht. Die Polen und Böhmen führen Wein von hier weg und schicken dagegen Häringe, allerlei Fische und Fleisch, Tuch und Bier. Die Wälschen führen von hier weg: türkischen Weizen, Früchte, Gold und Silber.“ Nur die oberdeutschen Kaufleute fügten sich ungern in den Zwang, ihre Waaren, welche sie durch Österreich und Steiermark verfrachteten, in Wien niederzulegen. Als sie ihren Kaufschatz über den Zeiring nach Italien führen wollten, bestellte der Stadtrath mit Zustimmung des Landesfürsten daselbst einen Pfleger, damit keine anderen Kaufleute als jene der Städte Enns, Linz, Freistadt, Wels und Gmunden, denen solches Recht verbrieft war, diesen Weg einschlugen. Wenige Jahre später saßen solche Pfleger auch am Karst und bei Venzone zur ausschließlichen Sicherung des Straßenzuges nach Venedig.

Aus der schlichten Pfarrkirche zu St. Stefan war eine reich dotirte Probstei mit einem mächtigen Dome geworden. Hundert Jahre später ging der schon von den Babenbergern lebhaft genährte Wunsch in Erfüllung, daß Wien aus der Diöcese Passau ausgeschieden und zu einem Bischofssitze erhoben werde. Durch den frommen Sinn der Habsburger wurden die alten Klöster vergrößert oder reformirt und neue bedeutende kirchliche Stiftungen gemacht. In der inneren Stadt entstanden das Augustinerkloster, das Stift bei St. Dorothea für die regulirten Chorherren des heiligen Augustin, das Clarakloster für arme adelige Witwen und Jungfrauen, das Nonnenkloster zu St. Laurenz, das Seelhaus für Büßerinnen vom dritten Orden des heiligen Franciscus und die Marienkapelle im Rathhause; — außerhalb der Stadt nach Übergabe des Franciscanerklosters in der Stadt an die Büßerinnen dieses Ordens das Kloster zu St. Theobald für Mönche vom Orden des heiligen Franciscus, die Wolfgangkapelle in der Schefffstraße, die Sebastiankapelle des Studentenspitals und die Kirche des St. Martinspitals vor dem Widmerthore.

Seit Rudolf IV. war Wien eine der hervorragendsten Pflanzstätten der deutschen Wissenschaft, denn der Herzog wünschte sehnlich, daß seine Stadt nicht hinter Paris, Bologna und Prag an geistiger Bedeutung zurückstehe. Reich dotirt mit ausgezeichneten, aus Frankreich und Deutschland berufenen Gelehrten, bildete die Universität einen wichtigen Factor in dem politischen und socialen Leben der Stadt. Ihre Lehrer saßen im fürstlichen, wie im bürgerlichen Rathe, sie verweilten als Abgesandte an fremden Höfen und an den Sitzen der Concilien. Der Aufenthalt der zahlreichen aus den Erblanden, Ungarn und



Der Universitätsplatz in Wien um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts. (Nach Canaletto.)

Deutschland gekommenen Studenten vermehrte die Quellen des Wohlstandes der Bürger, wiewohl diese oft viel unter dem jugendlichen Übermuthe und der Raufluſt der Studenten zu leiden hatten. Und mit der Pflege der Wissenschaft war auch der Sinn für bildende Künste erwacht. Zahlreiche Baumeister, Maler und Bildschnitzer schmückten nicht nur die Gotteshäuser, sondern auch die Wohnsitze des Adels und der Bürger mit ihren Schöpfungen. Überall treten uns die Bildungen eines durch das Wohlwollen der Fürsten und die Thatkraft des freien Bürgerthums emporgeblühten Gemeinwesens entgegen.

Wien erhielt sich aber keineswegs auf der errungenen Höhe. Schon seit der Mitte des XV. Jahrhunderts waren Anzeichen einer sich vorbereitenden Wendung in der Stellung der Stadt eingetreten. Seit dem Vordringen der Türken nach Europa

war das Gefühl der Sicherheit gewichen. Die inneren politischen Wirren hatten die Gegensätze zwischen den Parteien verschärft, die Bürger zum Mißbrauch ihrer Rechte und Freiheiten verleitet und Sitten und Charakter der Bewohner verwildert. Infolge der Verschlechterung der Münze und der Theuerung der Lebensbedürfnisse, der Unsicherheit der Straßen suchten die fremden Kaufleute den Wiener Platz zu meiden. Durch die Ausartungen der Geistlichkeit und die sich verbreitenden Ideen des Humanismus war es zu heftigen Gegensätzen unter den Gebildeten gekommen. Die Hochschule hatte durch politisches Parteileben ihr Ansehen und durch ihr Festhalten an den Lehren der Scholastik ihre Bedeutung für die Wissenschaft eingebüßt. Diese Erscheinungen machten sich in dem Leben unserer Stadt immer fühlbarer, je größer nach dem Tode Friedrichs III. die Umwälzungen in den politischen, kirchlichen und socialen Verhältnissen Europas wurden.

Der Zuwachs an Macht und Größe, welcher während der Regierungszeit des Kaisers Maximilian I. seinem Hause durch mannigfachen Ländererwerb zutheil wurde, nahm auf die politische Stellung Wiens keinen Einfluß. Sie war vielmehr durch den Neid und die Mißgunst der Stände der Erblande gar sehr gefährdet, wie deren Haltung auf dem Innsbrucker Ausschußtage im Jahre 1518 bewies, wo die Abgeordneten des Stadtrathes mit ihrem Vorschlage, Wien zum Sitze der obersten gemeinsamen Regierung zu wählen, nicht durchzudringen vermochten. Unter den Bürgern brach sich allmälig eine immer größere Erbitterung gegen die Regierung des Kaisers Bahn, weil diese angeblich die Grundlage ihrer Rechte, die Wahlfreiheit, beschränkte und in die Verwaltung der Gemeinde eingriff. Widerwärtige Processe wurden geführt und Zwistigkeiten unter den Bürgern genährt. Immer feindseliger wurde der Geist der deutschen Handelsgesellschaften gegen das Niederlagsrecht der Wiener. Die Augsburger Kaufherren und ihre Genossen ruhten nicht, bis endlich eine neue Niederlagsordnung zustande kam, welche den Großhandel ausschließlich in ihre Hände brachte. Nebstbei nahm der Welthandel nach der Entdeckung Amerikas eine Richtung, welche die frühere Bedeutung Wiens für Italien und den Orient als Handelsplatz schwächte. Nur in einer Beziehung schien es, als ob unsere Stadt das Versäumniß früherer Jahre nachholen, zu einer hervorragenden Rolle bei der durch Kaiser Maximilian I. mächtig geförderten Befreiung der Wissenschaften von den Banden der Scholastik bestimmt und zum Hauptsitze geistiger Forschung auserkoren sein würde. Männer von großem Rufe bestiegen die Lehrstühle der Hochschule, gründeten eine gelehrte Gesellschaft für die Pflege der classischen Studien und geizten nach dem Ruhme der Dichter des Alterthums. Mit Eifer wurde nach den Quellen der Landesgeschichte und den Gesetzen der Natur geforscht. Und aus weiter Ferne zogen die Studenten wieder auf die Hochschule zur Betheiligung an der Bewegung der Geister. Dieser Aufschwung dauerte aber nicht länger als das Leben des „letzten Ritters“.

Nach dem Tode Kaisers Maximilian I. verschlimmerten sich nach jeder Richtung die Zustände in Wien. Es kam im Bunde mit den niederösterreichischen Ständen zu einem Aufruhre, der mit der Vertreibung der landesherrlichen Regenten und der Einsetzung einer ständischen Regierung endete. Nach dem Eintreffen des Erzherzogs Ferdinand I. büßte Bürgermeister Martin Siebenbürger, eines der Häupter der Bewegung, seine Haltung mit dem Leben. Die „Genannten", die Haupttriebfedern aller politischen Bewegungen im XV. Jahrhunderte, wurden beseitigt, Wien erhielt eine neue Gemeindeverfassung, welche die bisherige Autonomie der Verwaltung vernichtete, die landesfürstliche Gewalt kräftigte und nur den Haus- und Grundbesitzern die Ausübung des Wahlrechtes und die Theilnahme an der Verwaltung sicherte.



Die Angreifer Wiens vom Jahre 1529. (Nach Guldenmundt.)

Mit dem Verluste eines großen Theiles der alten Rechte und Freiheiten fiel noch ein anderes, für die nächste Zukunft Wiens bedeutungsvolles Ereigniß zusammen. Fast unabwendbar war seit dem Falle Belgrads die Gefahr eines Vordringens der Türken bis an die Mauern unserer Stadt. Schien es doch das sehnlichste Verlangen des Sultans Suleymann zu sein, dem mächtigen Habsburg'schen Reiche einen empfindlichen Stoß dadurch zu versetzen, daß Wien, das größte und wichtigste Bollwerk dieser Macht, zerstört werde! Vollbewußt dieser Gefahr war seit dem Tode des Königs Ludwig von Ungarn in der Schlacht bei Mohács allerdings die Sorge Königs Ferdinand I. unablässig darauf gerichtet, die Widerstandskraft Wiens zu stärken. Deutsche Reichshilfe wurde zur Stellung von Soldaten und zur Erlangung genügender Geldmittel in Anspruch genommen und das kurzsichtige Widerstreben der Stände gegen die Leistung von Kriegssteuern und die Ausrüstung von Mannschaft bekämpft. Sogar die zu den Kirchen gestifteten Kleinodien (Gold, Silber und Juwelen) wurden zu den fortificatorischen Bauten und zur Anschaffung von Proviant verwendet. Außer Stande aber, mit den vorhandenen Mitteln das ganze Weichbild von Wien

in die Vertheidigung einzubeziehen, beschränkten sich alle Vorkehrungen nur auf die Behauptung der inneren Stadt. Die Vorstädte wie die umliegenden Dörfer sollten den Türken preisgegeben werden. Die Führung der Vertheidigung der Stadt übertrug der König dem durch glänzende Waffenthaten in Italien und Ungarn berühmt gewordenen Grafen Niklas Salm. Bevor noch der Ausbau der Befestigungen vollendet, eine ausreichende Besatzung und ein genügender Lebensmittelvorrath gesammelt war, drangen die Türken gegen Wien vor. Furcht und Schrecken bemächtigten sich der Bürger. Als zugleich verlautete, daß Graf Salm angesichts der mißlichen Lage sich mit der Hauptmacht zurückziehen und nur die nothwendigste Besatzung nach Wien werfen wolle, ergriff ein Theil der Bewohner die Flucht. Mannhaft stellten sich Bürgermeister Treu, der Stadtrichter Pernfuß und die zurück-



Die Vertheidiger Wiens vom Jahre 1529. (Nach Meldemann.)

gebliebenen wehrhaften Bürger den Vertheidigern zur Verfügung, bereit, alle Gefahren, alle Leiden und Entbehrungen zu ertragen. Erst nach dem Eintreffen des jungen und muthigen Pfalzgrafen Philipp von Baiern an der Spitze der ersten Abtheilungen der sehnlichst erwarteten Reichsvölker änderte der Kriegsrath auf dessen Vorstellungen den ursprünglichen Plan und Graf Salm erhielt die Aufgabe, die Stadt mit der Hauptmacht aufs Äußerste zu vertheidigen.

Am 19. September 1529 erschien die Vorhut des Feindes unter schreckenverbreitenden Anzeichen seiner Verheerungswuth. Zur Erschwerung des Vordringens der Türken bis an die Stadtgräben ließ Graf Salm die Vorstädte in Brand stecken; in dem Feuermeere ging Habe und Gut von Tausenden von Bewohnern zu Grunde. Wenige Tage später war der Aufmarsch des gewaltigen Heeres vollendet. Bei St. Marx erhob sich das kostbare Zelt des Sultans; von hier bis zum Ladislausthurme auf der Wieden lagerte die Hauptmacht. Rasch begannen unter Sturm, Regen und Kälte die Belagerungsarbeiten, deren Hauptziel die Erstürmung der Mauern nächst dem Kärntnerthore war. Vor dem Burgthor

setzten sich in den niedergebrannten Häusern die Büchsenschützen fest und unterhielten Tag für Tag das heftigste Feuer gegen die Burg. Inzwischen hatte auch Graf Salm, unterstützt von dem Pfalzgrafen Philipp, den Herren von Rogendorf, Eck von Reischach, Leonhart von Fels und anderen Untercommandanten, energische Vorkehrungen getroffen. Kaiserliche, Deutsche, Spanier und die Fähnleins der Bürger standen an den Hauptpunkten, mit Ausdauer und Wachsamkeit alle Angriffe zurückweisend. Fast täglich unternommene Ausfälle, zum Theil unter persönlicher Führung des Grafen Salm, suchten den Feind zu ermüden. Mahnungen und Drohungen des Sultans zur Übergabe der Stadt blieben unbeantwortet. Immer heftiger wurde das Feuer der Geschütze, immer näher rückte der Zeitpunkt des Sturmes heran. Mit begeisterter Hingebung gelobten aber die Belagerten, die letzte Bresche zu vertheidigen, den letzten Mann der heiligen Sache der Religion, der Cultur und Freiheit zu opfern. Mißmuthig über den hartnäckigen Widerstand machte der Sultan am 12. October den letzten, halbverzweifelten Sturmangriff zwischen dem Kärntner- und Stubenthor. Nach dem Einsturz der Stadtmauer traten die Deutschen und die Spanier in geschlossenen Reihen vor und bildeten mit ihren Leibern eine unerschütterliche Wehr. Am heftigsten wüthete der Kampf beim Kärntnerthor, wo Reischach und Rogendorf auf den zerstörten Zinnen und Brustwehren commandirten. Infolge so unerschütterten Opfermuthes blieb auch der letzte Versuch, die Stadt zu erstürmen, vergeblich und es erübrigte Suleymann, dessen Lage überdies durch die bevorstehende schlechte Jahreszeit, die Verzagtheit seiner Kriegsleute und den Mangel an Proviant schlimm geworden war, nichts als die Belagerung aufzuheben. Unter Geheul und Lärmen und nach der Ermordung von 2.000 Gefangenen traten die Türken den Rückzug an. Wien und mit ihm die Erblande und Deutschland waren gerettet. „Denn hätt' der Türke", schreibt Stern von Labach, ein Augenzeuge der Belagerung, „Wien erobert, so wäre er noch in diesem Jahre in die oberen deutschen Lande gedrungen und hätte alles verbrannt und verdorben."

Wie groß auch die Verluste an Habe und Wohlstand durch die erste Türkenbelagerung waren, so wären sie doch leicht wieder zu ersetzen gewesen, wenn die heldenmüthige Abwehr jede weitere Gefahr für Wien beseitigt hätte. Seit dieser Zeit war aber unsere Stadt in steter Bedrängniß, der Zerstörung durch die Türken anheimzufallen. Die Haltung der religiösen und nationalen Parteien in Ungarn und Siebenbürgen und der Mangel an Geld und Truppen hinderten, daß die Türken dauernd an die untere Donau zurückgeworfen wurden. Einen großen Theil Ungarns beherrschend, erneuerten sie fort und fort den Krieg, bald im offenen, bald im geheimen Einverständnisse mit Frankreich; sie beherrschten die österreichische und die deutsche Politik durch mehr als ein Jahrhundert und hemmten die innere Befestigung des Reiches und der Macht der Habsburger in den

Ländern der ungarischen Krone. So drangen die Türken im Jahre 1596 neuerdings gegen Wien vor. Nach dem Verluste der Festung Raab arbeiteten Tag und Nacht Bürger, Bauern und Soldaten an der Instandsetzung der Festungswerke Wiens. Erst als im Jahre 1598 Raab durch die Tapferkeit Adolfs von Schwarzenberg und Nikolaus Palffys wieder in die Hände der Kaiserlichen gekommen war, verringerte sich die Gefahr und war die Freude so groß, daß Kaiser Rudolf II. den Ständen und Städten den Auftrag gab, auf allen Kreuzwegen steinerne Denksäulen zu errichten mit der Inschrift:

„Sag' Gott dem Herrn Lob und Dank,
Daß Raab ist kommen in der Christen Hand."

Seither verspürte Wien durch längere Zeit allerdings weniger die Türkennoth. Dafür begann nunmehr das Bündniß der protestantischen Parteien in Ungarn und Böhmen mit jenen in den Erblanden den Frieden in der Hauptstadt zu trüben. Graf Bouquoy rückte im Jahre 1620 mit dem ligistischen Heere gegen Wien vor. Neuerdings in ein Kriegslager umgewandelt, hatte die Stadt überdies noch die Gräuel der zu ihrem Schutze in die Vorstädte eingerückten polnischen Kosaken zu ertragen, so daß die Bewohner der Vorstädte flohen und die Bürger für die Verluste an Eigenthum 40.000 Gulden bezahlen mußten. In dem hierauf durch dreißig Jahre wüthenden Glaubenskriege erschienen auch die Schweden unter Torstenson vor Wien in der Absicht, vereint mit den Ungarn unter dem Fürsten Rákóczy in den Besitz der Stadt zu gelangen.

Gleich verderblich wie die Türkenkriege waren für die Fortentwicklung Wiens die Wirkungen der Reformation. Anfangs beruhte auch in Wien die ganze religiöse Bewegung auf unklaren Anschauungen. Ein Theil des Adels bemächtigte sich derselben, weil er seine Hand gerne nach den geistlichen Gütern ausstreckte. Die unteren Volksclassen griffen dieselbe auf, weil sie mit der sittlichen Haltung der Klostergeistlichkeit unzufrieden waren und von der Wiederherstellung des reinen Evangeliums eine Befreiung aus ihrer materiellen Noth erhofften. Ist es doch sehr bezeichnend, daß gerade in Wien, wie das Auftreten des Kaspar Tauber und des Balthasar Hubmayr bezeugt, die entschiedenste, auf socialistischer Grundlage beruhende Richtung der Reformation Anhänger fand. Andere schlossen sich der Bewegung an, weil sie glaubten, daß es sich nur um Reformen innerhalb der römischen Kirche handle, zudem gegen die Aufhebung der Fastengebote, der Ohrenbeichte, die Heiraten der Mönche und der Weltgeistlichen und die Spendung des heiligen Abendmahls in beiden Gestalten kein sehr starker Widerspruch von kirchlicher Seite erhoben und den oberen Ständen die freie Religionsübung gestattet wurde. Allmälig löste sich aber die Verwirrung der Geister; es wurde klar, daß es sich einerseits um eine vollständige Trennung von der römischen Kirche, anderseits zwischen den Religionsparteien um die Verfolgung verschiedener politischer Interessen handle. Als später auch die Regierung entschiedener auftrat und dem

vierten Stande das Zusammengehen mit dem protestantisch gesinnten Adel streng untersagte, trat zwischen den Bürgern, die meist an der katholischen Kirche festhielten, und den fremden Kaufleuten, Handwerkern und Arbeitern, die zur protestantischen Lehre sich bekannten, eine starke Spaltung ein, welche tief in die socialen Verhältnisse eingriff.

Zur Bekämpfung der protestantischen Lehre begann allerdings schon unter Ferdinand I. in Wien die Gesellschaft Jesu ihre Thätigkeit. Der Einfluß der Jesuiten auf weitere Kreise war aber damals noch gering, weil deren Hauptaugenmerk vorläufig auf rein theologische Angelegenheiten, auf das Schulwesen und die Bekehrung der jungen Adeligen gerichtet blieb, zu welchem Zwecke sie das in Verfall gerathene Karmeliterkloster am Hof zur Errichtung einer lateinischen Schule und eines Convictes für Söhne des niederösterreichischen Herren- und Ritterstandes erhielten. Erst unter den Kaisern Ferdinand II. und Ferdinand III. begannen ihre Eingriffe auch in weltliche Angelegenheiten, und sie betrieben nunmehr das Werk der Gegenreformation auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Seither wurde auch die Lage der Protestanten immer schwieriger. Sie verloren im Burgfrieden der Stadt die Besitzfähigkeit und mußten ihre Häuser verkaufen. Nur den fremden protestantischen Kaufleuten und Handwerkern blieb, geschützt durch ihre Handelsrechte, der Aufenthalt in der Stadt gestattet. Auf die Bürger selbst übte die Regierung den stärksten Gewissensdruck aus, indem jeder den Eid auf das katholische Glaubensbekenntniß ablegen mußte. Zahlreiche Klöster und Bruderschaften traten mit der Aufgabe ins Leben, theils auf dem Wege des Unterrichtes und der Erziehung, theils durch Predigten auf die Wiederbelebung des katholischen Glaubens in den unteren Volksclassen hinzuwirken. Fast bei jeder Kirche bildeten sich Bruderschaften der Zechen und Innungen zur Förderung des Seelenheils ihrer Mitglieder.

Was aber Wien durch die Anstrengungen zur Wiederherstellung der Einheit des Glaubens die größten Nachtheile brachte, war die dadurch eingetretene Verkümmerung des geistigen Lebens. Diese zeigte sich zunächst bei der Universität. Schon die Grundgesetze Kaisers Ferdinand I. hatten ihr die freie Bewegung benommen, indem deren Bestimmungen sich mehr die Förderung der Staatszwecke als jene der Wissenschaft vor Augen hielten. Der Besuch der Hochschule war schon damals theils infolge der Zerwürfnisse unter den Lehrern, des Mangels an Disciplin unter den Schülern und des Wegbleibens der Söhne des protestantischen Adels, theils infolge der Bemühungen der Jesuiten zur Hebung der an ihren lateinischen Schulen betriebenen philosophischen Studien schwach geworden. Nach dem Erscheinen des Grundgesetzes Ferdinands II. vom Jahre 1623 wurde die Lage der Hochschule noch ungünstiger. Sie kam vollständig in die Hände der Jesuiten, welche dem Humanismus die einseitigste Richtung gaben und die Pflege der Naturwissenschaften, deutsche Sprache und Literatur, sowie die vaterländische Geschichte vernachlässigten. Mit

größter Strenge übten sie die Büchercensur und hielten alle wissenschaftlichen und schöngeistigen Werke, welche protestantischen Ursprungs waren, von der Verbreitung durch den Buchhandel fern. Nicht besser erging es dem Unterricht an den lateinischen und deutschen Schulen nach dem Eintritt der Gegenreformation. Erstere waren einförmig und geisttödtend, letztere derart in Verfall, daß es an Personen fehlte, welche den Unterricht würdig betrieben. Häufig bemächtigten sich des Unterrichts an den deutschen Schulen Leute, welche als Nebenerwerb die Stellen von Boten, Küstern und Vorsängern bei den Wallfahrten versahen oder sich als Wirthshausmusikanten verdingten. Unter der vollständigen Beherrschung politischer und religiöser Gesichtspunkte wurde die Verbindung mit dem geistigen Leben Deutschlands gelockert und wurden die Fortschritte der deutschen Bildung ferne gehalten. Dazu kam noch, daß durch den überwiegenden Einfluß der Spanier und Italiener am kaiserlichen Hofe fremdländische Sitten und Einrichtungen vorherrschend wurden.

Schwer litt unter der Rückwirkung der Türkennoth und der Reformation das ganze bürgerliche Leben. Eine Folge der wichtigen militärischen Stellung Wiens war, daß die innere Stadt in eine den fortificatorischen Grundsätzen der damaligen Zeit entsprechende Festung umgestaltet wurde. Dem Rufe des Kaisers folgend, leisteten sowohl die Erblande als auch die übrigen Länder des deutschen Reiches, insbesondere dessen angesehenste Städte, reichliche Beiträge zur Bestreitung der Baukosten. Vor allem hatte Wien selbst bedeutende Auslagen auf sich zu nehmen. Zuerst wurden im Anschlusse an die alten Stadtmauern Bastionen mit breiten Wallgängen errichtet und diese nach und nach durch Mauercourtinen verbunden. Im XVII. Jahrhundert erhöhte die Regierung die Widerstandskraft durch die Erbauung von Außenwerken. Zwischen der Festung und den Vorstädten entstand ein breiter unbebauter fortificatorischer Rayon, welcher mit den Fortschritten in der Tragweite der Geschütze und in der Minirkunst wiederholt erweitert wurde. Dadurch wurde auch der Abbruch zahlreicher Häuser nothwendig und die Verbindung mit den Vorstädten unterbrochen. Außerdem blieben letztere den Verheerungen der Feinde preisgegeben.

Immer schärfer überwachte die Regierung die Gemeindeverwaltung. Die Bewachung der Stadt kam in die Hände der Stadtguardia, eines militärisch organisirten Corps, neben welchem die Bürgerwehr viel von ihrem Ansehen einbüßte. Die oberste Leitung der Bewachung und Vertheidigung hatte nicht mehr der Bürgermeister, sondern der vom Kaiser ernannte Festungscommandant. Die Soldaten der Stadtguardia, meist verheiratet, dabei schlecht bezahlt, trieben in ihren auf den Basteien gelegenen Häuschen allerlei Unfug, indem sie dort die verschiedensten Gewerbe ausübten, die steuerzahlenden Handwerker im Erwerbe beeinträchtigten und ihre Wohnungen zu Schlupfwinkeln für leichtsinnige Dirnen hergaben. Ein Theil der Bürger wurde durch die Vermehrung der Häuser der Adeligen, der Angehörigen des Hofstaates und der Regierungsbeamten, sowie durch die Gründung

neuer Klöster aus seinem Besitze verdrängt. Das Zusammendrängen der Bevölkerung innerhalb der Festungswerke machte die Straßen enger, die Häuser höher und den Gesundheitszustand immer ungünstiger. Die Unreinlichkeit und das Elend unter den niederen Volksclassen waren wesentliche Ursachen der großen Verheerungen der Pest in den Jahren 1541, 1570, 1586 und 1679. Infolge der vielen Krankheiten und sanitären Übelstände, der verabschiedeten Söldner, der beschäftigungslosen Handwerker und der verarmten Landbewohner, welche mit Bettelbriefen versehen nach Wien zogen und hier die Eingänge der Kirchen besetzt hielten, vermehrten sich nur die Armen- und Krankenanstalten. So entstanden in dieser Zeit: das Hospital für die kranken und alten Diener des kaiserlichen Hofstaates, das Bürgerspital in der Augustinergasse an der Stelle des in der ersten Türkenbelagerung zu Grunde gegangenen Spitals vor dem Kärntnerthor, das Lazareth und der Contumazhof für Pestkranke, das Spital der barmherzigen Brüder, die Chaos'sche Stiftung für arme Waisen und das Bäckenhäusl in der Währingerstraße.

Hatte Wien als Handelsplatz nichts verloren, seitdem Ofen in den Händen der Türken war, weil die deutschen Kaufleute, welche früher in die ungarische Hauptstadt zogen, in Wien Niederlagen errichteten, so hinderte die von Kaiser Maximilian I. verkündigte neue Niederlagsordnung, welche den Großhandel vollständig den Händen fremder Kaufleute übergab, das Emporblühen eines wohlhabenden einheimischen Kaufmannsstandes. Nebstbei bedrückten auch die Juden im unteren Werd die Wiener Kaufmannschaft, indem sie unter dem Schutze der mit Privilegien ausgestatteten reichen Hofjuden gleichfalls Geld- und Handelsgeschäfte betrieben. Aber auch an das Emporkommen einer größeren einheimischen Industrie war bei dem starken Rückgang des Bürgerthums und der Concurrenz des Auslandes nicht zu denken. Die Wiener Handwerker fanden bei dem geringen Umfange des Betriebes ihrer Gewerbe und dem beschränkten Waarenabsatze nicht mehr als das nothwendigste Auskommen.

Nur als kaiserliche Residenz trat Wien unter Ferdinand I. und Maximilian II. mehr in den Vordergrund. Der Hofstaat vergrößerte sich, glänzende Turniere und Feste wurden sowohl in der Burg wie im unteren Werd abgehalten. Zur alten Hofburg kamen die Stallburg und der Amalienhof. Zur Zeit Kaisers Rudolf II. war zwar die Hofburg vereinsamt, mit Vorliebe hielten sich dagegen die Kaiser Ferdinand II. und Ferdinand III. wieder in Wien auf und beriefen zur Pflege der dramatischen Kunst zahlreiche Dichter, Musiker, Künstler, Sänger und Tänzer an den Hof. Noch mehr hob sich die Stellung Wiens als Residenz unter Kaiser Leopold I. Eifersüchtig auf den Glanz des französischen Hofes suchte er auch dem seinigen ein gleich prunkvolles Gepräge zu geben. Die Burg erhielt ihre Westfaçade, den sogenannten Leopoldinischen Tract, Schönbrunn sein Schloß mit den französischen Gartenanlagen. Die musikalischen und mimischen Feste und Dramen erreichten



durch ihre Großartigkeit und ihre Pracht den Höhepunkt ihrer Entwicklung. Hervorragende Künstler wurden mit Aufträgen von Werken der Malerei und Bildnerei betraut.

Ein weltgeschichtliches Ereigniß, welches sich gegen Ende des XVII. Jahrhunderts vollzog, sprengte endlich die Fesseln der weiteren Entwicklung Wiens. Angeeifert von König Ludwig XIV., dem mächtigsten Rivalen der Habsburger, ließen sich damals die Türken nach zwanzigjährigem Frieden neuerdings in einen Krieg mit Österreich ein. Ihre Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang beruhte auf der Unterstützung Frankreichs, auf den fortdauernden Unruhen in Ungarn und Siebenbürgen und auf der Verwendung eines Theiles der kaiserlichen Truppen in Italien und den Niederlanden. Nach langen Vorbereitungen setzte sich ein wohlausgerüstetes Heer von 200.000 Mann unter der Führung des Großveziers Kara Mustapha in Bewegung, um unmittelbar auf Wien loszugehen.

Die Stadt war zwar in einem besseren Vertheidigungszustande als im Jahre 1529, aber auch diesmal erschienen die Türken noch vor der vollen Beendigung der militärischen Vorbereitungen und vor der Bildung des aus den Kaiserlichen, den deutschen Hilfstruppen und den Polen zusammengesetzten großen Heeres, welches Wien vor den Gefahren einer länger dauernden Belagerung bewahren sollte. Auch diesmal hing daher das Schicksal Wiens zum großen Theile von der Thatkraft und dem Opfermuth der Männer ab, denen die Vertheidigung anvertraut war. An der Spitze standen Ernst Rüdiger Graf Starhemberg, der durch Unbeugsamkeit und Tapferkeit ausgezeichnete militärische Vertheidiger Wiens, Graf Zdenko Kaplir, der thätige Präsident des Deputirtencollegiums, Graf Leopold Kollonitz, der unermüdet für die Verwundeten und die Herbeischaffung von Proviant und Geld wirkende Bischof, und Bürgermeister Johann Andreas Edler von Liebenberg, das Vorbild patriotischer Hingebung und Aufopferung. Mit diesen Männern wetteiferten die Officiere und die Soldaten der Besatzung wie die Bürger, Handwerker und Studenten. Jeder derselben war auf seinem Platze, bereit, sein Leben und sein Eigenthum dem Schutze und der Ehre der Stadt zu weihen.

Am 13. Juli 1683 begann auf dem Rücken des Laaer- und Wienerberges der Aufmarsch der Türken. Die Feuersäulen der in Brand gesteckten Vorstädte und Dörfer verkündigten den Belagerten das Erscheinen des Feindes. Im Halbkreise mit seinen Truppen die Stadt umziehend, schlug Kara Mustapha hinter St. Ulrich, nahe der Schmelz, sein Hauptquartier auf. Ungleich dem Vorgange bei der ersten Belagerung richteten sich die stärksten Angriffe auf die Burg- und Löwelbastei; vor diesen breiteten sich auf dem Flächenraume des heutigen Rathhausplatzes die Laufgräben und Minen aus, welche die Angriffe auf die Vorwerke und die Basteien vorbereiteten.

Einen vollen Monat lagen die Türken bereits vor Wien, ohne daß Aussicht auf einen nahen Entsatz vorhanden gewesen wäre. Ungeachtet fast täglich heftige Angriffe

stattfanden, bewährten die Belagerten ihren Muth, und ihre Zuversicht war anfangs so groß, daß sie die Aufforderung des Großveziers zur Übergabe der Stadt höhnend mit Trompeten, Pauken und lustigen Weisen auf der Kärntnerthorbastei beantworteten. Aber von Tag zu Tag schmolz die Zahl der Vertheidiger, Verwundete und Kranke füllten die Spitäler, Hunger und Noth machten sich geltend. Ein kühner Sendbote, Georg Koltschitzky, schlich sich durch das türkische Lager, um Herzog Karl von Lothringen, den Führer der Kaiserlichen, von der schwierig gewordenen Lage der Vertheidiger in Kenntniß zu setzen. Obgleich der Herzog das baldige Eintreffen des Entsatzes in Aussicht stellte, verfloß noch ein Monat bis zum Eintritte des ersehnten Ereignisses. Je näher das Entsatzheer heranrückte, desto heftiger wurden die Stürme. Die Noth der Belagerten war aufs Höchste gestiegen. Wegen Überfüllung der Spitäler lagen Kranke und Todte auf den Straßen, einzelne Gebäude der Stadt geriethen in Brand, Elend und Verzweiflung sprach aus den Zügen der Soldaten und Bürger. Es bedurfte eindringlicher, begeisternder Worte des Commandanten Grafen Starhemberg, damit Alle in ihrer Pflicht und patriotischen Hingebung ausharrten.

Anfangs September setzte sich endlich das bei Tulln gesammelte Entsatzheer unter dem Obercommando des Königs Johann Sobieski von Polen gegen Wien in Bewegung. Die Kaiserlichen führte Herzog Karl von Lothringen, die Polen ihr König, die Baiern Kurfürst Max Emanuel und die Sachsen Kurfürst Johann Georg III. Nebst diesen standen noch andere hervorragende deutsche Fürsten, wie der Markgraf Ludwig von Baden und der Fürst von Waldeck im Heere. Nachdem der Kriegsrath sich für den Marsch durch den Wienerwald und über das Kahlengebirge entschieden hatte, pflanzten am 11. September die Kaiserlichen in dem von ihnen besetzten Schlosse auf dem Leopoldsberge eine große Fahne auf und zündeten in der Nacht Feuer an, welche den Belagerten die nahende Hilfe verkündigten. Am 12. September begann die denkwürdige Entsatzschlacht. In drei Treffen geordnet rückte das christliche Heer von den Anhöhen vor. Kara Mustapha, der in seltener Verblendung das Anrücken des Feindes ruhig geschehen ließ, verkannte die Größe der Gefahr und stellte zu spät seine Hauptmacht den Angreifern entgegen. Nach schweren Kämpfen entschied die Tapferkeit und die Klugheit des Herzogs Karl von Lothringen den Sieg. In größter Verwirrung flohen die Türken, alles in ihrem Lager als reiche Beute zurücklassend. Unter grenzenlosem Jubel öffneten die Belagerten die Ausfallsthore; ganze Scharen drängten, von Hunger getrieben, in das Türkenlager, um sich der Vorräthe an Lebensmitteln zu bemächtigen. Stolz auf den unter seiner Führung errungenen Sieg spendete König Johann sowohl den Kaiserlichen und den Deutschen, als auch den Vertheidigern Wiens für ihre Tapferkeit und ihre Ausdauer das wärmste Lob. Voll Dankbarkeit überhäuften der Kaiser und der Stadtrath die Retter mit Ehren und Geschenken.



Der Entsatz von Wien im Jahre 1683. (Nach einer Tapete in der kaiserlichen Hofburg zu Wien.)

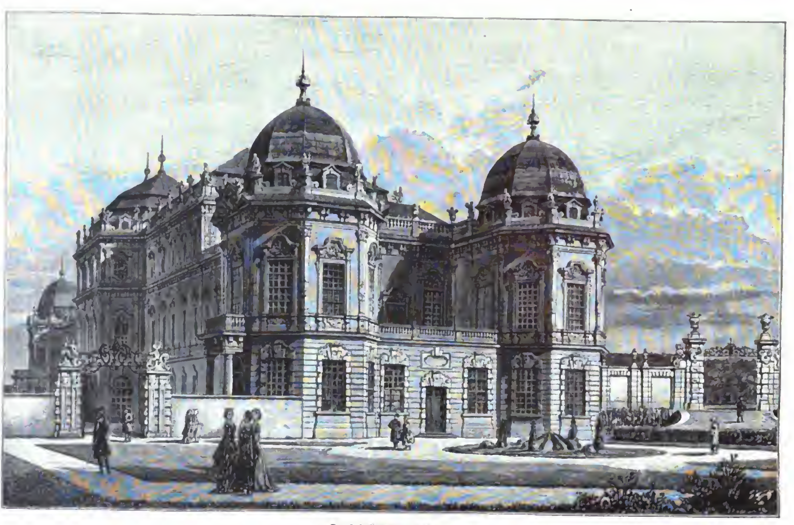
Noch nach Jahren war Leopold I. des patriotischen Geistes der Bürger eingedenk und belohnte sie mit dem Burgfriedensprivilegium, „weil sie mit Hintansetzung von Gut und Blut diese kaiserliche Haupt- und Residenzstadt als eine Vormauer der Christenheit aufrecht erhielten". Doch nicht allein Österreich, ganz Europa begeisterte sich für die Heldenthaten der Vertheidiger und Befreier und feierte sie in Wort und Bild, in Münzen und Medaillen so zahlreich wie kaum eine andere kriegerische That.

Unermeßlich waren die politischen Folgen des Sieges. Ermuthigt durch diesen glänzenden Erfolg setzten Karl von Lothringen und nach ihm Prinz Eugen von Savoyen den Krieg gegen die Türken siegreich fort. Es kamen die Ruhmestage des österreichischen Heeres bei Ofen, Stuhlweißenburg, Belgrad, Szlankament und Zenta. Österreich und Deutschland waren dauernd von der Türkengefahr, Wien von seiner schwierigen Mission als Vormauer der Christenheit befreit.

Die seit diesen Tagen in der inneren Gestaltung des Reiches eingetretene Wendung wurde für das Wiederemporblühen Wiens von größter Bedeutung. Alle Bestrebungen der Staatsmänner jener Epoche zielten auf eine Festigung des Bandes der unter Habsburgs Scepter vereinigten Volksstämme und auf eine Erschließung der Hilfsquellen zur Hebung der Macht und des Wohlstandes des Reiches. Und je größere Fortschritte die Bestrebungen machten, die verschiedenen Völker durch die Verbreitung deutscher Sprache und Bildung, durch gemeinsame Grundsätze in der Verwaltung, der Rechtspflege und den Heereseinrichtungen in einen festeren Verband zu bringen, desto mehr wurde Wien der Mittelpunkt der Fortschritte auf den Gebieten der Industrie und des Handels, des Unterrichts, der Kunst und der Wissenschaft. Mächtiger als irgend eine Stadt des Reiches von allen Geschicken der Dynastie und des Staates berührt, bewährten sich dafür auch in den schwierigsten Lagen der patriotische Geist, sowie die Opferwilligkeit und der Gemeinsinn der Bürger. Wie streng auch oft Fremde in ihren Schilderungen die Sitten beurtheilten, über die seltene Liebe und Treue der Wiener zu ihren Fürsten waren sie einig in ihrem Lobe.

Noch einmal wurde Wien unter Kaiser Leopold I. von den aufständischen Ungarn unter Rákóczy bedroht. Als Eugen von Savoyen zum Schutze der neu entstandenen Vorstädte eine aus Gräben und Pallisaden bestehende Vertheidigungslinie, die Linienwälle, errichten ließ, leisteten die Bewohner der Stadt und der Vorstädte Schanzarbeit und die Bürger übernahmen die Bewachung und Vertheidigung dieser Wälle. Aber nicht nur ein Held auf dem Schlachtfelde war der „edle Ritter" Prinz Eugen, er war auch ein Freund und Förderer der Künste und Wissenschaften. Nebst dem Palais in der Himmelpfortgasse errichtete er sich das herrliche Belvedere, von dessen Fenstern aus er das aufblühende Wien mit segnendem Auge zu überblicken vermochte.





Das k. k. Belvedere in Wien.

Freudig begrüßten die Wiener den Abschluß der pragmatischen Sanction, welche die Einheit und Untheilbarkeit der Monarchie sicherte und die Erbfolgeordnung regelte. Unerhörter Jubel herrschte an dem Tage, an welchem Maria Theresia durch die Geburt eines Thronerben die Völker Österreichs von der Besorgniß über die Zukunft des Reiches befreite. Sie rüsteten sich zur Vertheidigung der Stadt gegen die Baiern, feierten durch Feste und Dankgebete, in Lied und Wort die Siege Dauns und Laudons über Friedrich den Großen. Der Liebe zur Kaiserin, der Bewunderung der von ihr ausgehenden Reorganisation des Staatswesens, ihrer Einrichtungen zur Förderung des geistigen Lebens, ihres warmen Herzens zur Linderung der Noth gaben sie bei jedem Anlasse begeisterten Ausdruck. Wahrhaft rührend war das Verhältniß der Bürger zur Kaiserin in allen das Glück und das Wohl ihrer Familie berührenden Angelegenheiten. Wie bestürzt waren sie, als Maria Theresia an den Blattern todtkrank darniederlag! Wie herzlich war ihre Freude, als ihnen die Kaiserin während einer Vorstellung im Burgtheater von ihrer Loge aus die Geburt eines Enkels mit den Worten: „Der Poldl hat an' Buam und grad' am Bindtag, an mein' Hochzeitstag!" persönlich verkündigte. Enthusiastische Hingebung brachten die Wiener Josef II., dem Wohlthäter der Menschheit, dem Schöpfer der großen Reformen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens entgegen. Sie würdigten seine edle Denkweise, sein selbstloses Streben, seine warme Theilnahme an dem Gedeihen und Aufblühen der Stadt, seine bürgerfreundliche Gesinnung. Sie wußten, daß seinem unmittelbaren Einflusse die Verschönerung der Stadt, die unbeschränkte Eröffnung des Praters und des Augartens für alle Classen der Bevölkerung, die Hebung des deutschen Theaters zu danken war. Sie erkannten die Ziele der von ihm angestrebten Befreiung der Geister von dem Drucke der Censur, der Herstellung der religiösen Freiheit, der Aufhebung der Klöster, seiner ehrerbietigen, aber festen Haltung gegenüber dem Papste Pius VI., der von ihm eingeführten Reformen der Armen- und Krankenanstalten. Wie rührend spricht sich die Verehrung für Josef II. in dem Schilde eines Hauses im tiefen Graben „zum heiligen Josef", dessen Züge mit jenen des großen Kaisers übereinstimmen, aus!

Begeistert für die Vertheidigung des Reiches, füllten Kaufleute, Handwerker, Studenten und Künstler im Jahre 1797 freiwillig die Reihen des Aufgebotes zum Kriege gegen Frankreich. Freudig stellten die Bürger dem Kaiser zur Herbeischaffung der Geldmittel ihren Schmuck und ihre Gold- und Silbergeräthe zur Verfügung.

Als die Franzosen im Jahre 1805 Wien besetzten, herrschte hier infolge der zerrütteten Finanzverhältnisse, des Stillstandes der Geschäfte und der Theuerung der Lebensmittel große Noth. Mit begründetem Mißtrauen sahen alle Kreise dem Kriegsausbruche entgegen. Demungeachtet ertrugen die Bürger ruhig und ergebungsvoll die Leiden der französischen Fremdherrschaft, das Übermaß an Einquartierung, die Kriegscontribution,



Das Wiener Aufgebot im Jahre 1797.

die zweimonatliche militärische Dienstleistung zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung, die Entwerthung des Geldes und die Verarmung zahlreicher Familien. Napoleon selbst versagte ihnen nicht das Lob ihrer guten Haltung, und Kaiser Franz I., schmerzlich berührt von den Leiden der Bewohner der Hauptstadt, rief denselben die Worte zu: „Ja, gutes Volk, du hast Drangsale ausgestanden, die deinen durch Fleiß und Thätigkeit erworbenen Wohlstand in seiner Grundfeste erschüttert haben. Ich täusche mich über diese Thatsache nicht.“

In demselben Geiste handelte Wien vier Jahre später (1809). Erfüllt von Begeisterung für die Behauptung der Selbständigkeit der Monarchie zeigte sich Wien neuerdings zu den größten Opfern bereit. Tausende von Bürgern griffen zur Unterstützung der militärischen Besatzung bei der Vertheidigung der Stadt zu den Waffen. Wiewohl die Franzosen die Vorstädte schon besetzt hatten, blieb doch die Aufforderung des Marschalls Lannes zur Übergabe der Stadt fruchtlos. Als am 11. Mai Abends das Bombardement begann, versah das Bürgermilitär muthig und kaltblütig seinen Dienst. Erst nachdem infolge des Vordringens der Franzosen vom Prater aus die Vertheidigung der Stadt aussichtslos geworden war, capitulirte Wien. Mit den härtesten Worten hielt Napoleon der vor ihm erschienenen Deputation den Widerstand der Stadt vor. Durch volksleere Straßen, an verschlossenen Häusern vorüber hielten die Franzosen ihren Einzug; entschieden feindlich blieb die Haltung der Bevölkerung auch während der ganzen Dauer der Anwesenheit Napoleons. Wiederholt kostete es die Behörden die größten Anstrengungen, Zusammenrottungen und franzosenfeindliche Bewegungen des Volkes hintanzuhalten. Nach dem ruhmvollen Tage der Schlacht bei Aspern gaben die Wiener in Anwesenheit der Franzosen ihrem Jubel über den glänzenden Sieg des Erzherzogs Karl offenen Ausdruck. Seither mehrten sich täglich die Reibungen mit der Besatzung, und Bürger, wie der Tischler Tell, der Sattler Eschenbach und dessen Gesellen, büßten ihre feindselige Haltung mit dem Tode. Schwerer als im Jahre 1805 ließ deshalb auch Napoleon die Wiener seinen Unmuth fühlen. Nach bereits geschlossenem Waffenstillstande verhängte er über sie die härtesten Contributionen an Geld und Lebensmitteln, er nahm ihnen die Geschütze weg, mit denen sie ihre Stadt vertheidigt hatten, und ließ die Festungswerke sprengen. Und ungeachtet des unglücklichen Ausganges des Krieges bereiteten sie ihrem Kaiser bei seiner Rückkehr den herzlichsten Empfang. Diese Liebe bezeigten sie ihm, als er nach der Entthronung Napoleons in Wien seinen Einzug hielt, und die gleiche Liebe blieb ihm bewahrt bis zu seinem Tode, in der unerschütterlichen Überzeugung, daß er nach den härtesten Schicksalsschlägen Österreichs Macht und Ansehen wieder hergestellt und damit der Hauptstadt eine sichere Gewähr ihres Fortblühens verschafft habe.

Wie groß waren nicht die seit der zweiten Türkenbelagerung eingetretenen Veränderungen! Deutlich zeigte schon die bauliche Neugestaltung, daß Wien eine dem Ansehen

Die Karlskirche in Wien.

des Kaisers und seines mächtigen Reiches würdige Hauptstadt wurde. An die Stelle alter unansehnlicher Häuser traten künstlerisch ausgestattete öffentliche Gebäude und Paläste. Die großartigen Werke dieser Art aus der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, wie die Reichskanzlei und die Reitschule der Hofburg, die St. Peterskirche, die Paläste der Fürsten Liechtenstein, der Grafen Daun, Harrach, Althan, Sinzendorf, Traun, Lamberg u. s. w. bestimmten bis in unsere Tage den baulichen Charakter der Stadt. Die Plätze schmückten sich mit Denkmalen, wie mit den Votivsäulen am hohen Markt, am Graben und am Hof, mit dem Brunnen Rafael Donners am neuen Markt, endlich mit Zauners bewunderungswürdiger Reiterstatue Josefs II. Von Jahr zu Jahr mehrten sich die Staatsbauten sowie diejenigen wohlhabender Bürger. Neue Bauordnungen förderten die Sicherheit der Gebäude und die regelmäßigere Gestaltung der Straßen und Plätze. Die schmutzigen Spelunken der Stadtguardia auf den Basteien wurden in bürgerliche Wohnhäuser umgewandelt und die Basteien selbst zu Spaziergängen eingerichtet. Im Interesse der Verbesserung der Gesundheit schuf Maria Theresia aus der breiten, mit Staub und Unrath bedeckten Fläche des fortificatorischen Rayons eine mit Wiesen und Alleen bepflanzte Anlage, welche Kaiser Franz I. nach der Beseitigung der von den Franzosen gesprengten Vorwerke durch die Bepflanzung des Stadtgrabens noch freundlicher gestaltete. Rings um die Glacis entstanden in den Vorstädten freundliche Wohnhäuser der Bürger mit Lustgärten und Fabriken der Industriellen. Der fromme Sinn des kaiserlichen Hofes, des Adels und der Bürger schuf die Mittel zur Erbauung neuer, reich ausgestatteter Kirchen, wie jener der Salesianerinnen, der Piaristen in der Josefstadt, der Barnabiten in Mariahilf, des Waisenhauses am Rennweg, des spanischen Spitales u. s. w. Unter den Gott geweihten Bauten nimmt die Karlskirche, von Karl VI. bei Gelegenheit des Aufhörens der Pest in Wien 1713 gestiftet, sowohl durch ihre architektonische Eigenthümlichkeit, als auch durch ihre fromme Widmung, eine hervorragende Stelle ein. Mitglieder des Adels, wie die Fürsten Schwarzenberg und Liechtenstein, Graf Trautson, Marquis Rofrano, die Grafen Paar, Kaunitz, Schönborn, Althan wetteiferten mit einander in Errichtung prächtiger Sommerpaläste mit kunstreichen Ziergärten.

Hand in Hand hiermit gingen die Verbesserungen in den Gemeinde-Einrichtungen. Schon im Jahre 1688 begann die Beleuchtung, im Jahre 1709 die regelmäßige Säuberung und bald darauf die Pflasterung der Straßen der inneren Stadt mit Granitsteinen. Im Jahre 1753 wurde der Bau gewölbter öffentlicher und Privatkanäle eingeführt und seit dem Jahre 1707 leiteten der Hof und die Gemeinde von den westlichen Anhöhen, zur Beseitigung des Wassermangels, neue Quellen nach der Stadt. Im Jahre 1804 kam Herzog Albert von Sachsen-Teschen der Wassernoth der westlichen Vorstädte durch die Hereinleitung von sieben Quellen aus dem Halterthale bei Hütteldorf

zu Hilfe. Als infolge des Anwachsens der Bevölkerung die bisherigen Quellwasserleitungen nicht mehr genügten, widmete Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1835 das Krönungsgeschenk der niederösterreichischen Stände zur Anlage einer neuen der Stadt und den Vorstädten zugute kommenden Wasserleitung mit Benützung der Donau. Wien kam in den Ruf einer großen und angenehmen, von den Fremden gern besuchten Stadt, welche — dem Ausspruche der Reisenden des XVIII. Jahrhunderts zufolge — mit Paris und London wetteiferte. Nur beklagten alle, daß die Straßen zu eng seien, um die Pracht der Paläste und der öffentlichen Gebäude bewundern zu können.

Der kaiserliche Hof übte eine große Anziehungskraft auf die weitesten Kreise. Er genoß seit Leopold I. den Ruf, durch seine vornehme Haltung und seinen Glanz von keinem anderen in Europa übertroffen zu werden. „Wir geben zu", schreibt Kuchelbecker, „daß andrer großer Potentaten Höfe, vornehmlich der französische, meistentheils auch sehr zahlreich und daß an selben vielleicht ebensoviele Cavaliers und andere Bediente als an dem kaiserlichen engagirt sind, allein es genießet von solchen zuweilen kaum die Hälfte Gage oder Besoldung, sondern die mehrsten sind mit dem Prädicat zufrieden und trösten sich mit der süßen Hoffnung der survivance und warten mit Geduld, bis die Antecessores Platz machen. Allhier ist es ganz anders." Kuchelbecker erzählt nun, daß nicht nur alle im Dienste Stehenden Besoldungen genießen, sondern daß auch die außer demselben Befindlichen bis auf den geringsten Diener herab Pensionen beziehen, daß die Hofwürdenträger dem höchsten und reichsten Adel angehören und einen Stolz darein setzen, durch ihren Prunk das Ansehen des Kaiserhofes zu erhöhen. Der Wiener Hof galt aber auch als eine Schule des vornehmen Adels, in welcher sich dieser feine Sitten aneignen konnte, daher auch die edelsten Familien des In- und Auslandes darnach strebten, daß ihre Kinder in den Hofstaat und in die Armee oder in die Staatsämter aufgenommen würden. Durch dieses Ansehen des kaiserlichen Hofes wurde Wien der Sammelpunkt zahlreicher Fremder aus allen Theilen Europas, eine mächtige Quelle der Wohlhabenheit der Bürger.

Das geistige Leben Wiens, früher so armselig und einseitig, lenkte in freiere, mit den Ideen der Aufklärung im Einklange stehende Bahnen ein. Seit Josef I. und Karl VI. verloren die Jesuiten ihr politisches Übergewicht und kamen mildere religiöse Grundsätze zur Geltung. Maria Theresia, wiewohl selbst fromm und glaubenseifrig, stellte doch die staatlichen Interessen über jene der Kirche; sie erkannte die schädliche Wirkung des Aberglaubens, der Unduldsamkeit der Geistlichkeit und der häufigen Bruderschaftsfeste auf das sociale Leben und trat diesen Erscheinungen entgegen. Aber so tief wurzelte noch der Einfluß der Geistlichkeit, daß solche Bestrebungen anfangs Unzufriedenheit hervorriefen. Selbst die Aufhebung des Ordens der Jesuiten, welche doch vom Papste Clemens XIV. ausging, wurde in einzelnen Kreisen als ein Act der Verfolgung betrachtet, obgleich die

Kaiserin Mitgliedern, welche durch ihre Gelehrsamkeit hervorragten, nach dem Austritte aus dem Orden die Fortsetzung ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit in Wien gestattete. Erst Josef II. fand für seine kirchlichen Reformen einen günstigeren Boden. Die Aufhebung sämmtlicher Bruderschaften und der Mehrzahl der Klöster, welche ein beschauliches Leben führten, die Verwendung des Vermögens der aufgehobenen Klöster und Bruderschaften zur Verbesserung der Seelsorgestationen, der Schulen und der Armenanstalten, sowie die



Das Innere der Jesuitenkirche auf dem Universitätsplatz in Wien.

Beseitigung eines Theiles der Klostergebäude zur Erbauung von bürgerlichen Wohnhäusern wurden von dem überwiegenden Theile der Bevölkerung mit lebhafter Freude begrüßt. Ebenso warme Anerkennung fanden die Nützlichkeit der neuen Pfarreintheilung, die Verlegung der Friedhöfe vor die Linien und die Zweckmäßigkeit des Toleranzedictes, welches den Protestanten freie Religionsübung und die Errichtung zweier Bethäuser, den unirten und nichtunirten Griechen die Abhaltung eines öffentlichen Gottesdienstes gestattete. Unter diesen Wahrzeichen religiöser Duldung milderten sich auch die Vorurtheile gegen

die Juden. Ohne Widerspruch genossen sie Erleichterungen hinsichtlich ihres Aufenthaltes sowie corporative Rechte in Bezug auf die Wahl von Vertretern für die Verwaltung des Spitales und des Friedhofes. Sie durften sich in der Stadt eine Synagoge und eine Schule erbauen.

Je mehr Staatsmänner wie Prinz Eugen darauf drangen, die innere Wohlfahrt des Reiches zu fördern, desto mehr wurde auch die Nothwendigkeit von Reformen auf den Gebieten des Unterrichts und der Erziehung anerkannt. Wir sehen Gelehrte aus Deutschland, den Niederlanden und Italien an dem Werke der Neugestaltung der Studien und an den wissenschaftlichen Forschungen theilnehmen. Nach der von Karl VI. vorgenommenen Beschränkung des Einflusses der Jesuiten auf die philosophischen und theologischen Studien der Universität wurde diese durch die Reformen Maria Theresias der Pflege und den Fortschritten aller Zweige der Wissenschaften, besonders jener der Philosophie, des Studiums der Natur, des Rechtslebens, der deutschen Sprache und Literatur zugänglicher gemacht. Dem hohen Berufe der Universität entsprechend erbaute die Kaiserin für die Hochschule ein neues, künstlerisch ausgestattetes Gebäude. Kaiser Josef II. führte den Gebrauch der deutschen Sprache bei einem Theile der Vorträge ein und gab der juridischen Facultät vorwiegend die Eigenschaft einer Vorbereitungsschule für Staatsbeamte. Eine Beschränkung der wissenschaftlichen Stellung der Hochschule trat erst unter Kaiser Franz I. und zwar dadurch ein, daß bei den philosophischen Studien die Erörterung wissenschaftlicher Fragen in Druckwerken und Vorträgen, welche dem Staate in Bezug auf die Geistesrichtung der Jugend bedenklich erschienen, ausgeschlossen wurde. Durch Maria Theresia erhielten die Gymnasien neue Lehrpläne, welche eine gründlichere Pflege der lateinischen Sprache anstrebten. Kaiser Leopold I. gründete die Akademie der bildenden Künste, die in ihrer späteren Entwicklung die Baukunst, die Malerei, die Bildhauerei und die Kupferstecherkunst zu hohem Ansehen brachte und zur Veredlung des Geschmackes mächtig beitrug. Maria Theresia gab zur Hebung der Volksbildung den deutschen Schulen eine neue Einrichtung und drang auf deren Vermehrung und regelmäßigen Besuch.

Der Sorge des Staates und mehrerer hochherziger Männer für die Ausbildung der Jugend einzelner Classen der Bevölkerung im XVIII. Jahrhundert verdankt Wien die Theresianische Ritterakademie, das Löwenburg'sche adelige Convict bei den Piaristen, die Ingenieurakademie in Mariahilf, die orientalische Akademie in der Stadt, das Erziehungs-Pensionat für Officierstöchter in Hernals, die Thierarzneischule auf der Landstraße, die medicinisch-chirurgische Akademie für Militärärzte und das Civil-Mädchenpensionat in der Josefstadt. Kaiser Franz vermehrte sie durch das erzbischöfliche Seminar und die höhere Bildungsanstalt für Weltpriester. Jene Unglücklichen, welche der Mangel des Gehörs, der Sprache oder des Augenlichtes an der Verfolgung eines nützlichen Lebensberufes

hinderte, fanden Schutz und Unterricht in den Erziehungsanstalten für Taubstumme und Blinde.

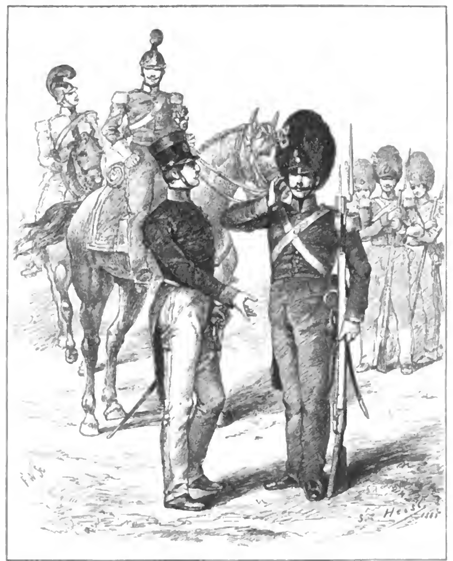
Das Bestreben, in Wien alle Werkstätten der Wissenschaft und Kunst zu vereinigen, gab im vorigen Jahrhundert die Anregung zur Erweiterung der bestehenden und zur Gründung neuer Sammlungen. So wurden die Hofbibliothek und die Universitätsbibliothek durch die Erwerbung großer Bücherschätze und durch die Einverleibung der Bibliotheken der aufgehobenen Klöster bereichert; das Mineraliencabinet, die botanischen Gärten in Wien und Schönbrunn, das Münz- und Antikencabinet und das zoologische Cabinet in der Hofburg ins Leben gerufen. Die werthvolleren Bestände der reichen Kunstsammlungen der kaiserlichen Schlösser zu Prag, Graz, Innsbruck u. s. w. kamen nach Wien. Mit jenen der Wiener Hofburg vereinigt und durch Erwerbungen in Italien, den Niederlanden und Deutschland vermehrt, wurden die kaiserliche Gemäldegalerie im Belvedere, die Schatzkammer, die Ambrasersammlung und die Albertina eine reiche Quelle der Belehrung für Einheimische und Fremde, der Anregung zu neuen Kunstschöpfungen.

Neuerdings tauchte der Gedanke Kaisers Max I. auf, den Hauptsitz der deutschen Gelehrsamkeit nach Wien zu verlegen. Nach dem Scheitern der Errichtung einer Akademie der Wissenschaften bildete sich hier eine Gelehrtengesellschaft zur Pflege der deutschen Literatur und zur Verbesserung der deutschen Sprache. Politische und literarische Zeitschriften vermittelten die Kenntniß der Weltereignisse und der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Mit Vorliebe wurden Geschichte, Rechts- und Staatswissenschaften gepflegt. Fast jede Richtung der wiederauflebenden deutschen Poesie fand hier ihre Vertreter. Josef II. gewährte Preßfreiheit, damit „durch dieses große Capital der Nationalehre und Nationalkraft" die edleren Kräfte zum gemeinsamen Wirken an der Verbreitung der Aufklärung und Bildung herangezogen würden.

Große Anstrengungen wurden auch zur Verbesserung des bürgerlichen Gemeinwesens gemacht. Der Stadtrath erweiterte seine Machtsphäre als Grundherr sowie als politische und gerichtliche Obrigkeit. Neue Einnahmequellen ermöglichten der Gemeinde die Erfüllung der an sie gestellten höheren Ansprüche, wie die Vornahme von Verbesserungen in Bezug auf die öffentliche Gesundheit und Sicherheit. Im Einklange mit der Ferdinandeischen Stadtordnung hatten aber die Bürger auch fernerhin keinen Antheil an der Verwaltung. Die Organisation des Magistrats durch Josef II. machte die Gemeindeverwaltung zwar nach oben hin selbständiger, die Bürger blieben aber von jeder Einflußnahme auf die Verwaltung ausgeschlossen; sie genossen nur das Recht, an der Wahl des Bürgermeisters und der Rathsherren mitwirken zu dürfen.

Mit dem Emporblühen des Bürgerthums gewann die Wehrkraft. Wiewohl die Bürger nicht mehr die Stadtthore zu bewachen hatten, blieb es doch ihre Pflicht, sich fleißig

in den Waffen zu üben, damit sie bei der Unterdrückung von Unruhen mitwirken, im Kriegsfalle ihre Stadt vertheidigen oder bei anderen Anlässen ihre patriotische Haltung zeigen konnten. Eingedenk der Leistungen ihrer Vorfahren pflegten die Bürger den militärischen Geist. Sie exercirten und übten sich auf den Schießstätten und setzten einen



Das Wiener Bürgermilitär vom Jahre 1840.

Stolz darein, daß in den Bürgercorps alle militärischen Abtheilungen vertreten waren. So gab es nebst dem ersten ein zweites Bürgerregiment, Scharfschützen, Akademiker, Artillerie- und Cavallerieabtheilungen. Nichtbürgerliche Einwohner standen in den Reihen der freiwilligen Aufgebote. Die Bürger fühlten sich gehoben, als Erzherzog Karl ihrem Corps im Jahre 1806 eine neue Organisation gab.

Dem Geiste der Humanität des verflossenen Jahrhunderts entsprechend traten mit dem Anwachsen der Bevölkerung und der Vermehrung der Gesellen und Arbeiter auch große Veränderungen in der öffentlichen Armen- und Krankenpflege ein. Strenge Verordnungen beschränkten das Bettelwesen. Seit Leopold I. bethätigten der Hof, der Adel und andere Wohlthäter ihre Nächstenliebe durch neue ins Leben gerufene Anstalten und Stiftungen in großartigem Maße; diese vermehrten sich durch das Großarmen- und Invalidenhaus, das spanische Spital in der Waisenhausgasse, das Dreifaltigkeitsspital am Rennweg, das Johannisspital in der Invalidenstraße, das Armenhaus im Münzwardeinhof in Gumpendorf, das Armenhaus zum blauen Herrgott in der Spitalgasse, das Waisenhaus am Rennweg und zwölf Grundspitäler in den Vorstädten. Für Bettler, Vagabunden und arbeitslose Personen wurde außer dem schon vorhandenen Zucht- und Arbeitshause in der Leopoldstadt das Schloß Kaiser-Ebersdorf eingerichtet. Eine neue Epoche der Armen- und Krankenpflege begründete Kaiser Josef II. Das Spital bei St. Clara wurde nach St. Marx verlegt und ausschließlich für Bürger bestimmt, der Klagbaum auf der Wieden aufgelassen. Für nicht bürgerliche Arme wurden die Anstalten in der Spitalgasse, in der Währingerstraße und „der lange Keller" am Neustift, ferner die Kaserne zu Ybbs, das Karthäuserkloster zu Mauerbach und später auch die Kaserne zu St. Andrae an der Traisen bestimmt. Der Krankenpflege widmete der Kaiser das Großarmenhaus in der Alserstraße, das Lazareth und den Contumazhof, den Findlingen den Melkergarten in der Alserstraße und den Waisen das spanische Spital in der Waisenhausgasse. Aus dem Vermögen der aufgehobenen Bruderschaften und der früheren Armenkasse bildete er zur Unterstützung von Armen einen besonderen Fond für das Armen-Institut der Liebe zum Nächsten.

Unausgesetzt waren die Bemühungen des Staates, Wien als Industrie- und Handelsstadt zu fördern und damit zugleich die Zahl und die Wohlhabenheit der Bürger zu vermehren. Um den Unternehmungsgeist zu beleben, bewirkte der Staat, daß sich Männer fanden, welche Fabriken anlegten, und daß sich Arbeiter aus Deutschland, Frankreich und den Niederlanden in Wien niederließen, bis diese durch einheimische Arbeitskräfte ersetzt waren, damit die bisher aus dem Auslande bezogenen Waaren in der Hauptstadt selbst erzeugt würden. So entstanden zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts die ersten Fabriken für feine mit Gold und Silber durchwirkte Seidenstoffe am Neubau und am alten Tabor, für Instrumente, Maschinen, Blechwaaren und Tücher in der Leopoldstadt, für feine seidene Strümpfe am Spittelberg und für Porzellanwaaren in der Roßau. Gleichzeitig errichteten die Besitzer von Fabriken auf dem flachen Lande hier Niederlagen und Verkaufsgewölbe. Karl VI. gab den Unternehmern Geldvorschüsse, Maria Theresia bildete einen eigenen Fond zur Anlage neuer Fabriken und Josef II. begünstigte diese

durch Steuerfreiheit, durch Befreiung ausländischer Fabriksarbeiter, welche sich hier niederließen, vom Militärdienste, und durch die im Jahre 1784 vorgenommene bedeutende Erhöhung der Einfuhrzölle. Der Aufschwung der Fabriksindustrie war so groß, daß Wien bereits zu Ende des XVIII. Jahrhunderts mehr als zweihundert derartige Unternehmungen mit einem Stande von mehreren tausend Arbeitern und ebensoviele Fabriksniederlagen zählte.

Nicht weniger hob sich die Zahl und die Gattung der handwerksmäßig betriebenen Gewerbe. Den Anstoß dazu gab die von Karl VI. hervorgerufene größere Concurrenz. Nebst den bürgerlichen Gewerben wurden Schutzbefugnisse an katholische und protestantische, einheimische und fremde Gesellen verliehen und einzelnen Personen der Betrieb der sogenannten freien Beschäftigungen für bestimmte, durch den Wechsel der Mode und des Geschmackes neu aufgekommene Artikel gestattet. Die alten Zunftordnungen wurden den neuen gewerblichen Verhältnissen angepaßt und viele bei den Zünften bestandene Mißbräuche abgestellt. Schon in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts wurden in Wien mehr als zweihundertfünfzig verschiedene bürgerliche Gewerbe, Schutzbefugnisse und freie Beschäftigungen betrieben, welche Bedürfniß- und Luxusartikel erzeugten. Dabei kommt noch in Betracht, daß seit dem Bestande der Akademie der bildenden Künste die wirklichen Künstler aus dem Zunftverbande getreten waren und eine freie Stellung einnahmen. Einzelne Gewerbe, wie die Schneider, Tischler, Schuster und Schlosser, vermehrten sich in den Vorstädten so stark, daß Maria Theresia in ihrer Besorgniß um den Wohlstand der Bürger mit der Weiterverleihung mancher Gewerbe und Schutzbefugnisse innehalten ließ. Der Fleiß wie der Erfindungsgeist der Begründer einzelner Fabrikszweige und Gewerbe verdunkelten den Glanz und die Bedeutung alter Industriestätten des Auslandes.

Mit der Begünstigung der einheimischen Industrie sorgte der Staat auch für die Eröffnung neuer Absatzgebiete der Natur- und gewerblichen Erzeugnisse in Deutschland, Italien, Holland und dem Orient, damit der einheimische Capitalreichthum steige. Nach den verunglückten Handelscompagnien unter Kaiser Leopold I. trat mit Benützung der Organisation der Banken in Venedig, Hamburg, Amsterdam und Nürnberg auch in Wien ein Banco del Giro und kurz darauf an dessen Stelle die Wiener Stadtbank ins Leben, welche „das Außerlandgehen des Bargeldes" verhüten und den Verkehr selbst erleichtern sollte. Karl VI. begründete neue Handelsgesellschaften und baute eine Handelsflotille auf der Donau. Nach dem Frieden mit der Türkei vom Jahre 1718 machten sich hier türkische und in Constantinopel Wiener Kaufleute ansäßig. Eine orientalische Handelscompagnie erhielt das ausschließliche Recht, Kaufmannsgüter zu Wasser und zu Land durch Ungarn nach der Türkei zu verfrachten, Fabriken und Schiffswerften ins Leben zu rufen. Triest wurde ein Freihafen zur Begünstigung des Handels nach Italien und nach den Häfen

des mittelländischen Meeres. Zur besseren commerciellen Ausbildung des Handelsstandes wurde eine Commercial-, Leih- und Wechselbank ins Leben gerufen. Je mehr sich die Industrie entwickelte, desto häufiger kamen Kaufleute aus den Erblanden und Ungarn zur Deckung ihres Waarenbedarfes nach der Hauptstadt; immer zahlreicher besuchten Wiener Industrielle die Messen der größeren Provinzialstädte. So mächtig war schon unter Josef II. der Handelsgeist, daß von hier aus der Gedanke ausging, in fernen Welttheilen Colonien zur Erweiterung des überseeischen Handels zu begründen. Im Interesse des Verkehres mit Wien wurden neue Kunststraßen, wie jene über den Semmering, erbaut und die Hauptstraßenzüge nach dem Norden und Osten verbessert, einzelne Theile des Donau-Stromes regulirt und der Wiener-Neustädter Kanal in der Absicht angelegt, ihn bis Triest weiter zu führen. An der Stelle der von Josef II. beseitigten fremden Niederläger entwickelte sich ein reicher einheimischer Großhandel, der den Staat in den schwierigsten Lagen unterstützte und dessen Capitalien im Jahre 1816 die Gründung der Nationalbank zur Ordnung des Geld- und Creditwesens ermöglichten. In Wien traten jene Verkehrsunternehmungen ins Leben, welche später durch die Benützung der Dampfkraft den großartigen Umschwung im Personen- und Güterverkehr zu Land und zu Wasser herbeiführten. So begann hier im Jahre 1831 die Dampfschiffahrt auf der Donau und im Jahre 1838 der Betrieb der Kaiser Ferdinands-Nordbahn auf der Strecke bis Wagram.

Nach den Freiheitskriegen erlahmte der frische schöpferische Geist, der fast durch ein Jahrhundert alle Gebiete des Gemeinwesens durchzogen hatte. Am meisten empfanden Wiens Bürger die Zerrüttung der Kräfte des Staates im Kampfe gegen Frankreich, und es bedurfte vielen Fleißes und schwerer Arbeit, bis der frühere Wohlstand wieder zurückgekehrt war. Gab es doch einzelne Kreise, welche die Ausbreitung des Handels und der Industrie mit Mißtrauen betrachteten, weil ihnen die Vermehrung der unteren Classen der Bevölkerung zu gefährlich schien! Durch die Besorgniß, daß die Verbreitung der Ideen der politischen Freiheit neue Erschütterungen herbeiführen könnte, wurde die geistige Bewegung eingeengt. Ängstlich wachte die Regierung über allen Erscheinungen des Volkslebens, jede Kritik der bestehenden Staatsordnung verpönend. Schriften über Geschichte, Politik, Philosophie und Religion mußten mit großer Vorsicht abgefaßt werden, wenn sie von der Censur nicht unterdrückt werden sollten.

Die Bürger fügten sich in den geistigen Druck. Stolz auf die Wiederherstellung der Macht und des Ansehens Österreichs nach Außen hin und ohne nähere Einsicht in den Gang der inneren Verwaltung, überließen sie vertrauensvoll ihr Wohl der schützenden Fürsorge des Kaisers Franz I. Durch ihn wurden sie in ihrem Erwerb geschützt. Er that Vieles zur Förderung nützlicher Einrichtungen und Anstalten, wie durch die Errichtung des polytechnischen Institutes und die Gründung der Nationalbank. Infolge der Leichtigkeit

des Erwerbens und des Reichthums der Naturschätze gewöhnten sich die Wiener, des Lebens heitere Genüsse zu pflegen. Bäuerle traf den Grundton des Wohlbehagens in dem Liede, das in den Worten ausklang: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien."

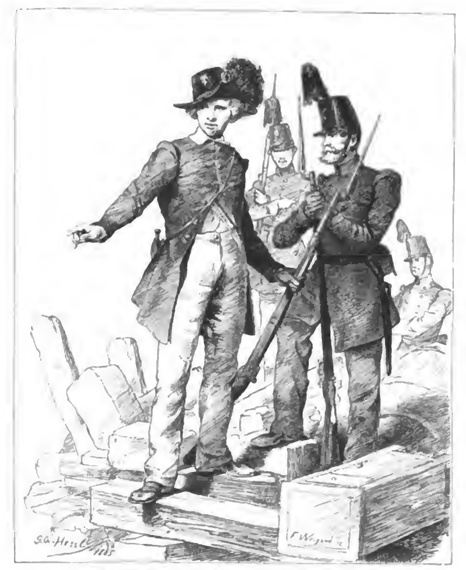
Der Stillstand im staatlichen Leben und die Unterdrückung jeder freieren Bewegung erwiesen sich aber ungeachtet der günstigen materiellen Verhältnisse auf die Dauer umso unhaltbarer, als die politischen Bewegungen in Deutschland, Frankreich, Italien und Russisch-Polen die Herstellung freiheitlicher und verfassungsmäßiger Einrichtungen anstrebten und die Liberalen aller Länder die heftigsten Angriffe gegen die österreichische Regierung als den erklärten Feind jedes politischen und geistigen Fortschrittes richteten. So lange Kaiser Franz I. lebte, waren in Wien durch die Macht seiner Persönlichkeit die Symptome der Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen in weiteren Kreisen weniger wahrnehmbar. Erst als nach der Thronbesteigung Ferdinand I. und den damit eingetretenen Änderungen in der obersten Leitung der Staatsgeschäfte ungeachtet des Drängens der Stände die Erwartungen fundamentaler Reformen nicht in Erfüllung gingen, sondern die Macht der Gewohnheit, Unentschlossenheit und Uneinigkeit unter den leitenden Staatsmännern Alles beim Alten fortbestehen ließ, steigerte sich die Unzufriedenheit, und diese nahm schon in den Jahren 1845 bis 1847 durch die Beunruhigung eines großen Theiles der Industriellen über den geplanten Anschluß Österreichs an den deutschen Zollverein, durch die geschäftliche Krisis in den Fabriksvorstädten, die Nothlage der Arbeiter und die empfindliche Theuerung aller Lebensmittel einen bedenklichen Charakter an. In den weitesten Kreisen bestand die Überzeugung von der Unhaltbarkeit des Regierungssystems. Adelige, Professoren, Advocaten, Militärs, Bürger und Schriftsteller waren thätig, eine Verjüngung des alten, durch nationale Bestrebungen zerklüfteten Österreich herbeizuführen.

Nach dem Sturze des Hauses Orleans in Frankreich im Februar des Jahres 1848 stellte sich Wien an die Spitze der politischen Bewegung in Österreich. Mit elementarer Gewalt betheiligten sich fast alle Kreise an der Beseitigung des bestehenden Regierungssystems. Allgemein war das Verlangen, daß der Kaiser seinen Völkern jene großen politischen Rechte, welche die Grundlagen des modernen constitutionellen Staatslebens bilden, gewähren möge. Am Morgen des 13. März 1848 begann die Bewegung in dem von Bürgern und Studenten besetzten Hofe des Landhauses in dem Momente, als die niederösterreichischen Stände über die dem Kaiser zu überreichende Adresse beriethen. Von hier aus verbreitete sie sich rasch durch die Straßen der Stadt und Vorstädte und führte in einzelnen Vororten zu Brandlegungen und zur Zerstörung von Fabriken. Nach dreitägiger Dauer wurde die Bewegung durch die von Kaiser Ferdinand I. verkündigte Verfassung, durch die Gewährung der Preßfreiheit und Volksbewaffnung zum Stillstande gebracht und die Ruhe und Ordnung von dem neuen Ministerium unter Mitwirkung der Bürger und

Studenten wieder hergestellt. Der Jubel über die großen politischen Errungenschaften blieb aber nur für kurze Zeit von nachhaltiger Wirkung. Bald nach den Märztagen siegten die Agitationen der radicalen Wortführer über die Anschauungen der gemäßigten Liberalen, indem Erstere in der aufgeregten Menge das Mißtrauen gegen den Bestand der Errungenschaften nährten, an das schwache Ministerium immer neue politische Forderungen stellten und diesen durch Veranstaltung von Demonstrationen aller Art Ausdruck gaben. So wurde das am 1. April verkündigte Preßgesetz auf der Aula öffentlich verbrannt, die April-Verfassung wegen des Zweikammersystems und des Wahlmodus in Acht gethan, der innige Anschluß Österreichs an Deutschland und die Anerkennung der Nationalgarde als politische Körperschaft verlangt. Als am 15. Mai eine von bewaffneten Bürgern, Studenten und Nationalgarden begleitete Deputation zur Überreichung einer Sturmpetition in der Hofburg erschien und der Ausbruch eines neuen Aufstandes besorgt wurde, verließ der Kaiser drei Tage darauf Wien und schlug in Innsbruck sein Hoflager auf. Der hierauf gemachte Versuch, die Studentenlegion aufzulösen und die Aula zu schließen, führte zur Errichtung von Barrikaden auf den Straßen gegen das anrückende Militär. Zur Verhütung von blutigen Kämpfen und zur Wiederherstellung der Ordnung trat ein aus Mitgliedern des Gemeindeausschusses, der Nationalgarde und der Studentenlegion zusammengesetzter Sicherheitsausschuß ins Leben, welcher aber seinen Zweck nicht erfüllte, sondern durch sein Bestreben, Einfluß auf alle Actionen der Regierung zu nehmen, die Seele der weiteren Fortschritte der Bewegung wurde. Durch die Ernennung des Erzherzogs Johann zum Stellvertreter des Kaisers, die Einsetzung eines neuen Ministeriums und die Einberufung eines constituirenden österreichischen Reichstages sollte die Aufregung beseitigt und das Einlenken der freiheitlichen Bewegung in gesetzliche Bahnen angestrebt werden. In dieser Hoffnung kehrte der Kaiser am 12. August wieder nach Wien zurück. Die fortdauernden Agitationen der Radicalen führten aber zu immer neuen Excessen. Ende August kam es im Prater wegen Herabsetzung des Taglohnes bei den öffentlichen Arbeiten zu Arbeiterkrawallen, welche drei Tage dauerten und von blutigen Zusammenstößen mit der neu errichteten Sicherheitswache begleitet waren. Infolge der Auflösung des Sicherheitsausschusses wurde das Ministerium des Verrathes an der Volksfreiheit beschuldigt. Am 12. September kam es zu tumultuarischen Scenen vor dem Ministerium des Innern auf dem Judenplatze, weil dieses keine Garantien für werthlose Actien eines Aushilfsvereines zur Unterstützung kleiner Gewerbsleute übernehmen wollte. Durch eine große Volksdemonstration sollte das angeblich freiheitsfeindliche Ministerium gestürzt werden.

Bevor es aber dazu kam, trat in Wien durch den Gang der ungarisch-kroatischen Wirren am 6. October eine unheilvolle Katastrophe ein. Als nämlich das ungarische Heer das kroatische gegen die österreichische Grenze drängte und der Kriegsminister mehrere

Bataillone der Wiener Garnison zur Verstärkung der Truppen des Banus ausmarschiren ließ, wollten dies der radicale Theil der Nationalgarde, die Studenten und die Arbeiter, welche mit den Ungarn sympathisirten, verhindern. Am Tabor entbrannte ein heftiger



Wiener Nationalgardist und Studentenlegionär vom Jahre 1848.

Kampf, der sich bis in die Straßen der inneren Stadt verbreitete und zu entsetzlichen Greuelthaten, wie zur Ermordung des Kriegsministers Grafen Latour führte. Neuerdings verließ der Kaiser Wien und begab sich nach Olmütz. Das Militär zog sich zurück und überließ vorläufig die Wiederherstellung der Ordnung und Sicherheit den in Wien zurückgebliebenen Mitgliedern der Regierung, dem Reichstage und dem Gemeinderathe. Durch

das Übergewicht der radicalen Partei wurde Wien zum bewaffneten Widerstande gegen die kaiserliche Armee gedrängt, die Stadt jedoch nach dreiwöchentlicher Dauer dieser Zustände am 31. October 1848 von den kaiserlichen Truppen besetzt und zur Herstellung geordneter Verhältnisse unter militärische Gewalt gestellt.

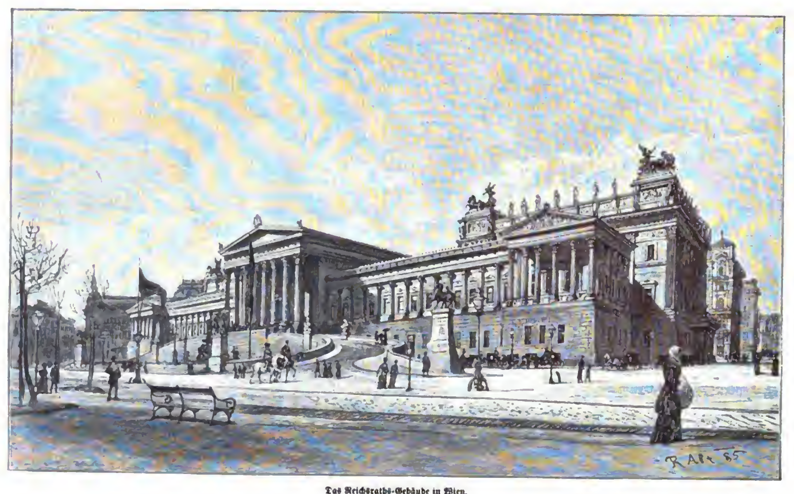
Allgemein wurde das Bedürfniß nach einer starken Regierung empfunden, welche den Schwierigkeiten der äußeren und inneren Lage des Reiches gewachsen sein würde. Deßhalb entsagte Kaiser Ferdinand I. dem Throne und Kaiser Franz Joseph I. bestieg ihn am 2. December 1848 mit dem Entschlusse, den Glanz der Krone ungetrübt zu erhalten, seine Rechte mit den Vertretern seiner Völker zu theilen und alle Länder und Völker zu einem großen Staatskörper zu vereinigen. Österreich erhielt im März 1849 eine Gesammtverfassung, welche das freie Selbstbestimmungsrecht der Gemeinde, die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, die Gleichberechtigung aller vom Staate anerkannten Religionsgenossenschaften, Lern-, Lehr- und Preßfreiheit anerkannte. Da aber die sofortige Verwirklichung dieser hochherzigen Entschlüsse des Kaisers großen Schwierigkeiten begegnete, wurde die Märzverfassung außer Kraft gesetzt. Im Jahre 1860 erst gewährte Kaiser Franz Joseph I. neuerdings seinen Völkern verfassungsmäßige Rechte. Er erließ das Octoberdiplom und kurz darauf die Februarverfassung (1861). Sechs Jahre später vollzog sich der Ausgleich mit Ungarn, der die dualistische Gestaltung des Reiches zur Folge hatte.

Wien nahm infolge seiner Stellung als Reichshaupt- und Residenzstadt einen großartigen, nur zeitweilig durch Kriege und wirthschaftliche Krisen unterbrochenen Aufschwung; es wurde der Mittelpunkt aller jener geistigen und materiellen Kräfte, welche den Fortschritt auf den mannigfaltigen Gebieten der modernen Cultur zum Ausdrucke bringen, der Sitz der Vertreter des Reiches, welche die Verfassung auf breiteren freiheitlichen Grundlagen ausbildeten und neue segensreiche Gesetze zum Schutze und Gedeihen des Reiches schufen.

Auf Anordnung des Kaisers fiel der alte Festungsgürtel, welcher die innere Stadt von den Vorstädten trennte. Auf dem Flächenraume der Basteien, der Stadtgräben und der Glacis erhob sich ein neuer Stadttheil mit concentrisch angelegten Hauptverkehrslinien, dem Ringe und der Lastenstraße. Rasch verbauten sich die bisher verödeten Theile der ehemaligen Vorstädte, und noch bedeutendere Fortschritte machte die Verbauung der Vororte, welche, von der Hauptstadt nur durch die Linienwälle getrennt, zu ansehnlichen Gemeinwesen heranwuchsen. Zur Beiseitigung der Überschwemmungsgefahr für einzelne Vorstädte und zur besseren Nutzbarmachung für den Handelsverkehr wurde die Donau regulirt, das Hauptbett derselben der Stadt näher gerückt und mit festen Brücken überwölbt.

Eine neue Gemeindeverfassung gab den Bürgern die vollste Freiheit und das umfassendste Selbstbestimmungsrecht in allen die Verwaltung des Gemeinwesens berührenden Angelegenheiten. Gehoben in ihrem Selbstgefühle und vollbewußt der





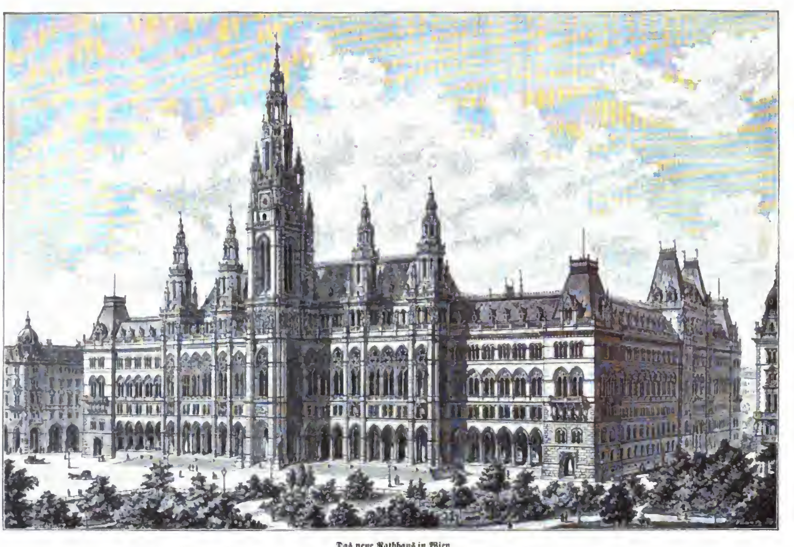
Das Reichsraths-Gebäude in Wien.

Bedürfnisse einer emporblühenden Großstadt schufen die Gemeindevertreter mit großer Opferwilligkeit neue Einrichtungen für den Verkehr, die Verbesserung der Gesundheit und die Sicherheit der Bevölkerung, für die Pflege der Kranken und Armen und für die Anschaffung der Lebensmittel. Sie erweiterten die Straßen, verbesserten die Kanalisirung und Pflasterung, bauten die durch die Großmuth des Kaisers und des Grafen Hoyos geförderte Hochquellenleitung, — ein durch seine Großartigkeit fast alle öffentlichen Bauten weit überragendes Rathhaus, neue Amtshäuser für die Bezirksverwaltungen, Armen- und Waisenhäuser, ein großes Bad, neue Markthallen, einen neuen Viehmarkt; sie legten den Stadtpark, die Gärten auf dem Rathhausplatze, vor der Votivkirche und auf dem Franz Joseph-Quai und einen neuen großen Friedhof bei Kaiser-Ebersdorf an.

Auf den Gebieten des Unterrichts und der Bildung reformirte Kaiser Franz Joseph I. im Geiste der Fortschritte der Wissenschaft und Kunst die Universität, das polytechnische Institut und die Akademie der bildenden Künste und hob ihr Ansehen durch die Berufung ausgezeichneter Professoren. Im Interesse der Förderung der Landwirthschaft, des Handels und der Industrie erhielt Wien eine Hochschule für Bodencultur und eine Handelsakademie. Die Gymnasien wurden nach neuen Lehrplänen eingerichtet. Das Bedürfniß nach einer entsprechenden Vorbildung für die verschiedenen Lebensberufe der Jugend führte zur Organisation der Realgymnasien, zur Vermehrung der Realschulen, zur Errichtung der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums, zahlreicher Handels-, gewerblicher Fach-, Fortbildungs- und Vorbereitungsschulen, zur Erweiterung des Musik-Conservatoriums, ferner zur Gründung von Privatmusik- und Theaterschulen und von weiblichen Bildungs- und Fachschulen. Noch bedeutender war die Umgestaltung der Volksschulen infolge der Grundsätze der neuen Gesetzgebung. Zur Ausbreitung der Bildung in allen Kreisen der Bevölkerung brachte die Gemeinde die größten Opfer für den ihr anvertrauten Volksunterricht. Sie hob das Schulgeld auf, verbesserte die materielle Stellung der Lehrer, errichtete eine Lehrer-Fortbildungsanstalt und baute eine große Anzahl gesunder und geräumiger Schulhäuser.

Der gelehrten Forschung eröffneten die von Kaiser Ferdinand I. gegründete Akademie der Wissenschaften und zahlreiche neu ins Leben getretene Institute und Vereine ein reiches Feld des Wirkens, welches vorzüglich der vaterländischen Geschichte, der Länder- und Völkerkunde und den Naturwissenschaften zugute kam. Die Befreiung von den geistigen Fesseln wirkte anregend auf die Pflege der schönen Literatur und förderte die Entwicklung einer reichhaltigen Tagespresse. Theater und Musik behaupteten ihre ausgezeichnete Stellung inner- und außerhalb Österreich-Ungarns.

So wurde Kaiser Franz Joseph I. auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens der Schöpfer des neuen Wien. Seine warme Fürsorge für das Gedeihen der Reichshaupt- und



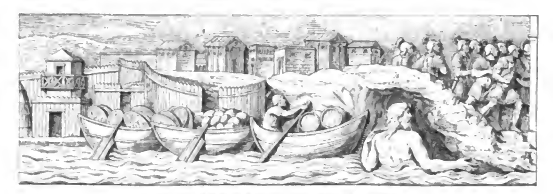
Das neue Rathhaus in Wien.

Residenzstadt erwiederte die Bevölkerung durch die bei allen Anlässen zu Tage getretenen Gefühle der Liebe und Anhänglichkeit. Erinnern wir uns unter den zahlreichen Kundgebungen an den Huldigungsfestzug zur Feier der silbernen Hochzeit des Kaisers und der Kaiserin! Welche unvergeßlichen Momente knüpfen sich an diesen Gedenktag! Welche Begeisterung erfüllte Alle, die an dem Feste in farbenprächtigen Costümen mitwirkend, unter den Klängen der Musik vor dem Kaiserpaare vorüberzogen, vor ihm ihre Fahnen und Standarten senkten und in jubelnden Zurufen ihre Glückwünsche darbrachten. Waren diese Liebeszeichen nicht der reinste Ausdruck der Dankbarkeit? Und konnte der Kaiser aufrichtiger seine Freude kundgeben, als daß Er am Schlusse des Festes tief bewegt von seinem Zelte auf die Bürger, die Künstler und Sänger zueilte, um ihnen die Hände zu reichen und damit seinen innigsten Dank auszusprechen!

So möge es immerdar bleiben, damit die schöne Stadt unter dem Schirme und Schutze des Kaiserhauses, unter den Segnungen des fortschreitenden geistigen und wirthschaftlichen Lebens, des Gemeinsinnes und der Schaffenskraft des freien Bürgerthums zu ihrem Glücke und ihrem Wohle, zur Ehre und zum Stolze des Vaterlandes fortblühe bis in die fernsten Tage!



Das Friedericianische Stadtwappen (1461).



Auszug der Römer aus Carnuntum; der Flußgott Danubius.

Wiens architektonische Entwicklung.

Römische Baudenkmale.



on dem römischen Wien sind keine über den heutigen Boden emporragende Baureste erhalten geblieben. Läßt sich auch aus einzelnen Funden die ursprüngliche Anlage des römischen Lagers in großen Umrissen erkennen, so gibt doch kein einziges erhaltenes Bauobject Aufschluß darüber, bis zu welcher Vollendung die Römer hier ihre Kunstformen und ihre Bauweise zur Geltung brachten, ob hier in vollem Sinne monumentale oder nur einer Militärstation entsprechende Nutz- und Befestigungsbauten errichtet waren.

Was an baulichen Details aus dieser Zeit und an der Stelle des römischen Lagers gefunden wurde, trägt untrüglich römischen Charakter. Es sind dies die flachen Ziegel mit den Stempeln der Legionen, die Reste der römischen Luftheizungen — der Hypokausten — mit ihren kleinen runden oder viereckigen Ziegelpfeilern als Träger der Fußböden der zu heizenden Räume, endlich die mit festem Mörtel gefügten Mauerreste der Substructionen. Aber es mangelt auch hier vollkommen an Werkstücken mit Kunstformen, aus denen irgend eine Reconstruction einer Baulichkeit oder ein Schluß auf den Gesammtcharakter der Bauten gezogen werden könnte.

Versagt uns der gänzliche Mangel an erhaltenen baulichen Anlagen jede Vorstellung der architektonischen Durchbildung des römischen Wiens, so läßt sich daraus ebensowenig für die folgende Zeit und das beginnende Mittelalter ein Schluß auf den directen localen Einfluß des römischen Bauwesens auf die Werke dieser Zeit ziehen.

Mittelalterliche Baudenkmale.



iens Baudenkmale reichen nur mit wenigen Resten in die erste Zeit des mittelalterlichen Aufblühens der Stadt zurück. Ihr Entstehen fällt so ziemlich mit dem Zeitpunkte zusammen, in welchem die österreichischen Markgrafen ihren Sitz nach der kleinen aus der Römerzeit stammenden Vindobona verlegten. Gemäß der steten wichtigen politischen Bedeutung dieser Ansiedlung erhob sich dieselbe während des Mittelalters zu einer Stätte, in der sich die Baukunst in großen Zügen entwickeln konnte, so zwar, daß Wien als Sitz einer der vier deutschen Haupt-Bauhütten, der Centralpunkt wurde, von welchem aus sich die fortschreitende Entwicklung der Bauformen strahlenförmig über das gesammte östliche Donaugebiet verbreitete.

Bei dem Umstande, als Wien mehrfachen Zerstörungen durch Brand und Belagerung ausgesetzt war, sind nur die hervorragenden kirchlichen Gebäude aus der Zeit des Mittelalters ganz oder theilweise erhalten geblieben, allein diese genügen, um auf die große Kunstblüte schließen zu können, welche seit dem Auftreten des Hauses Habsburg in Wien geherrscht hat.

Werfen wir zunächst einen flüchtigen Blick auf die mittelalterlichen Befestigungs-Anlagen der Stadt, so sehen wir das kleine anfängliche Wien, wie es aus der Römerzeit übriggeblieben war, auf einem gegen Westen mäßig ansteigenden, an den übrigen Seiten aber ziemlich steil emporragenden Hügel gelegen und gemäß dessen oberer Fläche eine nahezu im Viereck gruppirte Anlage bildend, welche Grundform bei den ersten nicht sehr beträchtlichen Erweiterungen ziemlich unverändert, aber in ausgedehnteren Umfassungslinien beibehalten blieb. Umwallungen und Mauerzüge, Thürme und Thore, Pallisadenreihen und Gräben schützten diese älteste Anlage. Die Namen Peilerthor und Graben erinnern an diese Zeit. Die späteren bis König Ottokar reichenden und rasch aufeinanderfolgenden Erweiterungen brachten nahezu die Stadt zu jener Ausdehnung, mit welcher ihre räumliche Entwicklung für das Mittelalter abgeschlossen wurde. Diese Veränderungen machten aber neue Befestigungsbauten nothwendig, die auch entstanden. Neue Wälle und Ringmauern umschlossen die Stadt, viele Thürme, besonders an der Nordseite und gegen den Donau-Arm, erhöhten die Wehrkraft der Mauern, sechs wohlbefestigte Thore (das stärkste das Kärntnerthor) und mehrere Pförtlein vermittelten den Verkehr über die Stadt hinaus. So blieb das Bild der Stadt bis in die Zeit, als die Türken zum ersten Male vor Wiens Mauern erschienen (1529). Nun mußten die alten fortificatorischen Werke neuen Bauten zum Schutze der Stadt weichen, Bauten, die der verheerenden Wirkung des Schießpulvers

Widerstand zu leisten vermochten. Es entstanden lange Mauerlinien mit in Winkeln ausspringenden Bastionen, mit Cavaliers, Vorwerken und breiten Wassergräben.

Einen wichtigen Bestandtheil der mittelalterlichen Befestigung bildete die Herzogs-Burg, eines der bedeutendsten Bauwerke der Stadt, das in der Hauptsache, nämlich in dem größten Theile der Hauptmauern und in einzelnen weiteren Baupartien noch bis in unsere Tage erhalten ist: der Schweizerhof, ein Bau, welcher in die Zeit des glorreichen Herzogs Leopold, der zu Anfang des XIII. Jahrhunderts den ersten Wohnsitz der Babenberger am heutigen Platze „Am Hof“ aufgab und um 1221 die neue Burg bezogen haben dürfte, zurückreicht und bis zu Kaisers Friedrich III. Zeiten der eigentliche ständige Sitz der österreichischen Herzoge blieb. Die Burg entstand gewiß weniger als Prachtbau denn als kräftige Wehrbaute, schon infolge ihrer Lage an der Peripherie der Stadt, in deren Vertheidigungslinie sie sich durch Anschluß an die Ringmauer einfügte. Die erhaltenen Nachrichten und Zeichnungen stellen die Burg als einen mächtigen vierseitigen, im Rechteck aufgeführten Bau dar, an jeder Ecke mit einem mächtigen vierseitigen, in die Baugruppe organisch einbezogenen Thurm. Ein Graben sammt niedriger Mauer davor umzog das ganze Viereck, dessen eine Front gegen die Außenseite der Stadt gerichtet war. Gegen Süden stand in einer Linie mit der erwähnten Seite zunächst des Eckthurmes und mit ihm in fast unmittelbarer Verbindung ein Stadtthorthurm, das Widmerthor.

In der östlichen Ecke der Südfront hatte man durch die ganze Tracttiefe die etwas höher gelegene Burgkapelle mit einer Terrasse davor eingefügt. Diese heute noch bestehende Kapelle ist ein zierliches Bauwerk aus dem zweiten Viertel des XV. Jahrhunderts, geweiht 1449, mit den ausgesprochenen Formen der späteren Gothik. Sie stand einst mit der gegen die Terrasse gewendeten Façade frei. In der Folge wurden einige bauliche Veränderungen vorgenommen, die bedeutendste unter Kaiser Ferdinand I., wobei man mittelst eines Zubaues die gothische Façade theils verdeckte, theils beseitigte; auch verschwanden der Vorplatz und die Freitreppe. Nur das über die Mauerflucht vortretende Presbyterium hat sich in der ursprünglichen Gestaltung erhalten. Das Innere der Kapelle charakterisirt sich als eine einschiffige Anlage mit reichem Netzgewölbe.

Die Nachrichten über die kirchlichen Bauten Wiens beginnen in der Mitte des XII. Jahrhunderts; die ältesten uns genannten und in dem Sprengel des Passauer Bischofs gelegenen Kirchen sind die zu St. Ruprecht, zu St. Peter, St. Stefan, unserer Frau am Gestade und St. Michael, dann das Kloster der schottischen Benedictiner, die unter Herzog Heinrich Jasomirgott 1158 eine Ansiedlung erhielten. Im XIII. Jahrhundert folgten weitere Klosterstiftungen, wie der Frauen bei der Himmelpforte und bei St. Jakob, der Minoriten nächst der Burg und der Dominicaner an der Stadtmauer nächst dem Stubenthore, abgesehen von mehreren außer der Stadt gelegenen Kirchen und Kapellen.

Die bezüglichen Bauten dürften in den meisten Fällen von sehr bescheidener Art gewesen sein. Ein großer Theil derselben fällt in eine Zeit, während welcher in unserer Gegend der romanische Stil über seine Blüte hinaus war und bereits der Einwirkung des neu auftretenden gothischen Stiles nicht mehr Widerstand leisten konnte. Bauten im eigentlichen romanischen Stile dürfte daher Wien kaum je viele, geschweige denn hervorragende besessen haben. Die Zeit dieses und des sogenannten Übergangsstiles repräsentirt sich uns nur in zwei, aber sehr beachtenswerthen Werken, das ist an einzelnen Partien im Mitteltracte der Façade der St. Stefanskirche und in der St. Michaelskirche.

Die zahlreichen geistlichen Stiftungen des XIV. Jahrhunderts und das Erblühen einiger Klöster gaben dem gothischen Stile Gelegenheit, durch Neubauten sich geltend zu machen; doch nur in recht wenigen Fällen konnte er seine Pracht und seinen decorativen Reichthum entfalten. Solche Bauten sind das Langhaus sammt Querschiff und Presbyterium, die Anlagen der Seitenthürme des Wiener Domes, die Maria-Stiegenkirche, die Salvatorkapelle, die Kirchen des Deutschen und des Johanniter-Ordens, die der Carmeliten, Minoriten und Augustiner, die Erweiterungsbauten an der ehemaligen Peterskirche, dann die am Presbyterium und der Thurmbau der Michaelskirche.

Das XV. Jahrhundert schuf wenig Neues, es setzte vielmehr die Bauten des vorhergegangenen Jahrhunderts fort oder brachte sie zum Abschluß. Die Spätgothik erscheint daher in Wien in keinem größeren Werke selbständig; in diese Zeit fallen die Schlußbauten der Michaelskirche und die schon besprochene Burgkapelle.

Von allen diesen bisher erwähnten Bauten seien nachstehende eingehender besprochen:

Die Michaelskirche entstand um 1219 und wurde von Herzog Leopold dem Glorreichen im Jahre 1221 zur Pfarrkirche für die in der nahegelegenen neuen Herzogsburg befindlichen Diener und das Gesinde, dann für alle, die sich in der Nähe anbauten, bestimmt. Von Feuersbrünsten wiederholt und arg heimgesucht, hatte sie in einigen Theilen wohl stark gelitten, die alsdann im Geiste des herrschenden Stiles hergestellt wurden; auch geschahen noch andere bauliche Veränderungen. Dessenungeachtet ist sie bis heute in der ursprünglichen Gestaltung fast ganz erhalten geblieben und repräsentirt den ältesten nahezu completen kirchlichen Bau Wiens in den ernsten Formen des romanischen Stiles. Sie besteht aus einem dreischiffigen Langhause mit hohem Mittelschiffe und niedrigen Abseiten, jedes Schiff zu fünf Jochen und einem aus drei vorspringenden Quadraten zusammengesetzten Querschiffe. Unter dem ganzen Baue befindet sich die geräumige Krypte. In den Gewölben mit Kreuzrippenanlagen und in den Arcaden herrscht der gedrückte Spitzbogen, die Pfeiler sind kräftig gegliedert und mit bisweilen herrlich decorirten romanischen Capitälen versehen. An dem altersgrauen Steinbaue der Außenseite des Langhauses fällt die charakteristisch romanische Decoration auf. 1288 entstand in der Verlängerung des rechten Seitenschiffes

die noch erhaltene gothische Kapelle. Infolge der durch den Brand — 1327 — nothwendig gewordenen Reparaturen dürfte der romanische Chorschluß verschwunden und der Bau eines gothischen Presbyteriums begonnen worden sein; um 1340 erfolgte über dem ersten Quadrate des rechten Seitenschiffes der Bau des schönen achteckigen und in fünf Stockwerken einmal verjüngt emporsteigenden Thurmes, den ursprünglich ein durchbrochener Steinhelm bekrönte, der — 1594 infolge eines Erdbebens eingestürzt — durch den noch heute bestehenden kupfergedeckten nadelartigen Abschluß ersetzt wurde. 1416 bis 1420 wurden die eigentlichen Bauten an der Kirche durch die Vollendung des gegenwärtigen aus dem Achtecke construirten gothischen Chorschlusses zu Ende geführt, der jedoch seither durch Abschlagen der Rippen seinen Stilcharakter einigermaßen eingebüßt hat. Die Gesammtlänge der Kirche beträgt 65 Meter, die Breite des Mittelschiffes 8·5 Meter, dessen Höhe 17·40 Meter.

Das bedeutendste kirchliche Bauwerk Wiens ist der Dom zu St. Stefan, die wichtigste Schöpfung der Wiener Bauhütte. Über seine bauliche Entwicklung bestehen bis heute ziemlich dürftige schriftliche Nachrichten, dagegen hat die gelegentlich der jüngsten systematischen Restaurirungen geführte sorgfältige und verständnißvolle Untersuchung der einzelnen Bautheile viele sichere Anhaltspunkte zur Beantwortung dieser Frage geliefert. Von der Kirche aus der ersten Zeit ihrer Gründung, die um 1147 geweiht wurde, hat sich bis in unsere Tage nichts erhalten. Die ältesten Theile des heutigen Domes reichen bis in den Beginn des XIII. Jahrhunderts zurück und charakterisiren sich als Schöpfungen der letzten Zeit des herrschenden romanischen Stiles. Die dieser Zeit angehörenden Partien sind das sogenannte Riesenthor und die daran grenzenden Theile der Façade bis zur Gesimslinie über den jetzt zur Aufnahme der Uhrzifferblätter verwendeten Rundfenstern.

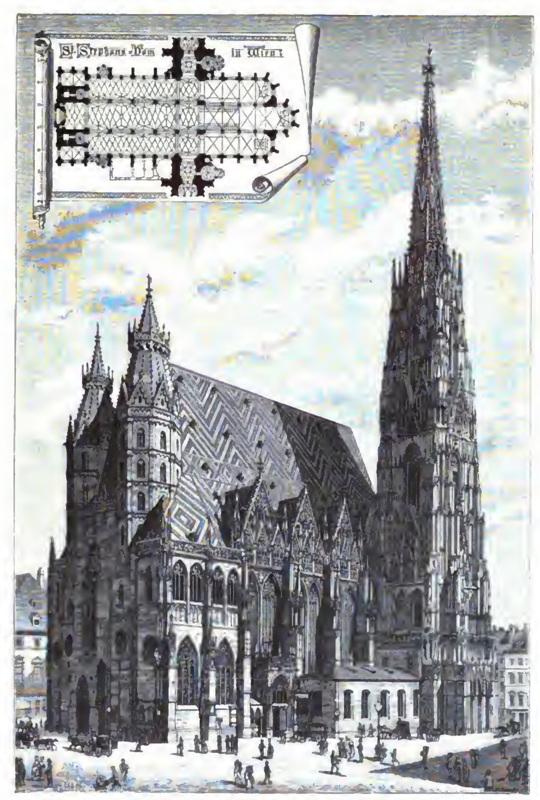
Folgerungen aus den in dem Gebäude erhaltenen ältesten Bauresten führen dahin, daß der für uns älteste Bau von dreischiffiger Anlage mit breitem und überhöhtem Mittelschiffe und wahrscheinlich absidial abgeschlossen war. Die erste und hochwichtige Veränderung an dem Baue ging nach dem Brande im Jahre 1258 vor, und die dabei erfolgten argen Beschädigungen desselben dürften die Veranlassung zum ältesten Erweiterungsbau gegeben haben. Diese Umgestaltung bestand zunächst darin, daß an die Stelle des dreifach absidialen Abschlusses ein mächtiges ausspringendes Kreuzschiff mit großem und weit zurückreichendem Mittelchor sammt polygonem Abschlusse gesetzt wurde, und daß das Mittelschiff infolge seiner bedeutenden Verlängerung auch eine verhältnißmäßige Erhöhung mit spitzbogigen Kreuzgewölben erhielt, wobei dessen bisherige Eintheilung in sieben Gewölbejoche unverändert blieb. In diese Zeit gehört auch der Aufbau der achteckigen, vier Stockwerke zählenden Heidenthürme vom Gesimse über den erwähnten Zifferblättern an, ferner die Umgestaltung des Riesenthores durch den Einbau des äußeren Spitzbogens.

Bei dem Brande 1276 wurde das Kirchengebäude in seinen Gewölben beschädigt, und dies mag ein Hauptgrund zum Neubaue des Domes gewesen sein, da wir aus den Jahren 1300, 1302 und 1330 wissen, daß am Chor gebaut wurde. Unter Albrecht dem Weisen (1340) wurde der neue, das ist der jetzige Chor eingeweiht; Rudolf IV. war der Begründer und Förderer des Neubaues, welcher das heutige Langhaus mit den Thürmen umfaßt, wozu er 1359 den Grundstein legte. Meister Wenczla aus Klosterneuburg war zu jener Zeit Dombaumeister und wird als der geistige Urheber und Leiter dieses Baues bezeichnet. Aus vielen Anzeichen läßt sich erkennen, daß der Neubau mit dem Hochthurme beginnend allmälig das alte Langhaus umfaßte, welches zur Abhaltung des Gottesdienstes geschont wurde und mit dem Baue des nördlichen Halbthurmes endigte. Als weitere Meister werden genannt: Ulrich Helbling, Hans von Prachatic, der 1433 den Hochthurm vollendete und Hans Puchsbaum, der 1446 das Langhaus einwölbte. 1450 wurde der Grundstein zum nördlichen Thurme gelegt, der jedoch in seinem Baue wenig gefördert und 1562 in seiner heutigen Gestaltung abgeschlossen wurde.

Die Unbilden der Zeit machten sich auch am St. Stefansdome geltend und bedingten eine Reihe von mehr oder minder umfassenden Restaurationen, welche in die Gegenwart hereinreichen. In den Jahren 1839 bis 1842 wurde unter Hofbaurath Sprenger die gekrümmte Spitze des hohen Thurmes abgetragen und durch eine Construction aus Stein und Eisen ersetzt. Dombaumeister Leopold Ernst erbaute in den Jahren 1853 bis 1856 die prachtvollen Giebel des Langhauses nach dem Vorbilde des einzigen vorhandenen Giebels auf der Südseite und begann 1861 den Wiederaufbau des wegen Baufälligkeit gänzlich abgetragenen Thurmhelmes. Seit 1862 leitet Dombaumeister Friedrich Schmidt die Arbeiten der Wiederherstellung, welche nach Abschluß des Hochthurmbaues (1864) und Vollendung des Äußeren des Domes sich dem Inneren desselben zuwendete. Die Gesammtlänge des Hallenbaues erreicht 109 Meter, das Mittelschiff ist circa 10 Meter, jedes Seitenschiff circa 9 Meter breit, die Mittelschiffshöhe beträgt 27 Meter. Der ausgebaute Thurm erreicht eine Höhe von circa 139 Meter.

Mächtig und überwältigend stellt sich das Innere der Kirche dar. Heilige Weihe ergreift den Besucher beim Betreten der matt erhellten Räume des weitläufigen Baues, darin die größten Ereignisse Österreichs stets ihren Wiederhall in Gebet und Andacht fanden. Ungewöhnlich und eigenartig in jeder Hinsicht ist dieser Raum, welcher nicht nach schematischen Regeln, sondern aus freier künstlerischer Empfindung mit zielbewußter Sicherheit gestaltet zu sein scheint. Und in Wahrheit ist dem auch so, denn der Baumeister des Chors so gut wie Meister Wenczla und seine Nachfolger konnten sich nicht an gewisse Gesetze binden, da sie sich mit ihren Entwürfen an vorhandene Bautheile anschließen mußten, woraus dann in dem natürlichen Streben, das Neue mit dem Alten zu einem harmonischen





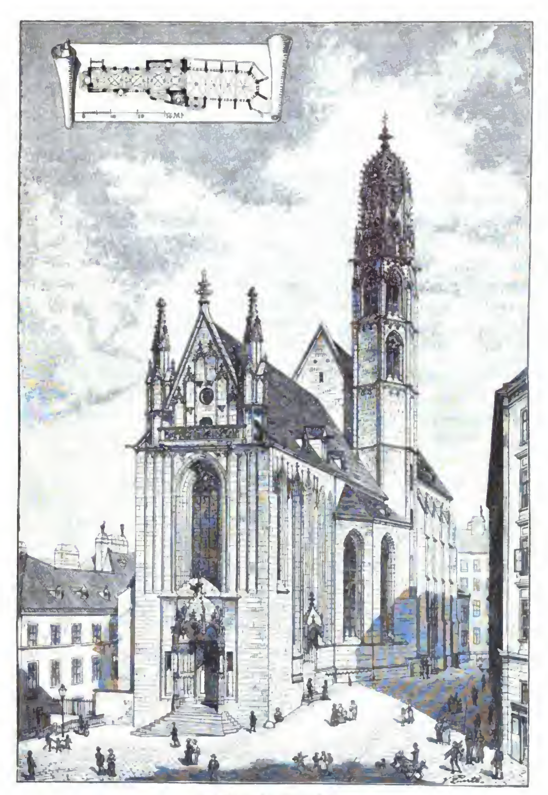
Der Stefansdom in Wien.

Ganzen zu verschmelzen, die so überaus malerische und originelle Gesammtanlage des Domes entstand, welche undenkbar wäre ohne diese historische Reihenfolge in der Entwicklung. Während der westliche Abschluß die ersten Keime des gothischen Stiles aufweist, steigert sich dessen Formenreichthum in dem strenge angeordneten Chore und erreicht seine höchste Blüte in dem überaus reich gegliederten Langhause, um sich schließlich noch als äußere Decoration an seinen Ursprung, die kräftige Westfaçade wieder anzuschließen.

Die Epoche der Renaissance fand an dem eben erst vollendeten Gebäude keine Gelegenheit sich geltend zu machen und erst im XVII., theilweise im XVIII. Jahrhundert gibt sich ihr Wirken durch Beseitigung des großen Theiles der mittelalterlichen Einrichtung und Ersatz derselben durch die noch jetzt vorhandenen Altäre ꝛc. zu erkennen. In jene Zeit fällt auch die Beseitigung der Glasgemälde, welche einst alle Fenster schmückten, und die Tünchung des gesammten Innenraums mit jener grauen Farbe, welche so lange Zeit als ehrwürdige Patina galt.

Aus alter Zeit stammen nur die herrliche Kanzel, die kleine Orgelbühne, der Taufstein und das gothische Chorgestühl. Die Werke der Renaissance sind theilweise von hohem künstlerischen Werthe und gilt dies namentlich von den zahlreichen Epitaphien im Innern und Äußeren des Domes, welche an und für sich einen Abschnitt von drei Jahrhunderten aus der Cultur- und Kunstgeschichte Wiens repräsentiren.

Die Marienkirche am Gestade (Maria-Stiegenkirche) repräsentirt als hervorragendes Werk der Wiener Bauhütte den zweitwichtigsten und zwar vollständig erhaltenen gothischen Bau der Stadt, obwohl sie, infolge langer Bauzeit, kein einheitliches und in allen Theilen gleich behandeltes Werk ist; auch hat sie keine regelmäßige Grundrißanlage als Folge des sehr beschränkten Terrains, auf dem sie steht. Ihre Gesammtlänge erreicht circa 69 Meter. Der älteste Theil ist das dreiseitig geschlossene, ungefähr 23 Meter hohe Presbyterium mit dem damit unmittelbar verbundenen und eine einheitliche Anlagegruppe bildenden breiten dreijochigen Langhause. Reich profilirte Rippen und Wanddienste, schön sculptirte Schlußsteine, zahlreiche Statuen unter kunstvollen Baldachinen an den Wänden beleben das Innere des herrlichen Baues, das durch große spitzbogige Maßwerkfenster, davon die schmäleren des Chorschlusses zahlreiche Reste herrlicher farbiger Verglasung enthalten, hinreichend erhellt wird. Der Bau des in den edelsten Formen ausgeführten Kirchentheiles begann 1340 und wurde um 1365 vollendet. Der Bau des an diese Baugruppe in gebrochener Achse anschließenden, schmalen Schiffes dürfte erst in den letzten Jahren des XIV. Jahrhunderts begonnen haben. Unter Baumeister Michael Weinwurm (1394) wurde der Grundstein gelegt. Als Meister werden noch genannt: Konrad Rampersdorfer (1403) und Dietrich Entzenfelder (1407). Auch in diesem Theile findet sich der gothische Decorationsreichthum zum Ausdruck gebracht. In das erste westliche Joch ist



Die Maria-Stiegenkirche in Wien.

der hochinteressante, aus drei freihängenden Gewölben kühn construirte Orgelchor eingebaut. Zwischen Schiff und Langhaus ist zunächst der Südwand des ersteren der im ersten Viertel des XIV. Jahrhunderts begonnene siebeneckige Thurm angebaut. Er ist in seinen oberen Partien durch gegliederte Eckpilaster, durch kräftig profilirte Gesimse mit spitzbogigen Friesen, durch reich decorirte Spitzbogenfenster geschmückt und gehört mit seiner durchbrochenen kuppelartigen Steinkrone als oberstem Abschluß zu den eigenartigsten Thurmbauten der Gothik. Der Thurm fand erst im XVI. Jahrhundert seine Vollendung, wobei Baumeister Benedict Kölbl (1534) wirkte. Er hat eine Höhe von circa 58 Meter. Die Außenseite der Kirche trägt den Charakter eines einfachen gothischen Bauwerkes mit kräftigen Strebepfeilern am Chor und Langhause; die schmale Westseite hingegen zeichnet sich durch reiche gothische Decoration aus. In höchst eigenthümlicher Weise ist das Hauptportal und ein einfacheres Portal an der Südseite angelegt. Über beiden wölbt sich ein aus der Mauer hervorspringender Steinbaldachin.

Die sogenannte Minoritenkirche in der Stadt gehört dem gothischen Stile an. Die Minoriten, welche unter Herzog Leopold dem Glorreichen in Wien erschienen und denen König Ottokar ein besonderer Gönner war, erhielten 1224 vom Herzog die Erlaubniß, auf seinem Grunde ein Haus sammt Kapelle zu erbauen. Die Kirche entstand erst mehr als ein Jahrhundert nach dem Eintreffen des Ordens in Wien; Herzogin Bianca, Gemalin Rudolfs III., und Isabella, Gattin des unglücklichen Friedrich des Schönen, regten den Bau an, der zuerst in einer einschiffigen gothischen Anlage zur Ausführung kam, an welche sich um 1339 der Bau der mit dieser nicht organisch verbundenen großen Kirche anschloß. Derselbe dürfte kaum vor den ersten Jahren des XV. Jahrhunderts abgeschlossen worden sein. Als die Minoriten 1784 ihr Kloster verlassen mußten, ging die Kirche in das Eigenthum der italienischen Nation in Wien über, hatte aber unter dem Architekten Hohenberg eine harte Restaurirungsprobe durchzumachen, aus der sie ziemlich verunstaltet hervorging. Sie bildet eine dreischiffige Halle ohne ausgesprochenes Presbyterium und schließt im Mittelschiffe geradlinig ab, das linke Seitenschiff verlängert sich bis in eine fünfseitig geschlossene Kapelle, die von dem Kirchenraume seit Hohenberg durch eine Zwischenwand getrennt ist. Das rechte Seitenschiff mit einer correspondirenden Decorationswand hatte ursprünglich ebenfalls einen geradlinigen Abschluß mit einer Pforte, die in den sogenannten alten Chor oder die Ludwigskapelle führte, einen einschiffigen und polygon geschlossenen Raum, der, so ziemlich in der Axe der rechten Pfeilerreihe liegend, der älteste Theil der Kirche war, aber verschwunden ist. Der schlanke achteckige Thurm baut sich in der Verlängerung des Mittelschiffes an dessen Außenseite auf. Das Portal an der sonst schmucklosen Façade muß als ein ganz besonderes Kunstwerk bezeichnet werden. Der Minorit Nikolaus (1385) und der Franciscaner Hans (1389)

werden als Bauleiter, endlich der französische Minorit Jakob, Beichtvater Herzogs Albrecht II., als Schöpfer des schönen Portals in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts urkundlich genannt.

Die Kirche der Augustinermönche (heute St. Augustin), jenes Ordens, der aus seiner um die Mitte des XIII. Jahrhunderts außer dem Werderthore bestandenen Ansiedlung durch Friedrich den Schönen in die Stadt berufen wurde und infolge eines Gelübdes dieses Fürsten um 1337 ein Kloster nächst der Burg erhielt, ist ein in ihrer Art einheitliches und baulich vollständig erhaltenes, aber einfaches Werk gothischen Stiles, ein Bau von großen Dimensionen, dessen Grundstein 1330 gelegt wurde und dessen Weihe 1349 erfolgte. Die Tafeln der Bau- und Steinmetze in Wien nennen als Bauleiter den Meister Dietrich Landtner aus Baiern. Der zuerst begonnene, somit ältere Theil, der auch schon 1339 vollendet war, ist das mächtige dreischiffige, hallenförmig angelegte Langhaus von 46 Meter Länge, 10 Meter Breite im Mittelschiffe und 18 Meter Höhe. Das Presbyterium liegt um etliche Stufen höher und schließt an das Mittelschiff unmittelbar an, daher das Querschiff entfällt. Es ist in der Construction dem Langhause ähnlich, scheint jedoch um einige Decennien jünger, besteht aus fünf Jochen und dem aus dem Zehneck mit sieben Seiten eigenthümlich construirten Chorschluß. Länge 30 Meter, Breite 12 Meter, Höhe 22 Meter. Langhaus und Presbyterium werden von mächtigen Spitzbogenfenstern, derzeit ohne Maßwerk, beleuchtet. Die Außenseite der Kirche repräsentirt sich der klösterlichen Übung gemäß als ein einfacher gothischer Bau mit kräftigen Strebepfeilern. Der Thurm steht neben dem Presbyterium und mußte viele harte Schicksale durchmachen, bis er zu seiner heutigen Gestaltung kam. An der Südseite des Langhauses liegt die Georgskirche, eine große zweischiffige Kapelle zu je drei Jochen und mit polygonen Abschlüssen in jedem Schiffe, mit Kreuzgewölben und schönen Schlußsteinen. Sie wurde 1341 eingeweiht und war von der zur Unterstützung des deutschen Ordens in Preußen und zur Reinhaltung des ritterlichen Wesens gebildeten Rittergesellschaft der Templaise gegründet worden, als deren Versammlungsort sie diente.

In die Reihe der mittelalterlichen Kirchenbauten gehört endlich auch die Kirche am Hof, anfänglich die Ordenskirche der Carmeliten, entstanden im ersten Viertel des XV. Jahrhunderts, die unter den seit 1554 statt des eben genannten Ordens eingeführten Jesuiten durch weitgehende Modernisirungen arg verunstaltet wurde, so daß der ursprüngliche gothische Baucharakter nur mehr im Grundrisse und in der Außenseite des Presbyteriums erkennbar blieb. Ein geräumiger dreischiffiger Hallenbau mit polygon geschlossenem Chor. Letzterer ist in seiner vierjochigen Gewölbeanlage noch intact, aber durch ein hölzernes unschönes Zwischengewölbe in Tonnenform untertheilt. An dem Baue sollen unter anderen Lukas Schwendler 1415, Mathes Helbling 1419 bis 1422 gewirkt haben.

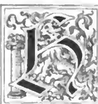
Die deutsche Ordenskapelle ist ein einschiffiger zierlicher gothischer Bau, der 1326 geweiht wurde und unter Meister Georg Schiffering entstanden sein soll.

Die Salvatorkirche, ursprünglich eine Bürgerhauskapelle, seit 1316 öffentliches Gotteshaus und seit 1360 einigermaßen umgestaltet und vergrößert, ein gothischer einschiffiger sehr zierlicher Bau mit polygonem Schlusse, daran unmittelbar anstoßend und durch Arcaden verbunden eine zweite einschiffige Kapelle mit geradem Schlusse und Netzgewölben aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts.

Zum Schlusse haben wir noch des gothischen Kirchleins des Johanniter-Ordens von sehr bescheidenen Dimensionen und einfacher Behandlung und der einige Reste mittelalterlichen Baues enthaltenden St. Ruprechtskirche zu gedenken, die, 1431 entstanden, durch wiederholte Restaurirungen bis zur heutigen Unscheinbarkeit herabsank.

Alle diese Kirchen befinden sich in der alten inneren Stadt; die wenigen mittelalterlichen Bauten, welche die früheren Vorstädte enthielten, sind fast ausnahmlos mit deren Verschwinden ebenfalls zu Grunde gegangen, und was noch geblieben, das hat die neuere Zeit beseitigt.

Baudenkmale des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts.



errliche Zeiten blühender baulicher Entwicklung erlebte die alte Vindobona. Früher als anderswo in deutschen Landen war die Kunst der Renaissance in Österreich erblüht und Dank der Nachbarschaft Italiens und des steten Zuzuges von Künstlern und Handwerkern von dorther behielt sie mehr als anderswo charakteristische Züge ihrer südlichen Herkunft; es fehlt fast ganz jene Vermengung mittelalterlicher Elemente mit dem antikisirenden Detail, wie sie die nordische Renaissance zeigt, es fehlen den Wohnhäusern die hohen Giebel, die Erker und alle jene Unregelmäßigkeiten der Grundrißdispositionen, welche den nordischen Bauten ihr eigenthümliches Gepräge geben.

Unverfälscht italienisch ist das älteste in Wien erhaltene Monument dieser Epoche, das Portal der Salvatorkapelle, ein reich verziertes Schmuckstück von eleganten Formen; zwei mit Ornamenten bedeckte Säulen tragen das Gebälk, auf welchem ein halbkreisförmiges Tympanon aufsetzt, das Relief in demselben zeigt die Halbfiguren des Heilands und der Madonna.

Ein bedeutendes und in seiner Totalität fast erhaltenes Bauwerk ist die nach dem Jahre 1529 vom Kaiser Ferdinand für seinen Sohn Max erbaute jetzt sogenannte Stallburg — ein rechteckiges Gebäude, welches einen Arcadenhof von etwa 40 Meter Länge und 30 Meter Breite einschließt. Die Bogengänge, welche durch drei Geschosse



Das Portal der Salvatorkapelle in Wien.

den Hof an allen vier Seiten umziehen, sind bei größter Einfachheit im Detail durch ihre breiten Verhältnisse von großer Wirkung (jetzt vermauert). Die Bogen sind von Pilastern und einfachem dreigetheilten Gebälke umrahmt; das oberste Gebälk enthält enggestellte Consolen im Friese. Schmucklos ist das Äußere, nur die rechteckigen Fenster mit gerader Verdachung beleben die Façaden.

Gleiche Formen und gleiche Einfachheit zeigen die den Schweizerhof umgebenden Theile der kaiserlichen Hofburg. Unsere Abbildung zeigt rechts die altersgrauen epheuumrankten Mauern des westlichen Flügels der alten Burg mit dem Portal, welches den Eingang zum Schweizerhofe bildet. Das Portal ist durch seine schweren Formen als Zugang einer mit Graben und Zugbrücke versehenen Burg vortrefflich charakterisirt, es zeigt die traditionellen Formen eines Bogens mit einrahmenden Halbsäulen und Gebälk; den Abschluß bildet eine Attika mit dem Kaiserwappen zwischen rothen goldumrahmten Tafeln, in welche die Titel Kaisers Ferdinand I. eingegraben sind. Das Portal trägt die Jahreszahl 1552.

Es ist nur Weniges, was wir außer diesen Bauten des Hofes zu verzeichnen haben. Als ältestes Bürgerhaus ist bekannt das Haus des Bürgermeisters Thau in der Bäckerstraße; man liest daran die Jahreszahl 1559. Die dreistöckige Façade mit ihren rechteckigen Fenstern ist ganz schmucklos; der kleine Hof hat an einer Seite offene Arcaden, drei gedrückte Bogen auf nach oben verjüngten Pfeilern. Neben diesem Hause steht ein zweites von gleicher Façadenbildung; der große Hof nicht ohne Reiz, mit Arcaden auf zwei Seiten durch alle vier Geschosse; die Bogen ruhen auf weitgestellten Säulen; zwischen den Postamenten derselben steinerne Balustraden. Wir erwähnen noch ein Haus, Fleischmarkt Nr. 17; es stammt wohl zum größten Theile aus dem XVIII. Jahrhundert, doch wurde in dasselbe das Fragment eines älteren Gebäudes einbezogen. Dieses Fragment bildet den hinteren Theil des Hofes und gibt ihm durch seine zierlichen Arcaden einen eigenen Reiz. Rundbogen, weitgestellte Säulchen auf verzierten Sockeln und Eisengitter bilden die

Elemente des malerischen Ensembles. Im XVII. Jahrhundert ist die Architektur der Profangebäude im Wesentlichen dieselbe wie im XVI., noch wenig beeinflußt vom Barockstil, welcher bereits die Kirchenbaukunst beherrschte. Wir kennen aus dem XVII. Jahrhundert kein Beispiel eines Bürgerhauses von irgend welcher architektonischen Bedeutung.

Die bedeutendsten Bauwerke dieser Stilgruppe sind der 1640 erbaute Bischofshof, ein theilweise zweistöckiger Palast um einen mächtigen Arcadenhof gruppirt; ferner der



Der innere Burgplatz in Wien.

gegen den äußeren Burgplatz gerichtete Flügel der kaiserlichen Burg, zwischen 1665 und 1668 von Ottavio Burnacini erbaut; dann die erst nach 1683 entstandenen Paläste der Fürsten Lobkowitz und Starhemberg, letzterer umgebaut und jetzt vom Cultusministerium benützt. Diese Paläste sind gleich einigen der nun verschwundenen Stadtthore Werke der in Wien viel beschäftigten lombardischen Künstlerfamilie Carlone. In diese Gruppe gehört noch eine Anzahl kleinerer Paläste, sowie der 1658 erbaute Darwarhof am Fleischmarkt; endlich außerhalb der Stadt das von Burnacini für Kaiser Leopold I. erbaute Lustschloß Ebersdorf.

Die Baugeschichte Wiens im XVII. Jahrhundert wird indessen hauptsächlich durch Kirchenbauten illustrirt. Als Mittel der Bekehrung und als Siegeszeichen der Neubefestigung der alten Glaubenseinheit entstanden die meisten Kirchen und Klöster in Wien bald nach der Niederwerfung der reformatorischen Bewegung. Diesem Umstande ist es zu danken, daß der Stil jener Zeit im Kirchenbau Wiens eine so hervorragende Rolle spielt.

Während die Klostergebäude durchgehends von großer Einfachheit sind und ohne eigentlich architektonisches Gepräge, wenn auch nicht ohne jene Größe des Bausinnes, welche den Traditionen der altehrwürdigen Religionsgenossenschaften entspricht, zeigen die Kirchen in Anlage und Schmuck die Ausdrucksweise des italienischen Barockstils.

Es sind zumeist einschiffige Gewölbebauten mit Kapellen an den Seiten von jener wohlgefälligen und dem Heiligencultus bequemen Disposition, welche bereits seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts in Italien vorherrschend war und von dort aus in der ganzen katholischen Welt sich verbreitete. Diese Disposition zielt vor Allem auf einen freien einheitlichen Raum von möglichster Breite, den meist ein Tonnengewölbe überspannt. Die Zwischenmauern der Seitenkapellen dienen dem Gewölbe als feste Stützen. Das Tonnengewölbe erhält Stichkappen zur Erzielung von Fenstern über den Kapellen; dort, wo diese Fenster die einzige Lichtquelle bilden, ist die Wirkung von großer Schönheit. Die Kapellenöffnungen, drei bis vier an jeder Seite, sind durch Pilaster getrennt, auf dem von diesen getragenen Gebälke sitzt das Gewölbe auf.

Im Äußeren erhalten diese Kirchen im Gegensatze zu den gleichzeitigen Profanbauten ihr architektonisches Gepräge ausschließlich durch die Anwendung von Pilastern mit dem zugehörigen Gebälke, selten in einer, meist in zwei, auch drei Ordnungen übereinander; auch die Thürme, wenn sie überhaupt in die Composition der Kirchen aufgenommen werden, bauen sich in mehreren Pilasterordnungen übereinander auf. Unter den Kirchen Wiens zeigt als eine der ältesten die Schottenkirche diesen Typus, sie erhielt 1590 ihre jetzige Gestalt. Etwas jünger ist die Kirche zu St. Anna, welche sammt Kloster von Kaiser Ferdinand II. der Gesellschaft Jesu zugewiesen wurde. Die Annakirche ist klein, aber in Marmor decorirt und zeigt die beschriebene Disposition sehr rein.

Das Hauptmonument der Gattung ist aber die im Jahre 1628 von Kaiser Ferdinand II. gestiftete Universitäts- und Jesuitenkirche, welche sowohl durch ihre Größe als auch durch die Kostbarkeit des Materials hervorragt. Auch hier sind vier Kapellen an jeder Seite des Schiffes angelegt. Die reiche Decoration stammt indessen erst aus dem Jahre 1700 und wurde von dem Italiener Pater Andrea del Pozzo ausgeführt. Die Decke des Schiffes ist kein fortlaufendes Tonnengewölbe; Gurtbogen, den Kapellen-Pfeilern entsprechend, theilen das Gewölbe. Pater Pozzo vereinigte die vorderen zwei Gewölbjoche und schuf hier eine Scheinarchitektur, welche dem Eintretenden das Bild

einer hochaufsteigenden Kuppel bietet. In die weiten Bogenöffnungen der Kapellen stellte Pozzo, ein Motiv der römischen Thermen nachahmend, je zwei Säulen, deren Gebälk in Kämpferhöhe die Öffnung durchsetzt. (Siehe Abbildung Seite 36.)

Die rasche Verbreitung der beschriebenen Kirchenform ist zum Theil dem Wirken des Jesuitenordens zuzuschreiben; mehr oder weniger folgt die Bauart der anderen Kirchen Wiens den genannten Beispielen, doch reicht keine derselben an Kostbarkeit des Materials und glücklicher Raumwirkung an die Universitätskirche heran. Zu den schöneren Bauten gehört das plastisch reich decorirte Gotteshaus der Dominicaner, Sta. Maria Rotunda, dann die Kirche der Carmeliter in der Leopoldstadt, ferner die Kirche der barmherzigen Brüder, 1622 von Ferdinand II. gestiftet. Sehr nüchtern, aber von guten Verhältnissen ist die Pfarrkirche in der Alservorstadt, gestiftet von Kaiser Leopold I. Die meisten späteren beweisen einen ungemein raschen Verfall des Geschmacks. Das Streben nach malerischer Wirkung, welches trotz der starken Betonung des structiven Elementes durch Pilasterordnungen hervortritt, die Tendenz, durch glänzende Ausstattung die Sinne zu fesseln, führte unter den Händen Minderbegabter zu einer wilden Decorationslust. Aus dem freien Schalten mit den Säulenordnungen wird vollständiges Durchbrechen der wohlthätigen Schranken, welche die Tradition geschaffen; die Bauglieder kommen in Bewegung, die Gebälke nehmen geschwungene Formen an, während ganze Façaden durch Biegungen, durch Vor- und Zurückspringen und gehäufte Risalite und Verkröpfungen in einzelne Theile sich auflösen.

Zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts tritt ein Umschwung ein zu Gunsten des Kuppelbaues; es entsteht die Peterskirche 1702, die Karlskirche auf der Wieden, gestiftet 1715 von Kaiser Karl VI., Kirche und Kloster der Salesianerinnen, gestiftet 1717 von der Kaiserin Amalia.

Die Karlskirche ist durch ihre Dimensionen, durch Lichtvertheilung und kostbares Material im Innern, durch ihre Gruppirung nach außen mit Vor- und Flügelbauten, eine römische Tempelfronte und zwei Triumphalsäulen von großer Wirkung. Sie bedeutet auch stilistisch eine Umkehr zum Besseren und ist besonders den Kirchen aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts gegenüber ein bedeutendes Werk. (Siehe Abbildung Seite 33.)

Der Architekt des Baues, Johann Bernhard Fischer von Erlach, welcher denselben in Concurrenz gegen Galli Bibiena und Lukas von Hildebrandt gewann, spielt in der Baugeschichte Wiens eine hervorragende Rolle. Sein bedeutendster Rivale ist Hildebrandt. Beide Baumeister waren Hofarchitekten und seit dem 1700 erfolgten Abtreten des obengenannten Ottavio Burnacini aus dem Hofdienste mit großen Aufgaben betraut. Sie huldigten in der Stilisirung ihrer Bauten ganz verschiedenen Richtungen. Hildebrandt ist der Vertreter eines zierlichen Decorationsstiles, Fischer aber zeigt sich in den meisten

seiner Werke als Träger einer classicirenden Richtung; die gemeinsamen Eigenthümlichkeiten ihrer Werke sind diejenigen der Baukunst des XVIII. Jahrhunderts überhaupt. So die Opulenz der Plananlagen, wobei es an pompösen Vestibulen und Stiegenhäusern nicht fehlen durfte; dann das Streben, die einzelnen Räume so zu ordnen, daß sie einzeln oder gruppenweise auch nach außen zum Ausdruck kommen.

Unter dem Einflusse der genannten beiden Künstler entstand in Wien jene große Zahl von Palastbauten, Landhäusern und Stockwerkhäusern, welche bis auf unsere Tage der Stadt ihr Gepräge gaben. Die Hauptwerke Johann Bernhard Fischers von Erlach, welcher bei vielen Bauten durch seinen Sohn Josef Emanuel unterstützt wurde, sind außer der Karls- und Peterskirche die Entwürfe für den Ausbau der kaiserlichen Hofburg und das Lustschloß Schönbrunn.



Das Lustschloß Schönbrunn.

Von dem ersten Entwurfe sind nur Theile zur Ausführung gekommen: die stattliche Reichskanzlei, welche den inneren Burghof an einer Langseite abschließt, und die Winterreitschule, welche einen Flügel der unfertigen, gegen die Stadt sich wendenden Fronte der Burg bildet. Beschränkung des Bauplatzes und die Nothwendigkeit, die Neubauten dem bestehenden unregelmäßigen Ganzen einzufügen, hinderten den Architekten, der Disposition des Innern jene Großartigkeit und Einheit zu geben, welche die Würde der kaiserlichen Residenz erheischte; er baute eben Bruchstücke, deren Hauptwerth in den Façaden liegt. Diese sind aber groß gedacht, von den schönsten Verhältnissen, und ist besonders der Pavillon der Winterreitschule ein Decorationsstück von mächtiger Wirkung.

Fischers erster Entwurf zum Schlosse Schönbrunn blieb gleichfalls unausgeführt; es war ein Plan von überschwänglicher Großartigkeit; er projectirte das Schloß auf jener Stelle, welche heute das Gloriett einnimmt, dachte sich den Abhang in mehreren Absätzen

terrassirt und durch ungeheure Rampen und Treppenanlagen zugängig gemacht. Auch in seiner jetzigen Anlage ist Schönbrunn mit seinem weiten Vorhofe und dem prächtigen Garten ein Werk von wahrhaft kaiserlicher Vornehmheit. Generalansichten von beiden Projecten veröffentlichte Johann Bernhard Fischer im Anhang seines großen Kupferwerkes „Historische Architektur“. An jener Stelle, welche heute die weitläufigen Anlagen des Schlosses einnehmen, besaß schon Kaiser Maximilian II. ein Jagdhaus, die Katerburg genannt; nach der Verwüstung derselben im Jahre 1683 faßte Kaiser Leopold den Entschluß, einen Sommerpalast zu erbauen, welcher unter Josef I. 1696 wirklich begonnen wurde, doch vollendete erst die große Kaiserin den Bau um 1750; das Äußere des Schlosses zeigt die etwas kalten Formen des beginnenden Classicismus, doch enthält es reizvolle Interieurs im Rococostil.



Das Schwarzenberg-Palais in Wien.

Den Complex von Bauten, welche die Hofburg bilden, vervollständigt der Palast der Hofbibliothek, welcher von dem älteren Fischer entworfen und nach seinem Tode von Josef Emanuel ausgeführt wurde. Der Bau begann 1723 und wurde 1735 vollendet; erst später traten jene Flügel hinzu, welche den Josefsplatz abschließen. Die Hofbibliothek, im Äußeren von stolzer Einfachheit, bildet durch ihr Inneres eines der hervorragendsten Monumente der Zeit; sie besteht im Wesentlichen aus einer Flucht von drei Sälen, deren mittlerer, von ovaler Grundform, durch eine mächtige Kuppel überspannt wird. Die Decoration ist in Marmor und Gold durchgeführt, die Kuppel schmücken Fresken von Daniel Gran. Josef Emanuel Fischer publicirte den herrlichen Bau in einem eigenen Werke.

Unter die bedeutenden Werke Fischers zählt noch der Sommerpalast des Fürsten Schwarzenberg, welcher in den letzten Jahren des XVII. Jahrhunderts begonnen wurde, und zwar für den Hofkriegsraths-Präsidenten Grafen Mannsfeld, von dessen Erben das unfertige Gebäude Fürst Adam Schwarzenberg kaufte. Dieser Sommerpalast, welchen unser Bild von der Stadtseite darstellt, ist ein weitläufiger Gebäudecomplex in hoher Lage



mit Vorhof und hinter dem Schlosse liegendem Garten. Mit Ausnahme des Gartens ist die Anlage im Wesentlichen in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten.

Zu Fischers schönsten Bauten gehört der Palast des Prinzen Eugen in der Himmelpfortgasse, an welchen der Architekt, wohl unter dem Einflusse des prunkliebenden Bauherrn, an reichem Zierat mehr verwendete, als sonst seine Art war; einige Räume dieses Palastes enthalten Decorationen im zierlichsten Rococo.

Wir erwähnen endlich noch die sogenannte Mehlgrube, Hôtel Munsch, und den Palast des Fürsten Trautson.

Weit weniger als Fischer war Lukas von Hildebrandt mit großen Aufgaben beschäftigt; es sind besonders zwei Gebäude, welche seine Ruhmestitel bilden und ihm, wie das mehr aus der Stilisirung vieler noch vorhandenen Bauten als aus urkundlicher Überlieferung hervorgeht, einen großen Einfluß auf die bürgerliche Baukunst in Wien verschafften. Die gedachten beiden Werke sind das Belvedere und der Palast des Fürsten Kinsky auf der Freiung. Der letztere Palast ist ein schmales und tiefes Gebäude, welches im ersten Jahrzehnt des XVIII. Jahrhunderts für den Feldmarschall Grafen Wirich Philipp Daun erbaut wurde und erst später an die Familie Kinsky überging. Auf beschränktem Platze schuf hier der Architekt eine Raumdisposition von eleganter Wirkung und wußte auch außen den Charakter einer vornehmen Wohnung durch eine höchst originelle Façade zum Ausdruck zu bringen.

Die bedeutendste Leistung Hildebrandts ist aber das Belvedere, erbaut als Sommersitz des Prinzen Eugen. Der Bau begann im Jahre 1715. Der ganze Gebäudecomplex des Belvedere mit Vorhof und Garten hat eine Ausdehnung von mehr als 100.000 Quadratmeter. Der Haupteingang ist auf dem der Stadt entgegengesetzten Ende der Anlagen, dort führt ein wappengeschmücktes Thor in den ausgedehnten Vorhof, welchen Baumalleen und ein Bassin schmücken. Der Palast schließt den Vorhof in seiner ganzen Breite ab, an beiden Seiten Zugänge freilassend zu dem der Stadt zugewendeten Garten; dieser zieht sich in mehreren Terrassen hinab bis zu dem kleineren Palaste des unteren Belvedere. Über den Garten hinweg, den in seinem oberen Theile nur Teppichbeete, Springbrunnen und niedere Hecken schmücken, während unten Boskets dem Lustwandelnden Schatten bieten, genießt man vom Schlosse aus den herrlichen Blick auf Wien und das Kahlengebirge.

Der Palast selbst ist mit geistreicher Benützung des abfallenden Terrains angelegt; das Äußere bietet in seiner reichen Silhouette mit dem hochaufstrebenden Mittelbau und den kuppelgeschmückten Eckpavillons, mit seiner reichen zierlichen Decoration von Balconen, Säulenportalen, Trophäen und Statuen ein Ensemble von reizvoller Wirkung. Die Abbildung Seite 29 zeigt die westliche Schmalfronte mit dem kleinen seitlichen Vorhofe und den Eingängen zum Garten und Haupthofe.

Aus der Reihe der hervorragenden Palastbauten des Barockstils heben wir noch zwei Werke hervor, welche durch ihre kraftstrotzende Einfachheit einen eigenen Gegensatz bilden zu den zierlichen Bauten Hildebrandts und den classicistisch angehauchten Werken Fischers. Es sind dies der fürstlich Liechtenstein'sche Gartenpalast in der Roßau und das Majoratshaus derselben Familie.

Fast spurlos verschwunden sind die zahlreichen kleinen Landhäuser und Schlößchen in der nächsten Umgebung Wiens, in Dornbach und Weidlingau, sowie den jetzigen Vorstädten, wo große Gärten den Raum einnahmen, den jetzt lange Häuserzeilen bedecken.

Unter den vielgeschossigen Bürgerhäusern der inneren Stadt finden sich zahlreiche Beispiele schöner Façaden, bei denen nicht das Lebenselement der monumentalen Barocke, der Pilaster, verwendet wurde, sondern das Fenster mit seiner Einrahmung und Verdachung den Ausgangspunkt der Composition bildet. Bei bescheidenen Stockwerkshöhen machen die Façaden, zumal die Häuser nichts Anderes scheinen wollen als sie sind, nicht selten eine vortreffliche Wirkung durch ihre guten Verhältnisse und die maßvolle, feinempfundene Bildung des Details; an einzelnen Façaden tritt auch ein feines Rococo auf. Wir nennen unter Vielem nur Einiges, so das Haus Graben Nr. 16, Bräunerstraße Nr. 8 und 9, Wollzeile Nr. 32.

Die barocke Kunst, welche einen so breiten Raum einnimmt in der Architekturgeschichte Österreichs, ist zwar kein Erzeugniß des deutsch-österreichischen Volksgeistes, sondern eine aus dem Süden eingeführte fremde Pflanze, glänzend erblüht im Schutze des Hofes und der Kirche; sie hat aber auch auf dem Boden des Bürgerthums Wurzel geschlagen; jene Stockwerkshäuser zumeist sind es, welche den Straßen des allmälig verschwindenden alten Wien ihren Charakter geben.

Die Wiener Architektur des XIX. Jahrhunderts.



Der glanzvolle Neubau der Kaiserstadt, unleugbar eine der bedeutendsten Leistungen der modernen Architektur, ist vom Barockzeitalter durch eine Reihe von Decennien geschieden, welche sich wie ein Wüstengürtel zwischen zwei üppige Fruchtgebiete lagern. In der verstandesmäßigen Kühle der Aufklärungsepoche wurden dem formen- und farbenfrohen Stil der Zeit Kaisers Karl VI. und des Prinzen Eugen die schönsten Blüten abgestreift. Es folgten die Stürme der Napoleonischen Kriege. Der Geist einer nothgedrungenen Sparsamkeit, welcher am Beginn unseres Jahrhunderts die Verwaltung in allen Sphären durchdrang, arbeitete dem sterilen Bureaukratismus in die Hände, unter welchem das höhere Leben Wiens überhaupt und so auch das architektonische Schaffen der Metternich'schen



Die Lerchenfelder Kirche in Wien.

Ära zu leiden hatte. Es ist für uns, die wir die künstlerische Verjüngung der Metropole des Reiches erlebt haben, kaum faßbar, mit welch schmaler Hausmannskost die Stadt Beethovens und Schuberts, Raimunds und Grillparzers in allem, was die bauliche Gestaltung und den Schmuck des Lebens betraf, sich begnügen mußte. Im Theseustempel des Volksgartens und im äußeren Burgthor haben wir die höchsten Leistungen vor Augen, welche das akademische Griechenthum eines Peter von Nobile zu schaffen im Stande war. Die Franzensburg im Laxenburger Park mag als Maßstab dienen für die gothischen Vorstellungen der damaligen Romantiker. Daran reihen sich die Bauten eines Pichl, Schemerl, Sprenger: die Statthalterei, das Hauptzollamt, die technische Hochschule, das neue Landhaus und ihresgleichen, zum Theil Werke von stattlicher und würdiger Erscheinung, aber ausgetrocknet wie die Bureauluft, in der sie entstanden sind, bar jeder individuellen künstlerischen Empfindung und vollends ohne die geringste Spur localer Charakteristik.

Erst das Jahr 1848 hat auch auf diesem Gebiete die Kräfte frei gemacht, die Architektur den Künstlern zurückgegeben und in den schaffenden Geistern der neuen Zeit das Bewußtsein des Volksthums erweckt, welchem sie zu dienen, dessen Wesen und Eigenthümlichkeit sie zu verkörpern haben.

Im Ganzen wie im Einzelnen entscheidend wirkte dabei selbstverständlich der großartige Umgestaltungsproceß der Stadterweiterung. Allein schon bevor das kaiserliche Handschreiben vom 20. December 1857 das Signal zu derselben gab, waren die Kräfte vorbereitet, welche das Werk vollführen sollten. Ein Symptom der Gährung in den Gemüthern bildete das Auftreten des jungen Schweizer Architekten Johann Georg Müller, des geistigen Schöpfers der Lerchenfelder Kirche. Der Bau war in einem nüchternen Zopfstil nach den Plänen des damals allmächtigen Hofbaurathes Sprenger bereits begonnen, als Müller mit begeistertem Worte auf die erhabenen Dome des Mittelalters als auf die einzig würdigen Vorbilder für die moderne Kirchenbaukunst hinwies. Die dadurch angeregte Discussion führte zu Consequenzen, welche über die zunächst vorliegende Aufgabe weit hinaus reichten: an Stelle der bureaukratischen Bevormundung trat das freie Concurrenzwesen, und in allen Kreisen regte sich das Bewußtsein, daß die Architektur an der Spitze ihrer Schwesterkünste zur Erhebung des Volksgefühls, zur ästhetischen wie zur sittlichen Bildung der Menschheit berufen sei, und daß demnach das gesammte Bauwesen wie jeder einzelne Bau als eine ernste Sache des allgemeinen Interesses nur von den dazu Berufenen, von wahren Künstlern geleitet werden dürfe. Dem Siege dieser Ideen verdanken wir die architektonische Wiedergeburt unserer Stadt; sie wurde so zu einem schönheiterfüllten Gesammtkunstwerk, welches von den Thürmen und Kuppeln der Monumentalbauten herab bis zu den Fliesen und Teppichen, welche die Fußböden unserer Wohnräume bedecken, von dem Walten der frei gewordenen künstlerischen Volkskraft Zeugniß gibt.

Schon bei Müllers Lerchenfelder Kirche kommt diese Thatsache zu erfreulichem Ausdruck. Vergleicht man sie mit den Wiener Kirchenbauten der unmittelbar vorausgehenden Epoche, z. B. mit der von Rösner errichteten Johanneskirche in der Praterstraße (1842 bis 1845) und der evangelischen Kirche in Gumpendorf von L. Förster und Theophil Freiherr von Hansen (1846 bis 1849), so erhellt, daß weniger die Wahl des Stils als vielmehr dessen Handhabung das Werk Müllers als bahnbrechend kennzeichnet. Auch in jenen Bauten haben altchristliche Vorbilder, byzantinische und romanische, bestimmend eingewirkt, jedoch ohne durchschlagenden Erfolg. An dem Bau der Gumpendorfer Kirche, welcher mit geringfügigen Mitteln ausgeführt werden mußte, gewährt das Äußere wenigstens den Eindruck schlichter Strenge; der Außenbau der Kirche in der Praterstraße dagegen ist in manchen Punkten von einer geradezu dilettantenhaften Unbehilflichkeit; einzelne hübsche malerische Wirkungen des Innern, selbst Führichs gediegener, leider in ewige Nacht gebannter Wandgemäldecyklus können uns darüber nicht hinwegtäuschen. In Müllers Werk athmet ein wahrhaft künstlerischer Geist; es ist die Schöpfung einer jugendfrischen Phantasie, die durch das Studium der italienischen Kunst des Mittelalters ihre Kräfte nährte. Das Äußere, leider noch kein reiner Materialbau, hat den Charakter anspruchsloser Zierlichkeit; im Innern läßt der Meister seine Bogen rhythmisch wechseln und geht nach südländischer Art vor Allem auf die Herstellung einer schön gegliederten Räumlichkeit aus, in welcher monumentale und decorative Kunst weiten Spielraum zu glänzender Entfaltung finden. Führich und van der Nüll mit ihren Genossen hatten hier Gelegenheit, ihr Talent zu bewähren. Das Ganze mag hinter einzelnen Münchener Schöpfungen der Epoche Ludwigs I. an Ernst und Formenstrenge vielleicht zurückstehen, an Phantasie und Reiz ist es ihnen bedeutend überlegen.

Die neueren Kirchenbauten Wiens, deren Betrachtung hier gleich anzureihen ist, sind von Müllers Bau mannigfach verschieden in der Wahl des Stils: die meisten gothisch, andere byzantinisch; vereinzelt zeigt sich ein Versuch in Basilikenform. Aber ein gemeinsamer Zug lebt in ihnen allen: der Drang nach freier Bethätigung der künstlerischen Eigenart und des heimischen Volksgeschmackes. Nichts ist bezeichnender für diese Wahrnehmung als die geniale Beweglichkeit, mit welcher Friedrich Freiherr von Schmidt, der hervorragendste Meister auf dem Gebiete der Kirchenbaukunst unserer Tage, der Dombaumeister und Restaurator von St. Stefan, den streng und fest gegliederten Organismus der gothischen Bauweise den Bedürfnissen von Zeit und Örtlichkeit anzupassen wußte. Jede seiner zahlreichen Kirchenbauten: die Lazaristenkirche an der Mariahilferlinie, die Kirche in der Vorstadt Weißgärber mit ihrem schlank gewachsenen Thurm, die trefflich für ihre Situation berechnete Pfarrkirche in der Brigittenau, die Fünfhauser Kirche, die Kirche der Lazaristen in Währing — wir haben hier nur die für Wien ausgeführten zu verzeichnen —

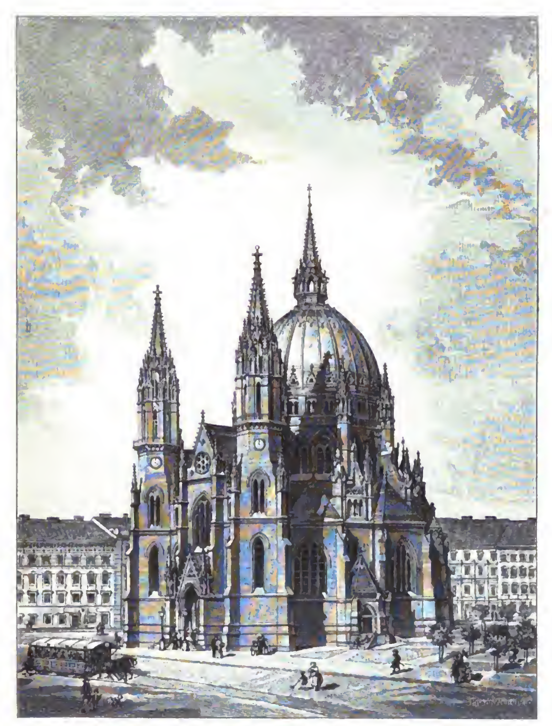
jede ist ein neues beredtes Zeugniß dafür. Bald schließt der Architekt sich in Grundrißform und Aufbau den deutschen und französischen Mustern des Mittelalters an, bald werden altösterreichische oder italienische Baugedanken in ihm lebendig — stets aber bleibt er dem Genius der Stilweise und sich selber treu, ist ein gewissenhafter Constructeur, ein vor Allem nach Wahrheit und Gediegenheit des Ausdrucks ringender Künstler. Alle von Schmidt in Wien errichteten Kirchen sind Ziegelrohbauten und mit sehr beschränkten Mitteln ausgeführt. Er hat unser Auge wieder an den schlichten Reiz des Backsteinbaues gewöhnt und gerade in der einfach derben Formensprache dieses Materials den volksthümlichen Geist seiner Natur bekundet. Als originellstes der hierher gehörigen Werke veranschaulichen wir den malerischen Kuppelbau der Fünfhauser Kirche.

Den ersten reinen Quaderbau gothischen Stils im heutigen Wien hat Heinrich Freiherr von Ferstel in seiner zierlichen Votivkirche geschaffen. Die Blüte der mittelalterlichen Kunst, der lichte Pfeilerwald mit seiner edlen Gliederung und den kühn geschwungenen Wölbungen, die reiche Chorbildung mit Umgang und Kapellenkranz, das voll entwickelte Strebesystem, die Façade mit ihren Portalen, der Fensterrose und den schlanken, durchbrochenen Thurmhelmen: alles ist in verjüngter Gestalt neu geboren. Und hier, wo es ein denkwürdiges Ereigniß aus dem Leben des Herrschers zu feiern galt, flossen die Mittel auch reichlich genug, um das Bauwerk in die ganze Pracht des bildnerischen und malerischen Schmuckes kleiden zu können, welche der Stil fordert. So besitzen wir in der Votivkirche nicht nur ein Meisterwerk des höchstentwickelten Steinbaues, eine Schöpfung der unter Josef Kranner nach mittelalterlicher Art wieder erstandenen Bauhütte, sondern ein Gesammtwerk der bildenden und ornamentalen Künste von einer Gedankenfülle und Feinheit, wie es ein Menschenalter früher Niemand in Wien sich hätte träumen lassen.

Auch an kleineren, für begrenzte Sphären bestimmten Kirchenbauten hat sich die Stadt manches gediegenen Werkes zu rühmen. Wir nennen der Zeitfolge nach: den in maureskem Stil erbauten israelitischen Tempel in der Leopoldstadt von L. Förster, Hansens griechische Kirche und evangelische Friedhofskapelle, Josef Bergmanns raumschöne gothische Elisabethkirche auf der Wieden und desselben Architekten Pfarrkirche der Vorstadt Favoriten, eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit gerader Decke auf breiten Gurtbogen und mit zwei Thürmen neben dem Chor, das einzige kirchliche Gebäude des modernen Wien von vorwiegend italienischem Renaissance-Charakter.

Das nämliche Princip der freien Concurrenz, welchem der moderne Kirchenbau Wiens seinen Aufschwung verdankt, eröffnete der Kunst auch den Zugang zu einem Gebiete, dessen Pforten ihr lange verschlossen geblieben waren: zur Militärarchitektur. Ungefähr gleichzeitig mit der Lerchenfelder Kirche reifte der Plan zur Erbauung des riesigen k. k. Arsenals vor der Belvederelinie. Die Meinung, daß das moderne Militärwesen den Künsten



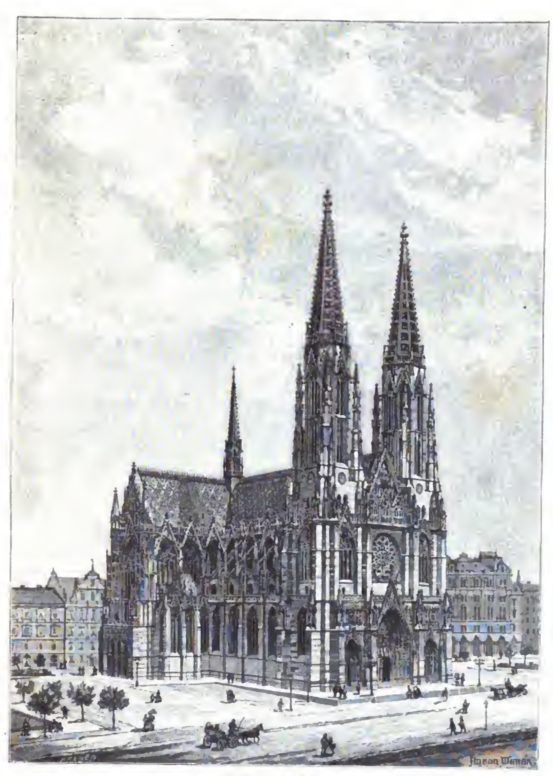


Die Fünfhauser Kirche in Wien.

abhold sei, hat bei ihm eine glänzende Widerlegung erfahren. Die einzelnen Theile des ungeheueren Gebäudecomplexes wurden verschiedenen Architekten zur Ausführung übertragen, aber ein gemeinsamer Stil, von ausgesprochen romanisch-byzantinischem Gepräge, als maßgebend für das Ganze bestimmt, welches als reiner Materialbau unter Anwendung aller neuen Fortschritte der Ziegeltechnik und Eisenconstruction zu behandeln war. Die Architekten van der Nüll und Siccardsburg erhielten das Kommandanturgebäude und die sonstigen Umfassungs- und Werkstattbauten, mit Ausnahme der mittleren Kaserne an der Rückseite und der von ihr umschlossenen Kapelle, welche Rösner übernahm; das Waffenmuseum wurde Förster und Hansen übertragen, doch von dem Letzteren allein ausgeführt. Hat man schon in dem Kommandanturgebäude van der Nülls und Siccardsburgs ein wahrhaft künstlerisch gedachtes Werk von charakteristischem Gepräge vor sich, so erhebt sich vollends Hansens Waffenmuseum zu einer der originellsten und reichsten Schöpfungen der modernen Architektur überhaupt. Der byzantinische Stil, den Hansen schon bei den kleinen Kuppelbauten der griechischen Kirche und der evangelischen Friedhofskapelle mit Glück angewendet hatte, gewann hier durch die Verschmelzung mit arabischen Elementen, durch das Zusammenwirken von Gold und farbenglühender Malerei, besonders im Treppenhaus und in dem großen Kuppelsaal des Mittelbaues, eine Wirkung von berauschender Pracht.

Es war jedoch nöthig, daß all der Aufwand von Kunst und Reichthum, der sich bis dahin meist an entlegenen oder weltentrückten Stätten entwickelt hatte, nun auch in die eigentlichen Lebensadern der modernen Stadt eingeleitet ward, um dem Wien unserer Tage seine Physiognomie zu verleihen. Dies geschah durch den Ausbau der Ringstraße. Man mag bedauern, daß bei der Feststellung ihres Planes auf den Gesammtverbauungsplan der Stadt mit Inbegriff der Vorstädte und Vororte nicht gebührend Rücksicht genommen worden ist. Auch kann man finden, daß dem bureaukratischen Regime der vergangenen Zeit auf die Gestaltung des neuen großartigen Ganzen immer noch ein allzu maßgebender Einfluß eingeräumt wurde; nichtsdestoweniger bleibt das jetzt im Wesentlichen abgeschlossene Werk dieser stolzen Reihe von Monumentalbauten und Wohnpalästen eine Schöpfung ohne Gleichen in der neueren Architekturgeschichte. Und zwar eine Schöpfung von durchaus individuellem Reiz, von ausschließlich der Kaiserstadt an der Donau eigenthümlichem Gepräge.

Die Monumentalbauten sind der Anker, durch welchen das moderne Wien an den großen Entwicklungsgang der europäischen Kunst gekettet ist. Kein Bestandtheil fehlt hier, der zur Vollständigkeit der Prachtrüstung einer Großstadt des XIX. Jahrhunderts nöthig wäre. Die Cultur unserer Epoche fußt nicht nur auf der unmittelbar vorhergegangenen Zeit, sondern auf dem vielfach abgestuften Sockel von Jahrtausenden. Die Geschichte der modernen Architektur gleicht einem großen Repetitorium aller Baustile. Aber



Die Votivkirche in Wien.

wir finden diese bei uns nicht in schulmäßig nüchterner, doctrinärer Gestalt, sondern als natürlichen Gesinnungsausdruck bedeutender Individualitäten; was einst der Geist ganzer Völker geschaffen, ward zum Glaubensinhalte von Einzelnen. Hansen steht als der Träger des Griechenthums da, Schmidt ist der begeisterte Repräsentant des Mittelalters, van der Nüll, Ferstel, Semper und Hasenauer gesellen sich dazu als die Meister der Renaissance von bald mehr französischem, bald vorwiegend römischem oder allgemein italienischem Charakter. Und ihnen Allen wieder ist ein ausgesprochen einheimischer Zug gemeinsam, ein Bestreben, das bewußt oder unbewußt sich dem lebensfrohen, heiteren Wesen des genius loci fügt.

Die Musikstadt forderte vor Allem neue Tempel für ihren Musendienst. Als eines der ersten großen Gebäude auf den Stadterweiterungs-Gründen entstand (1861 bis 1869) das von van der Nüll und Siccardsburg errichtete k. k. Operntheater. Die beiden Meister hatten bereits fünfzehn Jahre früher durch den Bau des Karltheaters ihren Beruf zur Lösung der äußerst complicirten Aufgabe bewährt, welche das Bühnenwesen unserer Zeit dem Architekten stellt, und sie rechtfertigten ihn hier aufs neue. Wir lassen die Vorzüge technischer Art ganz bei Seite, durch die sich das Wiener Opernhaus den vorzüglichsten Einrichtungen seiner Art an die Seite stellt. Als Kunstwerk zählt es ohne Frage zu den originellsten Schöpfungen der modernen Zeit. Fern von dem Bestreben, seine Schönheit uns durch Massenwirkung aufzudrängen, muthet es uns an wie das Gespräch eines edlen Mannes von französischer Bildung und romantischem Wesen, der bei dem nöthigen Respect vor Allem, was der Tag bringt, sich doch sein inneres Heiligthum der Poesie gerettet hat. Van der Nüll war innig befreundet mit M. von Schwind, und wir finden diesen daher an der Spitze derjenigen Künstler, welchen der Architekt die Ausschmückung seines Baues anvertraute. In der architektonischen wie in der plastischen und malerischen Decoration besteht der Hauptwerth des Ganzen. Seine Wirkung auf das Bau- und Kunstgewerbe Wiens war eine unermeßliche. Schon in den Vierziger-Jahren hatten van der Nüll und Siccardsburg im Verein mit dem Technologen Reuter, mit Spörlin und anderen die Hebung der decorativen Künste Wiens auf ihr Programm gesetzt, und der Aufschwung unseres Kunstgewerbes ist mit in erster Linie diesen ihren Bemühungen zu danken. Solidität in der Arbeit und Selbständigkeit in der Erfindung waren dabei die ersten Forderungen, die sie stellten. Der Bau und die innere Ausstattung des Opernhauses, durch J. Storck, Gugitz und ein ganzes Heer ausgezeichneter Decorateure und Kunsthandwerker ausgeführt, sind leuchtende Beweise der Vortrefflichkeit ihrer Schule. (Siehe Abbildung bei „Musik in Wien".)

Es folgten zunächst einige größere Vereinshäuser und communale Bauten in den östlichen Gebieten des Stadterweiterungsterrains: der Bau der Gartenbaugesellschaft, der Kursalon, das von Weber errichtete, später durch Streit erweiterte Künstlerhaus und



Das Operntheater in Wien.

gegenüber der schon einige Jahre früher von Fellner erbauten Handelsakademie der schöne Neubau der Gesellschaft der Musikfreunde von Hansen. In diesem Gebäude (siehe Abbildung bei „Musik in Wien"), sowie in dem Bau der evangelischen Schule auf der Wieden und in seinem ebenfalls noch in den Sechziger-Jahren entstandenen Palais des Erzherzogs Wilhelm sehen wir den letztgenannten Meister in die Bahn der vorwiegend hellenisch durchgebildeten Renaissance einlenken, auf welcher seine jüngsten großartigen Schöpfungen liegen.

Unter diesen Werken des Nestors der Wiener Architekten, der k. k. Akademie der bildenden Künste (1876), der Börse (1877) und dem Reichsrathsgebäude (1883), muß des an dritter Stelle genannten etwas eingehender gedacht werden. Das moderne Europa kann sich keiner bedeutenderen Erscheinung gleicher Art rühmen. Selbst was ein Schinkel und Klenze in verwandtem Stil geschaffen, ist hier durch Schönheit des Materials und Reichthum der Gestaltung überboten. Ähnlich wie Hansen, so denken wir uns, mögen die Hellenen der alexandrinischen und römischen Epoche die complicirten Bau-Aufgaben ihrer Zeit in das Gewand der ererbten Formensprache zu kleiden bestrebt gewesen sein. Den beiden Häusern des Parlaments gab er die Gestalt von antiken Theatern mit halbkreisförmig aufsteigenden Sitzreihen und Galerien. Zwischen beide schiebt der große Säulensaal sich ein, der in dem giebelbekrönten Porticus der Façade, der idealen Stirn des Ganzen, seinen Ausdruck findet. Ein reicher Schmuck von Plastik und Malerei ist dem Äußeren wie dem Inneren des Gebäudes zugedacht. Er wird ihm Leben und Glanz verleihen, ohne die großartige Ruhe zu stören, die als die Mitgift völlig ausgereifter Meisterschaft über dem Ganzen ausgebreitet liegt. (Siehe Abbildung Seite 46.)

Gleich einem vielstimmigen Männerchor, dessen Töne frei zum Himmel dringen, erheben sich zur Seite von Hansens Parlament die Thürme und Zinnen von Schmidts Rathhaus. Erinnerungen an die Macht und Blüte mittelalterlichen Bürgerthums, an die Kaufhallen und Stadthäuser Flanderns mit ihrem Erker- und Statuenschmuck werden lebendig in uns, wenn wir vor diesem wundervollen Werke stehen, aus dem die Kraft und Freudigkeit eines gottbegnadeten Talentes zu uns spricht. (Siehe Abbildung Seite 49.) Schmidt hat neben seinen zahlreichen Kirchenbauten wiederholt auch im Profanbau den gothischen Stil mit Glück angewendet, vor Jahren bereits beim akademischen Gymnasium und in jüngster Zeit bei dem kaiserlichen Stiftungshaus am Schottenring. Alle Beweglichkeit und Energie, die er dort bekundet, aller Ernst und alle Zierlichkeit, welche seinen Schöpfungen das individuelle Gepräge verleihen, erscheinen verzehnfacht in der Façade des Rathhausbaues, der Krone von Schmidts gesammter Thätigkeit.

Als drittes ebenbürtiges Glied jener mächtigen Gebäudegruppe, welche den mit jungem Grün bepflanzten Rathhausplatz umgibt, steht der Universitätsbau Ferstels da.

Der allzufrüh dahingeschiedene Meister, den wir früher als Gothiker kennen gelernt, und der in jungen Jahren auch in der profanen Architektur, z. B. bei seinem Bankgebäude (1856 bis 1860) mittelalterlichen Traditionen gehuldigt hatte, ging später mit Entschiedenheit zur Renaissance über. Das Palais des Erzherzogs Ludwig Victor



Das Stiftungshaus am Schottenring in Wien.

(1863 bis 1866), das chemische Laboratorium der Universität und das österreichische Museum (1868 bis 1871; siehe Abbildung bei „Kunstindustrie in Wien"), waren die ersten Etappen dieser Entwicklung. Dem phantasievollen Wesen der genannten Bauten, welche man als Werke von Ferstels Frührenaissance bezeichnen könnte, stellt sich sein Universitätsbau als ein imposantes Denkmal im Geiste der italienischen Hochrenaissance

gegenüber. Die Schöpfungen eines Palladio und Scamozzi, eines Sangallo und Michelangelo haben bei seiner Gestaltung, vornehmlich bei der Conception des grandiosen Hallenhofes und der Treppenräume, dem Meister vor der Seele gestanden. Zugleich aber ist dem Werke, wie allen Bauten Ferstels, ein Zug von natürlicher Grazie nachzurühmen, ein Hauch echt wienerischer Eigenart, etwas von jener Musik der Sprache, die aus Grillparzers Versen tönt. Die vierte Seite des großen Platzes gegenüber dem Rathhause schmückt das eben in der Vollendung begriffene neue Burgtheater, welches von Baron Hasenauer nach einem von ihm und Semper gemeinsam ausgearbeiteten Project erbaut wurde. Es ist die reifste Frucht der modernen Entwicklung des Theaterbaues, als dessen Reformator Semper dasteht: ein Werk von klarer, den Zweck jedes Theiles bestimmt ausdrückender Massengliederung, im Rücken das mächtige Bühnenhaus, vorne der Zuschauerraum, in Segmentform sich herausbauend, die Treppen als Flügel entwickelt, die nach rechts und links weit ausgreifen und die Wirkung der Façade bedeutend erhöhen. In der Architektur der Hauptfronte verbindet sich die Ordnung Michelangelos von den Bauten des Capitolsplatzes mit reicher plastischer Ornamentik zu einem Gesammteffect von festlich heiterer Pracht. (Siehe Abbildung bei „Theater in Wien.")

Die glänzende Schließe des Palastgürtels der Ringstraße bildet die Gruppe der Hofmuseen und der neuen Hofburg, welche nach den Plänen derselben beiden Architekten im Bau begriffen ist. Der südliche Theil des kolossalen Gebäudecomplexes, das Zwillingspaar der beiden Museen für die kunst- und die naturhistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, steht in seinem Äußeren vollendet da. Ein gekröntes Concurrenzproject von Hasenauer liegt zu Grunde; in vierjähriger gemeinsamer Arbeit mit Semper gewann dasselbe seine endgiltige Gestalt; die Bauausführung leitete Hasenauer. Über mächtigem Rusticalsockel erhebt sich das an Sanmichelis Palastfronten erinnernde Hauptgeschoß; den Mittelbau bekrönt je eine schlanke Kuppel, von vier kleinen, pavillonartigen Thurmtrabanten umgeben; zierliches Ornament, Inschrifttafeln und Statuenreihen beleben die stolzen Massen und weisen auf ihre Bestimmung sinnvoll hin. Die Mitte des Platzes zwischen den beiden Museen wird das Denkmal der Kaiserin Maria Theresia zieren. Abschluß und Bekrönung erhält das Ganze durch den erst begonnenen neuen Burgbau, eine nach Art des Trajansforums gedachte Anlage, welche mit zwei segmentförmig eingebogenen Palastfronten sich im Rücken der Reiterdenkmäler des Prinzen Eugen und des Erzherzogs Karl im rechten Winkel gegen die Ringstraße vorschiebt und in einem Mitteltract mit dominirender Kuppel ihren Abschluß finden soll. Der von Fischer von Erlach begonnene Theil der Hofburg wird im Zusammenhange mit diesen neuen Flügeln zu seinem endlichen Ausbau kommen. Es ergibt sich aus der Natur der Aufgabe, daß bei der Durchführung des modernen Burgbaues auch der Stil Fischer von Erlachs mit in

Die neue Universität in Wien.

Rechnung gezogen werden muß. Wir sehen somit die Wiener Architektur bei dieser ihrer letzten großartigen Schöpfung wieder auf dem Höhepunkte angelangt, welchen die Kirchenbauten und Paläste des Wiener Hauptmeisters der Barockzeit repräsentiren.

Es wird nicht Wunder nehmen, daß auch die Wiener Privatarchitektur im Großen und Ganzen die nämliche Bahn verfolgt, welche der Monumentalbau eingeschlagen hat. Nur daß sich bei ihr locales Bedürfniß und Zeitgeschmack energischer geltend machen als in den höheren architektonischen Sphären.

Im Beginn der Stadterweiterung träumte man von einer möglichen Rettung des Familienhauses, nach deutschem oder englischem System, auch für das neue Wien. Ferstel trat, im Verein mit Eitelberger, durch That und Wort für die Sache ein; sein Haus am Franz Josephs-Quai gibt ein Beispiel dessen, was er wollte. Nur außerhalb der Stadt, in den freundlichen Familienhäusern des Cottagevereins in Währing, welcher nach Ferstels Vorgang jetzt unter Schmidts Ägide seine erfolgreiche Thätigkeit entfaltet, hat sich der Gedanke mit Erfolg verwirklichen lassen. Die Baugründe der Stadterweiterung boten ihm keinen Raum. Hier erhoben sich in ununterbrochenen Linien die „Zinspaläste" als steinerne Zeugen der modernen Geldherrschaft. Die Gefahr lag nahe, daß der öde Speculationsbau sich der gesammten Wiener Privatarchitektur bemächtigte. Es ist das Verdienst unserer Architekten, das drohende Unheil abgewehrt und im entscheidenden Augenblicke der Kunst auch im Wohnhausbau zur Herrschaft verholfen zu haben.

Epochemachend steht in dieser Hinsicht vor allem Hansens Heinrichshof da, die Gründung Heinrich von Drasche's; in ihm sehen wir einen riesigen Complex großer, vierstöckiger Zinshäuser durch Massengliederung und edlen Schmuck in ein wahrhaftes Kunstwerk umgewandelt, welches den Charakter seiner Bestimmung und seiner Zeit nirgends verleugnet, dabei aber Jedermann entzückt durch sein echt großstädtisches, heiteres und glänzendes Gepräge. Das Motiv des Heinrichshofes, die Anordnung von Eckthürmen und Mittelrisaliten, die Durchbildung der Façaden in verputztem Ziegelbau mit vortrefflich ausgeführtem Terracottaschmuck, die wirkungsvolle Anwendung von Farbe und Gold, sind für zahlreiche ähnliche Wiener Neubauten vorbildlich geworden. Besonders am Schottenring finden sich mehrere Varietäten gleicher Gattung. Auch das Haus des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins von Thienemann gehört in diesen Zusammenhang. Andere Versuche der Bewältigung umfangreicherer Gebäudemassen bieten desselben Architekten Grabenhof und das Kommandanturgebäude von Doderer; hier erscheint als Hauptmotiv die sonst nur selten angewendete Säulenstellung. — Neben dem Gruppenbau und der größeren Massenarchitektur erhielt dann auch der einzelne Palast seine künstlerische Physiognomie. Hier sind namentlich die Bauten Schwendenweins und Romanos mit Auszeichnung zu nennen: das adelige Casino am Kolowratring, das frühere Palais

Die neuen Hofmuseen in Wien.

Schey, das Wiener'sche Haus am Schwarzenbergplatz und viele andere. Verwandten Geist bekunden das Grand Hôtel von C. Tietz, ein Wohnhaus von demselben Architekten am Schottenring, die schönen Bauten von Schachner in der Alleegasse und Waaggasse auf der Wieden, Ferstels Palais Leon am Schottenring, das früher gräflich Lützow'sche Palais von Hasenauer, das Palais des Grafen Chotek in der Währingerstraße von Abel, das Rapp'sche Haus am Rennweg von Streit, verschiedene Paläste und Miethhäuser von Tischler, Claus und Groß, Wagner, Schumann, Dörfel und Anderen. Die Architektur dieser Häuser ist im Allgemeinen einfach, das Material gewöhnlich verputzter



Der Heinrichshof am Opernring in Wien.

Ziegelbau mit Hausteingliederung. Letztere beschränkt sich meistens auf giebelverdachte Fenster und kräftige Gesimse; nur selten dienen Pilaster, Portalbauten mit Säulen und Balkonen zur weiteren Belebung der Façaden. Im Ganzen und Großen halten die Architekten dieser Gruppe an den Traditionen der italienischen Hochrenaissance fest, und es ist nicht zu leugnen, daß es in erster Linie ihren Bestrebungen zu verdanken ist, wenn die Privatbauten der Wiener Ringstraße den Eindruck vornehmer Gediegenheit machen.

Bald empfand man jedoch die Lust, das Schöne auf diesem Gebiete auch in anderen Stilweisen zu suchen. Eduard van der Nüll mit seinem Waarenhaus der Firma Haas & Söhne, mit seinem Palais Larisch ging voran. Es folgten Hasenauers Azienda-hof, das Wasserburger'sche Haus in der Kantgasse von Wurm, die Häuser von Stattler



Ein Wiener Zinshaus in der Augustinerstraße.

und andere mehr. Vielfach wurde bei diesen Bauten der sonst übliche Putz durch den Steinbau verdrängt, auch der Wechsel farbiger Steine angewendet, wie z. B. bei dem von Fellner und Helmer erbauten Hause der Herzogin von Castries, dessen Façade ganz mit Granit und Marmor bekleidet ist. Wie im Material, so machte sich allmälig auch in

den Formen ein Verlangen nach Opulenz und Verfeinerung geltend. Die französische Renaissance, das moderne Pariser Wohnhaus der vornehmen Stände, wie es z. B. in den beiden Palais Rothschild auf der Wieden von Girette und Destailleurs trefflich repräsentirt ist, endlich die deutsche Renaissance und der Barockstil fanden sich ein. Das mannigfache Wechselspiel dieser Einwirkungen hat zu einem bunten Stilgemisch geführt. Im Gefolge der nordischen Renaissance, welche mit den Constructionen des Mittelalters innig verwachsen blieb, erschienen Mansardendächer und Erker, Spitzgiebel und Kuppelthürme, die letzteren in jüngster Zeit mit großer Aufdringlichkeit.

Für die deutsche Renaissance hat vornehmlich Alexander von Wielemans, der Erbauer des Justizpalastes, seine Kraft eingesetzt; in verwandtem Sinne wirkt Franz Neumann, der Schöpfer mehrerer opulent ausgestatteter Häuser am Rathhausplatz, deren Arcadengänge vor Allem als willkommene Neuerung zu begrüßen sind, ferner Ernst und Wächtler, die schon erwähnten Erbauer des abgebrannten Stadttheaters Fellner und Helmer, Roth, Wendeler, Hieser und Andere. Bei der Decoration der im Stile der deutschen Renaissance errichteten Häuser hat die zur Vorherrschaft gelangte malerische Tendenz auch am Äußeren zur Wiederanwendung figürlicher Malerei nach alter Weise geführt, wie vornehmlich das Eckhaus am Stockimeisenplatz von Wielemans sie zeigt. Nebenher laufen die zuerst von Ferstel mit großem Glück angewendete Sgraffito-Decoration, die Bekleidung mit Majoliken, mit Porzellan und dergleichen. Unter den reicheren Häusern der jüngsten Epoche sind besonders die Bauten einiger großer Geldinstitute hervorzuheben: die Länderbank von Wagner, die Verkehrsbank von Schachner, der Bau des Giro- und Cassenvereins von E. von Förster, dem Architekten des durch Brand zerstörten Ringtheaters, an dessen Stelle Schmidts Stiftungshaus sich erhebt. Zu den stattlichsten Bauten in den Vorstädten zählt der von Fellner und Helmer errichtete Margarethenhof.

Eine besondere Beachtung vom künstlerischen wie vom localgeschichtlichen Standpunkt verdient die in letzter Zeit erfolgte Wiedereinführung des Barockstils. Nicht nur die zierlichen Schnörkel, die zeltförmigen Fensterbedachungen, das muschelartig gewundene Holz- und Eisenwerk tauchen wieder auf, sondern wir stoßen auch auf einzelne im Stil der Spätrenaissance gedachte und mit großer Feinheit und Sachkenntniß durchgeführte Façadenbildungen, welche den besten einheimischen Mustern mit Erfolg nacheifern. Das hervorragendste Werk dieser Art ist das kürzlich in den Besitz des Markgrafen Pallavicini übergegangene Zinshaus in der Augustinerstraße von K. König, dessen streng im Charakter des Steinbaues gehaltene, schön gegliederte Façade gegen den Albrechtsplatz zu eine an Fischer von Erlachs berühmtes Kuppelzeltdach mahnende Bekrönung trägt. — Als geschickte Vertreter des ausgesprochenen Barockstils mögen schließlich Rumpelmayer, Korompay und Adam genannt werden.



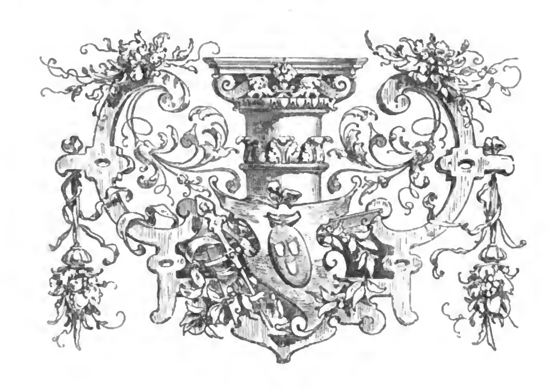
Villa Gerold bei Wien.

Der unaufhaltsam fortschreitende Neugestaltungsproceß der Stadt hat außer den von uns durchwanderten Gebieten in allen höheren und niederen Sphären des Bauwesens großartige Schöpfungen hervorgerufen. Die Markthallen, die Bahnhöfe, die Spitäler, die Ausstellungsbauten, die Brücken über die Donau und die Wien — sie alle haben ihren Antheil an der Entwicklung der Kunst. Wir können sie jedoch hier nicht im Einzelnen betrachten.

Nur einer Erscheinung sei zum Schlusse noch gedacht, welche sich an der äußersten Peripherie des großstädtischen Lebens zeigt: des Baues der Landhäuser und eleganteren Villen. Wir geben als Beispiel derselben die reizende, in Waldesgrün gebettete Villa Moriz Gerold in Neuwaldegg von Hasenauer. In jüngster Zeit entstanden ähnliche zierlich und reich ausgestattete Villen von Theyer und Anderen, in Hietzing, Unter-St. Veit und an anderen Orten. Aber leider ist die Zahl solcher ländlicher Wohnhäuser, bei denen die

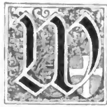
Kunst ein entscheidendes Wort mitzureden hat, in der näheren Umgebung der Stadt immer noch eine verhältnißmäßig sehr geringe. Die Bauspeculation drängt sich auch hier zerstörend ein. Je unentbehrlicher jedoch dem Wiener die Sommerwohnung ist und je deutlicher die Unmöglichkeit sich herausstellt, in der Stadt den Zinspalast aus seiner Herrschaft zu vertreiben, um so energischer wird sich zweifellos bei der Beschaffung von ländlichen Wohnungen der in der Bevölkerung lebende Sinn für heitere Schönheit geltend machen und der Baukunst neue Aufgaben zuführen.

Die Architektur hat sich auch im neuen Wien als die Führerin und Erzieherin aller übrigen Künste bewährt. Nicht nur der decorativen Plastik und Malerei, sondern auch den Baugewerben und der gesammten Kunstindustrie gab sie mächtige Impulse. Die Reform des Wiener Kunsthandwerks wird mit in erster Linie den Architekten verdankt. Ein van der Nüll und Siccardsburg, ein Hansen, Schmidt, Storck, Gugitz, Valentin Teirich, Schmoranz, A. Hauser, Feldscharek, Riewel, König, Claus, Herdtle und viele Andere lieferten die Zeichnungen und bildeten die ausführenden Kräfte heran für zahlreiche Arbeiten der Kunstgewerbe, welche den Ruhm Wiens in aller Welt verkünden.





Wiener Volksleben.



Wien hat sich gewaltig verändert! So rufen — und zwar theilweise seufzend — nicht nur heute hochbetagte Leute, die ihren Achtziger auf dem Rücken haben, es sagen es meist auch schon Jene, deren Erinnerungen um die Hälfte kürzer währen. Brummen die Alten, so gilt's wohl nur der Einbuße vermeintlich bisher unersetzter materieller Genüsse, schwer entbehrter Gewohnheitsrechte und sonstiger unvergeßlicher Annehmlichkeiten der patriarchalisch gemüthlichen Zeit, wo die Menschen angeblich noch unverdorben waren und Wien als das Paradies angesehen werden konnte. Stimmen aber auch die Jüngeren ein ähnliches Lamento an und sprechen gleichfalls von den unvergleichlichen Vorzügen der Vergangenheit und wie man noch vor etlichen dreißig Jahren allseits schwelgte in eitel Lust und Vergnügen und wie das Alles beinahe umsonst zu haben war, so geschieht's wohl auch nur, weil sie das sattsam bekannte und unvergängliche Lied: die Sehnsucht nach dem Gewesenen, die Anrühmung des Verschwundenen von den Alten gelernt, und weil bei mächtigen Veränderungen, ja förmlichen Umwälzungen im gesammten socialen Verkehr immerhin Einiges in die Brüche geht, was der Erhaltung auch in neuer und neuester Zeit werth gewesen wäre.

Denn Wien hat sich thatsächlich „gewaltig“ und nach allen Richtungen verändert. Und nicht nur in baulicher Hinsicht ist die Stadt nach langem Stillstande und steinerner Erstarrung in wenigen Decennien eine andere geworden; es hat auch das Leben und Treiben und haben die Sitten, Gebräuche, Bedürfnisse und Gewohnheiten der riesig angewachsenen und durch die ungeahntesten Ereignisse durcheinander geschüttelten Bevölkerung eine andere, völlig fremdartige Physiognomie angenommen, und es wäre demnach nicht undenkbar, daß ein hiesiger „Epimenides“, der im Vormärz in einem

Winkelstübchen des seligen „Wimmer-“ oder „Schottenviertels“ sich schlafen gelegt, wenn er nun erwachte und, begleitet von dem modernsten Lärm, dem Schellengeklingel der Tramway, eine der schönsten Straßen dieses Planeten — unseren ureinzigen „Ring“ — auf und ab spazierte und alsdann in die elegante Lästerallee des neugeschaffenen pittoresken „Stadtpark“ geriethe, wo er, inmitten der aufgedonnerten „beau monde“ von den dominirenden Angelegenheiten des Tages plaudern hörte, verwundert fragen würde: in welchen ihm ganz unbekannten Welttheil der Zufall ihn verschlagen hätte? „Das soll die alte Kaiserstadt sein? Das alte Wien, am übelst beleumundeten wasserlosen Flüßchen gleichen Namens? Das wären Wiener und Wienerinnen, seine engeren Landsleute? Unmöglich!“.....

So ist es auch. Und doch, und doch! Wer die Urbezirke, die im Volksmunde so genannten „enter'n Gründe“, die bescheidenen Ansiedlungen an den Endpunkten der lang und breit gestreckten Metropole durchwandert oder die herkömmlichen Sammelplätze des alten Wien betritt, findet nicht nur ihrer äußeren Erscheinung, sondern auch ihrer Lebensweise, ihrem Thun und Gehaben, ihren Sitten und Gebräuchen nach zahlreiche Musterstücke, directe und unverfälschte und unvermischte Nachkommen des Originalstammes, die den Typus uns erhalten haben. Hundert- und tausendfältig kommen sie uns noch in den Weg; in Gang und Blick und Geberde, in Wort und Bewegung mit dem unvertilgbaren Kennzeichen des „echten Wieners,“ geben sie nicht nur jenem specifischen Fleck Erde, auf dem sie sich herumtummeln und wo die Staffage die alte geblieben ist, sie verschaffen auch dem Gesammtbilde der bunten Stadt, gerade durch ihre markanten Chargen, noch immer das Gepräge des „Wienerthums“, und man kann und wird deßhalb, ungeachtet der vielköpfigen Invasion von Repräsentanten anderer Racen, Stämme und Nationalitäten, wenn man von „Wien und den Wienern“ in ihrer Totalität spricht, unter letzteren doch meist nur den — richtigen Wiener im Auge haben.

Was schmückt und ziert nun den Wiener und gereicht ihm zum Ruhme, und wo sind die Schattenseiten seines Charakters? Prüfen wir ihn näher und begeben wir uns mitten in das Getümmel der Straße, des Volkslebens.

„Allerweil fidel!“ So soll, wie fast allgemein der Glaube, das Motto des Wieners lauten. Hang zum Wohlleben, zu Vergnügungen, zur Lustbarkeit wurde ihm auf's Kerbholz gebracht, und was der Sünden gegen „stramme Solidität“ noch mehr sind. Wer waren und wer sind die strengen Sittenrichter? Sind's Neider? Sind's trockene Philisterseelen? Sind's Lügner und Verleumder? Ach, nichts von alle dem! Die Klagen sind uralt und reichen durch Jahrhunderte zurück und die diesbezüglichen behördlichen Verfügungen und Strafandrohungen gegen den „Freß- und Saufteufel“ allein gäben eine reichhaltige, wenn auch monotone Literatur. Von allzu ungerechten Verschwärzungen eines ganzen

Volksstammes kann also nicht leicht die Rede sein, zumal sich die sonst differirendsten Stimmen in diesem einen Punkte immer harmonisch einigen. Stand und steht es demnach wirklich so arg? Auch in ernstesten Zeitläuften? Und haben alle diese harten Ankläger nie übertrieben? Nun, es ist ja auch denkbar, daß der bitterste Tadel oft nur in ehrlichster Absicht ausgesprochen wurde, etwa nur als Warnung, um den leicht Erreg- und Verführbaren vor geistiger Apathie und moralischer Versumpfung zu bewahren. Im Spiegelbilde sich zu schauen ist ja mitunter die heilsamste Medizin und bewog Manchen zur Umkehr aus den Irrgängen seines bisherigen Wandels.

Wohl „unterhält" sich der Wiener gerne und macht nicht viel Federlesens und kennt auch wenige Scrupel, um seinem Triebe, seinem Gelüste, seinem Verlangen, seinem nicht zu bannenden Wunsche — wenn schon nicht „der Welt ein Loch zu schlagen", so doch während einiger Tages- oder Nachtstunden sich zu vergnügen, zu erlustigen, zu ergötzen — fröhnen zu können. Namentlich, wenn es sich um einen „Jux", eine „Hetze" oder um sein Hauptfaible: einen „Ausflug" in Wald und Flur, einen „Rutscher über Land" handelt.

Und da muß denn gleich vorwegs die fatale Thatsache constatirt werden, daß bei dem Original-Wiener — wir sprechen immer vom „Volke" in der eigentlichen Bedeutung des Wortes — der Sinn für Häuslichkeit, der Hang und die Neigung für ein abendliches Beisammensein im „traulichen Heim" nicht sonderlich ausgedrückt ist. Wohl gibt es dort und da, und gar, wo die Armuth und der Mangel zur Einschränkung und zu Entbehrungen zwingt, Scenen und Bilder innigsten Familienlebens, die dem Beschauer an's Herz gehen und ihm Achtung und Bewunderung abringen, wenn er sieht, bis zu welchem Grade von Heroismus die rührendste Genügsamkeit sich steigern kann; wie selbst Leid und Unglück, Elend und Noth die Bande gegenseitiger Liebe nur noch fester knüpfen; wie in der selbstlosen Aufopferung des Einen das Andere seine Tröstung und sein Beispiel findet und man nur in der gemeinsamen Ertragung der unerbittlichen Schicksalsschläge deren Härte und Schwere weniger zu fühlen glaubt. Und so ist unter Edelsinnigen oft das Unglück der Kitt, der die Leutchen unzertrennbar zusammenhält. Aber im Allgemeinen und in der Mehrheit und unter gewöhnlichen Verhältnissen und Umständen ist der Wiener — ein Ausläufer, der nicht nur in besonderen Fällen einem plötzlichen internen Verdruß oder etwaigem Jammer und etlicher Trübsal, die ihn zwischen seinen vier Wänden zu erwarten drohen, gerne entflieht, um auswärts und unter Gleichgesinnten Trost und Stärkung zu suchen und zu finden, er ist vielmehr überhaupt ein beständiger und passionirter häuslicher Flüchtling, ein Wirthshausgeher par excellence, der das Kneipenleben mit Leidenschaft cultivirt und auf der Bierbank und im muffigen Weinkeller einen starken Bruchtheil seines irdischen Daseins versaß und — versitzt.

Jeder ehrliche Sittenschilderer, dem es in allen Dingen um die Wahrheit und unter allen Umständen nur um die ungeschminkte Wahrheit zu thun ist, muß und wird deßhalb gestehen, daß das leidige Wirthshaus (und was d'rum und d'ran) im Leben des Wieners ein mächtiger Factor und nicht etwa durch abnorme Geschehnisse geworden, vielmehr von jeher gewesen ist. Das halbdunkle, rauchgeschwärzte, selten gescheuerte „Gastzimmer" seiner nachbarlichen Stamm- und Lieblingskneipe ist der Fleck, wo sich der echte Wiener am heimischsten fühlt, wo er am häufigsten und am sichersten zu finden ist und wohin es ihn unter allen, auch den seltsamsten Anläßen mit magischer Gewalt zieht. Zuerst will es schon die süße (ererbte) Gewohnheit, den „Frühpfiff" oder das „Stehseitel" an der Quelle, das heißt an der „Schenke" und angesichts des Spundloches und der Pipe, sich zu gönnen. Die Geschichte wird rasch abgemacht und erfordert höchstens fünf Minuten Aufenthalt. Aber der Kundige lächelt zu solch gleisnerisch-bescheidenem Vorhaben, das vermeintlich „unschuldige" und zu rechtfertigende Gelüste wiederholt sich in kurzen Zwischenräumen, und erreichen diese (stets eiligen) Visiten bei ausgepichteren Naturen tagsüber eine oft stattliche Zahl. Dennoch eröffnet er erst Abends hier seine regelrechte Ansiedlung und Hauptniederlassung, wo dann die Wirthsstube mit ihren intimen Vorgängen zu jener socialen Bedeutung gelangt, die sie im Culturleben des Wiener Volkes seit undenklichen Zeiten eingenommen hat.

Man könnte Bände voll schreiben, wollte man weiter nichts als das „Wiener Wirthshausleben" in seinen bunten Einzelnheiten, seinen sittlichen Vorzügen und Nachtheilen, in seinen unausweichlichen Consequenzen und vorzugsweise in seinen gesellschaftlichen Beziehungen und Wechselwirkungen genauer schildern. Das Wiener Wirthshaus! Nirgends werden jene Allianzen gegründet, die nicht allein zum „Gevatterbitten" ermuthigen, sondern auch bis zur Verschwiegerung und Verschwägerung gedeihen; nirgends jene Freundschaften und „Bruderschaften" geschlossen, die bis aus Lebensende reichen; nirgends aber auch jene „tödtlichen" Feindschaften angebahnt und besiegelt, die bis in den Gerichtssaal führen, als — im Gasthause, sei es am Stammtische des „Extrazimmers" unter behäbigen Honoratioren, sei es in der Atmosphäre der „Schwemme", wo der „kleine Mann" mit der Pudelhaube oder in Hemdärmeln und mit dem Schurzfell angethan sein frugales Abendbrod verzehrt. Denn das Wirthshaus ist diesen allen vielleicht ihr Alles, was ihr einförmig Dasein an Lust und Reiz und Vergnügungen ihnen zu bieten vermag; es ist Manchem beinahe sein Domicil, das er nur selten und nur sprungweise verläßt; jedenfalls ist es aber den Meisten die einzige Zufluchtsstätte, wohin es sie drängt, wenn sie ihrem von Kummer gepreßten oder von Freude erregten Herzen Luft machen wollen. Das Ventil heißt: rasche Mittheilung, und wo fände Jeder für jegliche Stimmung die richtigste Theilnahme wenn nicht hier, in dem patentirten Kreise von ungeheuchelter



Kameradschaft und wahrster Brüderlichkeit! Freilich reifen auch hier nicht alle Pläne nach Wunsch und laufen einzelne Episoden nicht immer ganz glatt ab und bringen es par force-„Hetzen" mitunter sogar zu ernsteren Debatten mit einem kleinen Handgemenge der Duellanten und einer Universalbalgerei im Gefolge, so daß Wirth und Hausknecht sich ins Schlachtgetümmel stürzen, die Streitenden mit Gewalt trennen und den Störefried beseitigen müssen, worauf bei einigen Versöhnungslitern meist wieder zur Befestigung der alten Eintracht geschritten wird. Aber diese jedenfalls bedauerlichen Intermezzi ereignen sich — in den Mittelclassen — doch nur selten, denn der Wiener ist im Allgemeinen kein geborener Raufbold und kein Professionsstänkerer, nur ein unverbesserlicher Hänsler und Witzreißer, der mit seinen, wenn auch nie bösgemeinten „Auffitzern" und hauptsächlich mit seinen „nationalen" Anekdoten und Bonmots bei befangenen und beschränkten Geistern leicht Anstoß erregen kann. „War halt a Hetz! Dös bringt kein' Menschen um!" So lautet beiläufig seine gewöhnliche Schutz- und Entschuldigungsrede, falls ein Unheil losbrechen sollte oder factisch losgebrochen ist.



Der Stammgast.

„Eine Hetze!" Das Ideal irdischer Glückseligkeit nach dem Geschmacke des eingefleischten Wieners! Für eine gelungene „Hetze", eine lustige „Remasuri", einen Schabernack, den er Diesem oder Jenem spielen kann, würde er sein Theuerstes opfern. Zu derlei Zwecken ist nun das Stammwirthshaus wohl das richtigste Terrain, es wird ihm aber bei seinen Lebenseinrichtungen auch ansonst noch zur Unentbehrlichkeit, wie das Schild mit dem Zeiger von Reisig zum leitenden Compaß für die verschiedensten Ziele, Absichten, Pläne, Wünsche und Bedürfnisse, so daß also schießlich Mancher, wie erwähnt, hier mehr „zu Hause" ist als — in seiner gemietheten Wohnung.

Denn nicht nur behufs der allabendlichen Symposien unter „bewährten" Freunden und Genossen, wo der absolvirten mehrstündigen Tarok-, Preference- oder Besetzpartie im gleichgearteten Café sodann unverweilt das gemüthliche „Angeh'n" und „Schnapsen" und das übliche „Auszipfeln" sich anreiht, es wird das Wirthshaus auch aus anderen ebenfalls „unabweisbaren" Gründen aufgesucht. Unabweisbar? Gewiß. Hören wir nur die Chronik

einer Woche, so ist: heute Montag der normale Zahltag für den Los- oder Kranken-verein, oder es gibt vielleicht ein kleines „Lätitzl", eine Namenstag- oder Geburtstagfeier, cordiale Feten, die der Runde nach abgehalten werden müssen; morgen Dienstag irgend ein beliebiger Jahrestag, beispielsweise einer Vermählung, eines Hauskaufes, eines Bürgerjubiläums ꝛc.; Mittwoch eine wirkliche Hochzeit, die am praktischsten ja nur im Wirthshaus-Extrazimmer begangen werden kann; Donnerstag ist etwa ein Trauermahl nach dem Leichenbegängnisse eines werthen Compatrioten mit opulentem Trinkgelage und splendider Schmauserei, ein Zechopfer, den Manen des Todten gebracht, das, nach Kampf's classischem Referate, meist sehr animirt zu werden und überaus heiter zu enden pflegt; Freitag ist das männiglich bekannte obligate „Wurstessen", das unmöglich ausgelassen werden kann; Samstag hat der Geselligkeitsverein „die Nachtvögel" oder der Sängerbund „Brüllaria" den statutenmäßigen Productionsabend, und Sonntag ist die beliebte Volkssängergesellschaft X mit der „Salonjodlerin" Y annoncirt, wo man am wenigsten fehlen wird, weil es erstens ein wirklicher und noch dazu billiger Kunstgenuß und zweitens das Ganze zum „todtlachen" ist.

Wie man schon aus diesem nur oberflächlich zusammengestellten Repertoire, das sich noch vielfältig erweitern ließe und durch eingeschobene Überraschungen des erfindungsreichen Wirthes auch allwochentlich erweitert und erneuert wird, sieht, gibt es der Abwechslung genug, um für jeden Abend das Animo zu finden, sogar mit der „Seinen" und den „Seinigen" diesen „unschuldigen" Zerstreuungen gewissenhaft beizuwohnen. Daß ferner die eingestreuten Zither- und Streichquartett-Abende, die übrigen Musik- und Tanzkränzchen, dann die carnevalistischen Unterhaltungen, die „renommirten" Gesellschafts-, dann die famosen „Schlafhauben-", „Negligé-", „Spatzen-" und „Nachbarn-Bälle" ꝛc., die jeder aufmerksame Wirth für seine „täglichen Gäste" veranstalten wird, jedenfalls auf ein starkes Besuchsquantum rechnen können, liegt in der Natur der Sache, das heißt in den Lebensgewohnheiten des Wieners. Und was der hier einschlägigen Sittenbilder noch mehr sind.

Es sind erst zehn bis fünfzehn Jahre, daß man im kühleren, „arbeitsamen" Norden über das zeitraubende, gedankentödtende, sybaritische und kostspielige „Kaffeehaus- und Wirthshausleben" der leichtblütigen Wiener viel spöttelte; man hat mittlerweile dort selbst von dem süßen Gifte gekostet, es schmackhaft befunden und uns in dieser Beziehung schon bedeutend — überflügelt . . . . .

Hämische Krittler könnten sich nach diesem Abschnitte die Bemerkung gestatten, daß ein „Sittenschilderer" Wiens, nachdem er unser „Wirthshausleben", wenn auch nur mit flüchtigen Strichen zeichnete, damit den größten Theil seiner Aufgabe gelöst habe. Und nicht mit Unrecht. Wie dem aber auch sei, Einiges gibt es denn doch noch zu bemerken.

Wien wurde einst die „Theaterstadt" genannt. Nicht der Zahl der Musentempel, die gegen anderwärts immer bescheiden blieb, sondern des lebhaften Interesses, des zwar schönen, aber oft übertriebenen Feuereifers wegen, womit der eingeborene „hausgesessene" Wiener für sein jeweiliges Leib- und Lieblingstheater eintrat und für seine erkorenen Günstlinge in ungeheucheltem Enthusiasmus und in hingebendster Weise ins Zeug ging. Hierbei muß jedoch angeführt werden, daß von den bestandenen und noch bestehenden fünf stabilen Theatern ein jedes der Reihe nach im Allgemeinen und aus speciellen Ursachen für ganze Zeitabschnitte in der Mode war. Anderseits ist es wieder eine locale Eigenthümlichkeit, daß einzelne Volksschichten meist immer einem und demselben Theater, und zwar trotz dessen bedenklichster Wandlungen, von Generation auf Generation treu bleiben und daß der Enkel auch heute noch jenes Theater bevorzugt, das sein Großvater einst favorisirte und wo er selbst noch als täppischer Junge freudigst aufgejauchzt oder bitterlich geweint hat.

In den Kreisen des Mittelstandes schwärmte man allzeit am meisten und heftigsten für die beiden Hoftheater, eine Sympathie, die sich wohl noch bis heute erhielt, wenn auch nach dem Ausspruche hochbetagter und glaubwürdiger Zeugen verflossener Glanzepochen der Kunst so manche jener unvergeßlichen Leistungen von den Epigonen nicht mehr vollkommen erreicht wurde. Aber wie es einst Festtage in einer soliden bürgerlichen Familie waren, wenn das Oberhaupt derselben seinem Nachwuchs gestattete, einer der damals gang und gäben Mustervorstellungen, um die uns ja alle Welt beneidete, beizuwohnen, und die Töchter im zweiten Parterre oder auf der vierten Galerie des Burgtheaters, und die Söhne im fünften Stocke des alten Kärntnerthortheaters, von gleich heißblütigen Kunstfreunden eingezwängt, saßen, mit Auge und Ohr verschlangen, was da unten auf der Bühne geradezu Wunderbares vorging, Jedes auf dem Heimweg in Anpreisung der Vorzüge seines Idols sich heiser redete und noch wochenlang nur von demselben Thema sprach — so ist's in dieser Richtung bei einer bestimmten empfindenden Menschenclasse dermalen wohl auch nicht anders. Schwuren die Väter und Mütter zu den Göttern ihrer Zeit und fanden nicht der Worte genug, wenn sie von „ihrer" Schröder, Müller, Neumann, Peche; Rettich, von Fritz Demmer, Heurteur, Anschütz, Korn, Löwe, Laroche, Fichtner, Wilhelmi &c. oder von den Gesangscelebritäten — wir nennen nur die deutschen — von einer Sontag, Ungher, Ernst, Schröder-Devrient, Lutzer, Hasselt; von Wild, Staudigl, Forti, Binder &c. zu erzählen begannen, so sind die Nachkommen jener treuen Enthusiasten für die edleren Theatergenüsse ihrer Periode nicht minder dankbar und blicken mit gleicher Verehrung zu den Sternen, die jetzt am Kunsthimmel glänzen und leuchten.

Denn es gibt — dem Himmel sei Dank! — wenn auch schon die Ära der verzückten Exaltados und effectiven „Theaternarren", wo die Lind-Elsler-Taglioni-Pischek-Böck-

Fanatiker mit ihren Gegnern sich allabendlich prügelten, so ziemlich vorüber ist, in dem durch „sinnlos materielles Genußleben“ angeblich geistig „verflachten“ Wien doch noch immer eine ansehnliche Gemeinde wahrhafter und verständiger und gebildeter Kunstfreunde beiderlei Geschlechtes. Und es sind brave, gediegene Leute honorigsten Charakters und sinniger Denkweise, die von dem Trubel der seichten Spaßmacherei, von dem wüsten Lärm und Gejohle und Gedusel der Schlemmer und Zecher sich regelmäßig und sorgfältig absondern und dafür dort sich einzufinden pflegen, wo nicht speciell Bacchus und Gambrinus, wohl aber den Musen ihre Tempel errichtet wurden.

Und eben deßhalb ist auch ein gewisses Gruppenbild, eine bekannte „öffentliche Scene“, so sehr auch von vielen Seiten gelacht und die Sache sogar zum Ergötzen nicht nur des „gemeinen Mannes“, vielmehr auch der sogenannt „gebildeten Stände“ vor aller Welt drastisch parodirt und verhöhnt wurde, nach dem Dafürhalten Andersdenkender viel eher erfreulich und herzerhebend als der schnöden Verspottung würdig. Wir meinen das Schauspiel des „kalten Fegefeuers“, das uns allwochentlich meist ein paarmal eine Anzahl beherzter Jünglinge und muthiger Jungfrauen bietet, eine Schar liebenswerther Theater-Enthusiasten, die im Stande sind, fünf bis sechs Stunden, bei jeder Art Wetter und auch in bitterster Kälte vor den Pforten des Schauspielhauses, inmitten eines dichten Knäuels gleichgesinnter Idealisten das Textbuch der Oper oder die Reclam'sche Zehnkreuzerausgabe des Tagesclassikers emsig studirend, in Geduld auszuharren, bis endlich der „Einlaß“ in ihr Allerheiligstes gestattet ist, wo erst ein vierthalbstündiger ästhetischer Genuß ihre freudigste Ausdauer belohnt. Blasirte Flaneure, geschäfts- oder wirthshauseilige Passanten lächeln zu solchem Treiben und witzeln über derlei theatralische Heißsporne und Komödien-Fexe — wir glauben, man sollte viel lieber von solcher Hingebung erbaut sein. Und erbaulich ist ja dann auch der Aufblick zum „Olymp“ im Innern des Hauses, wo diese „Glücklichen“, zwar abermals Kopf an Kopf gepreßt, zuschauen, aber in hehrer Bewunderung versunken, in Entzücken aufgelöst sind, und wo hin und wieder sogar das Gegenstück dieser Bezauberten, eine ehrbare Grundpatrizierin, welcher die Schiller'schen Jamben und die Grillparzer'schen Trochäen „zu hoch“ und die Leiden und Klagen Isabellens, Beatricens, Iphigeniens und Melittas ganz unverständlich sind, als vereinzelte Schläferin und leise Schnarcherin die schöne Wirkung des Gesammtbildes nicht zu stören vermag.

Ja, noch immer stellt die verschriene Stadt des „crassesten Materialismus“, der Frivolität und Leichtlebigkeit, eine starke Besatzung von Verehrern des Schönen und Edlen, und zwar aus der Mitte des Volkes, und die Theater wären heute noch, wie Anno dazumal, allabendlich gefüllt und überfüllt, wenn — Manches anders sein würde.

Zuerst kam die schwere Vertheuerung dieses Vergnügens, dessen Beschaffung für sich und seine Angehörigen dem einfachen Kleinbürger, dem wenigbemittelten Geschäfts-

manne bei den sonstigen schweren Anforderungen der Übergangs- und Neuzeit, schließlich fast zur Unmöglichkeit wurde. Weiter verdarb man schier systematisch dem Volke die nachhaltige Lust am Theater. Gewissenlose oder platterdings unfähige Leiter der designirten „Volksbühnen" speculirten allzusehr auf die Toleranz oder Urtheilslosigkeit ihres gut- und langmüthigen Publicums und fütterten dasselbe mit abgestandenen Gerichten, nichtsnutzigen „Charaktergemälden", schalen Possen und absurdem Rührbrei, welches geschmacklose, fade Gemisch sie zuweilen durch etliche windige Gaukeleien, die gewissen „leichten



Einlaß ins Burgtheater.

Anreizungen", getrillerten Klingklang, grelle Effectbrocken oder überpfefferte soi-disant „Pikanterien" mundgerecht oder plausibel zu machen suchten. Das verdroß denn doch auf die Länge der Dauer die Genarrten, sie scheuten die zugemutheten Opfer an Geld und Zeit, und man blieb von den populärsten Stätten der dramatischen Muse einfach fort.

Wohin wendete sich das des Theaters überdrüßige Volk, um nach des Tages Mühe, nach gethaner Arbeit sich zu ergötzen, die Abende zu verkürzen, die angehäuften Sorgen für eine knappe Frist zu bannen und überhaupt um sich zu „zerstreuen", für alles Kommende zu wappnen und sich heiter zu stimmen? Man drängte es ja förmlich nach anderwärts, und so ging es dorthin, wo es schon einmal vor vielen Jahren war und wo auch Vater und

Großvater sich einfanden, wenn es sich darum handelte, durch ein paar Stündchen sich zu belustigen. Es suchte wieder seine „Volkssänger" auf — ehemals „Harfenisten" genannt — und was in den Bereich dieser Branche und dieses Genres gehört.

Es ist eine hundertjährige Geschichte, die da zu erzählen wäre, wenn man auf das „Wiener Volkssängerthum" zu sprechen kommt, da hier allzeit der günstigste Boden zu sein schien, wo diese allerdings schon zu Bruder Augustins Zeiten arg degenerirt gewesene Pflanze des Volksgesanges und des Volksliedes, die trivialste Abart der alten edlen Meistersingerei, das Zerrbild des anmuthigen Troubadour- und Minstrelwesens und der lieblichen Spielmannskunst wiederholt am üppigsten gedieh.

In völligen Mißcredit mußten jedoch diese ungerathenen Sendlinge der himmlischen Frau Musica und überhaupt dieser Zweig von Volksbelustigung schon in den ersten Decennien dieses Säculums gerathen und bis in die Mitte der Dreißiger-Jahre geblieben sein, da in jener Zeit nur mehr die pitoyabelsten Gestalten in diesem „Kunstmetier" zu finden waren, die dasselbe fast nur anstatt des Bettelns betrieben. Uralte, zerlumpte Matronen, hinfällige, krüppelhafte Greise, meist blind, zogen in den Häusern umher und krähten unter Begleitung eines schaudervollen Guitarre- oder Harfengeklimpers vor einem Auditorium von Mägden, Gesellen und Lehrjungen mühseligst ihre textlich nicht immer säuberlichen Lieder. Von kaum besserer Qualität — Jonas und Stöckel (Vater) etwa ausgenommen — gaben sich jene ihrer Collegen und Colleginnen, die sich solcherweise in Wirthshäusern producirten, freilich letzter Rangsordnung und schlimmsten Rufes, wie deren in einzelnen entlegeneren Vorstädten, dann vor den Linien und selbst im Prater zu finden waren. Und auch bei den Gesangsleistungen an diesen Orten bestand das Accompagnement nur in einem der erwähnten Instrumente, das Publicum daselbst war mit dem Gebotenen zufrieden und warf seine Kreuzer als Musenlohn lachend auf den Teller, mit dem der „Harfenist" (der Guitarrespieler wurde ebenso titulirt, weil es ein „Standesname" war) von Tisch zu Tisch absammeln ging. Ein kläglich Vergnügen, ein kläglicher Verdienst!

Da tauchte ein Mann auf, der dem ganzen Stande eine andere Färbung, einen anderen Charakter verlieh. Moser, der anfänglich auch noch bei der Harfe, also als leibhafter „Harfenist" wirkte, verbannte bald das discreditirte Instrument, wählte das vornehmere Clavier, gewann ein paar tüchtige Mitglieder, schrieb für sich und seine Gesellschaft selbst die (sehr witzigen) Lieder, Duette, Terzette und komischen Scenen, nannte sich „Volkssänger", perhorrescirte auch das „ignoble" Absammeln, stipulirte dafür ein fixes (mäßiges) Entrée, ließ sich wie eine andere Kunsterscheinung durch Placate annonciren und gab — was von Wichtigkeit für die angestrebte Reform und Läuterung — seine „Soiréen" nur in besseren und besten Localitäten, wohin auch sogleich nur das anständigste Publicum ihm folgte.

Der Zulauf war ein enormer und wuchs umsomehr, als die Volkstheater gerade um jene Zeit im Allgemeinen eine etwas unrühmliche Existenz führten, ihr Repertoire an peinlicher Sterilität litt und die gebotenen Novitäten meist Fehlschüsse waren. Außerdem darf es nicht vergessen, muß vielmehr laut anerkannt werden, daß Moser, der simple „Volkssänger", auf den Geschmack des großen Publicums reinigend wirkte und daß ein Familienvater mit den Seinen diesen überaus drolligen, aber stets moderirten und honneten Productionen auch sorglos beiwohnen konnte, was bei manchen Theaterpossen nicht der Fall war. So schmeichelte sich das Volkssängerwesen immer mehr in die Gunst des Publicums, das diese Art der obligaten „Abendunterhaltung", wobei es in aller Gemüthsruhe zugleich sein Vesperbrod verzehren und seine Pfeife oder Cigarre rauchen konnte, recht bequem fand und so die Theater fast ganz vergaß.

Angelockt durch das gelungene Beispiel tauchte dann allmälig eine Legion von Volkssängerfirmen auf, von denen freilich die meisten andere Tendenzen als der „Purificator" und Sittenprediger Moser verfolgten, dennoch aber auch mit ihrem lockeren Programm einen reichen Schnitt für sich und dagegen dem Theaterbesuch ebenfalls, also eine erweiterte fühlbare Concurrenz zu machen verstanden. Dies war namentlich der Fall, als Fürst — wohl der „ungezogenste Liebling der Camönen" — auf dem „Brettel" erschien, dem sich der schnell beliebt gewordene Matras zugesellte.

Fürst war ohne Zweifel eine originelle Erscheinung und, so lange er in seiner bescheidenen Sphäre blieb, von packender Wirkung. Wenn Tyrtäus durch seine Lieder die Spartaner zu unsterblichen Thaten begeisterte, so kann Fürst das — sit venia verbo — „Verdienst" für sich in Anspruch nehmen, daß durch eine Reihe von Jahren mindestens die Hälfte der Wiener Bevölkerung — und darunter alle Stände und Schichten begriffen — sich fast nur mehr mit ihm, dem neuesten Amphion beschäftigte. Seine urwüchsigen Lieder: „Nur ka Wasser nit!", vom „blauen Montag" 2c. wurden allüberall gesungen und verschafften dem merkwürdigen Sänger und grotesken „Dichter" sogar Zutritt in den Salon. Auf der Höhe seines Ruhmes angelangt, stachelte ihn der Ehrgeiz, „Theaterdirector" zu werden; er wurde es auch wiederholt, prosperirte, wie zu erwarten war, nicht, schuf aber dafür schließlich ein wirkliches „Volkstheater" — allerdings minderen Ranges — im Prater, das auch seinen Namen trägt und bei einem specifischen Theile der Bevölkerung Anklang fand und noch findet. Dennoch stieg er mit dieser theatralischen Gründung die Leiter seiner eigentlichen socialen Gloriole — hinab.

Fürst, der gewaltthätige Antipode Mosers, hatte die Unbändigkeit, die Ungenirtheit, die Derbheit, um nicht zu sagen Roheit, sowie das Cynische in Geste und Ausdruck und das Starksinnliche auf seine Fahne geschrieben, was wohl schon allein hinlänglich frappirte und anzog. Nebstbei wußte er aber seinen kaustischen und vernichtenden Vierzeilen auch

noch prickelnde und elektrisirende Melodien beizugeben, die rasch ins Blut seiner empfänglichen Landsleute übergingen, welche zündende und schneidige Weisen, mit unterlegtem ätzendstem Texte, dem Wesen des Urwienerthums — nämlich jener Gattung von dem Gepräge der „unteren" Hunderttausende — nicht nur vollkommen entsprachen, die es auch in seiner Eigenheit haarscharf individualisirten und charakterisirten. Das erklärte den ungeheuren Erfolg dieses höhnisch schmunzelnden Fauns, dem während der „Glanzzeit" seines Wirkens eine culturelle und gesellschaftliche Bedeutung nicht abgesprochen werden kann. Leider machte Fürst aber auch „Schule", und seine Scholaren, die den Meister natürlich sogleich bis ans Stupende überboten, waren — Damen. Das zarte, weibliche Geschlecht erstürmte die Rostra und verkündete, ohne zu erröthen, den Beginn der Herrschaft des — Unbeschreibbaren. Das Chaos brach los.

Es fällt uns nicht ein, jener zuchtlosen Zeit mehr Worte zu widmen, als zur Erwähnung ihrer Existenz nöthig. Genug, daß diese bedauerliche Wirthschaft auch durch ein Decennium währte, daß diese singenden Phrynen und Hetären im Punkte der Sittenverderbniß und der Geschmacks- und Gemüthsverwilderung viel Unheil anstifteten, daß aber auch dieses Interregnum der moralischen Zügellosigkeit sich überlebte, nachdem eine Steigerung, also Erhöhung des „Reizes" nicht mehr möglich war und die Hauptvertreterinnen der Strophen-Zote theils starben, theils verdarben. Vorbei! Vorbei! . .

Nachdem das Unwetter sich verzogen hatte, das Publicum auch zur Einsicht gekommen war und vor einer Fortsetzung dieses wüsten, aber dennoch monotonen Trubels Abscheu empfand, dachten die vernünftigen und anständigen Mitglieder der buntscheckigen Volkssängergilde selbst an eine gründliche Reinigung und Hebung ihres verrufenen Standes. Sie emancipirten sich vorerst von der immer bedenklichen Mitwirkung weiblicher Kräfte, theilten sich in neu organisirte Gruppen und „Gesellschaften", erwarben sich erweiterte Concessionen für „Singspielhallen" und führten, Alles in Allem genommen, wenigstens eine nicht unehrbare Existenz. Aber fast gleichzeitig mit dieser höchst dringlich gewordenen Umgestaltung und jüngsten Läuterung des Volkssängerthums kam ein neues Product — man könnte es beinahe Übel nennen — in Aufschwung, das bei der Leidenschaftlichkeit und Schaulust des Wieners im Nu zur dominirenden Herrschaft gelangte und eine Ausdehnung und Vervielfältigung erreichte, die den ruhigen und vorsorglichen Beobachter ebenfalls bange machen konnte. Wir meinen das „Tingel-Tangelwesen" — oder vielmehr Unwesen.

Die Schöpfung ist eine norddeutsche, wo ja auch die mißlichen „Rauchtheater" ihre Geburtsstätte haben, eine verwandte Anstalt für Augen- und Ohrenschmaus gröbster Gattung, die den Sinn für bessere und reinere Genüsse bei ihren Anhängern total zu ersticken wußte. Das „Tingel-Tangel" hat nun in dieser Beziehung einen noch ausgesprocheneren Charakter, da seine Hauptaufgabe darin besteht, sein Publicum durch das

Buntlerlei des Gebotenen zu — betäuben und ihm zugleich auch als Surrogat für Theater und Volksfänger zu dienen. In dem „Tingel-Tangel" findet der Mensch Alles, was hörens-, sehens- und staunenswerth ist und worüber er dennoch nicht viel oder eigentlich gar nicht zu denken braucht, — bekanntlich für Viele das Angenehmste. Das Programm eines solchen Etablissements ist demnach wie die Speisekarte einer modernen Abfütterungs-Unternehmung, vulgo „Restauration", deren mannigfaltige und vielzeilige Nomenclatur von Gerichten und Delicatessen aller Art allein schon den Leser verblüfft. Und „verblüffen" ist auch die Mission des „Tingel-Tangel", in dessen grell ausgestatteten Räumen dem p. t. Besucher um ein Billiges alle jene Merkwürdigkeiten und „Kunstkräfte ersten Ranges" vorgeführt werden, über welche die gesammte Welt momentan verfügt.

So erhält denn der sensationslüsterne Gast zu seinem Kalbsbraten und seinem Krügel zweifelhaften Lager, wenn schon nicht einen gelb- oder braun- oder schwarzhäutigen, wie Kautschuk geschmeidigen, knochenlosen Tausendsassa, so doch gewiß einen Violinspieler, der ohne Arme geboren, einen einbeinigen Tänzer, einen Feuerfresser, einen Schwerterschlucker, einen Messerwerfer, eine Seiltänzerin, einen Jongleur, einen Athleten, einen Kunstschützen, eine Akrobatenfamilie 2c., außerdem als „Ruhepunkte" und Füllsel einen Thierstimmen-Imitator, einen Schnellzeichner, einen Wiener Volksfänger, französische oder englische oder spanische Chansonetten-Sängerinnen und zum Schlusse: dressirte Ochsen, tanzende und musicirende Elephanten, gelehrte Hunde u. s. w. zur geneigten Bewunderung und zum möglichsten Staunen vorgeführt und durch findigste Reclamen anempfohlen. Und „Morgen wieder Neues!" „Das Repertoire täglich gewechselt!" heißt es in den Affichen. Was Wunder, daß man morgen wieder kommt, um von anderen ethnographischen oder künstlerischen Merkwürdigkeiten und Ungeheuerlichkeiten überrascht zu werden. Und so fort.

Die „Tingel-Tangel" wuchsen in Wien, gleich anderem Unkraut, förmlich aus der Erde. In allen vierunddreißig Vorstädten — um die ehemalige, hier bezeichnendere Titulatur zu gebrauchen — gab es urplötzlich „Tingel-Tangel". Was manche dem Publicum boten, läßt sich ahnen, aber die große, nie sonderlich denkende und grübelnde Masse wurde durch die bombastischen figuralischen Annoncen doch haranguirt und drängte sich in die mesquinsten Spelunken, um für ihr schwer verdientes Legegeld etwas „ordentlich Haarsträubendes" und „Nochniedagewesenes" zu sehen und nebenbei an dem echt gassenhauerischen Couplet eines ausrangirten Gesangskomikers oder einer exmittirten Soubrette sich pflichtschuldig zu ergötzen und gehörig auszujubeln. Das geschah denn auch und zwar wieder bis zum eigenen Überdruß.

Da es nämlich den (meist nur provisorischen und Interims-) Besitzern, Pächtern und Leitern dieser „internationalen Kunstetablissements" — mitunter sehr dunklen Ehrenmännern — auf die Länge schwierig wurde, stets nur hervorragende „Artisten" und

„Specialitäten“ für ihre immer unrentabler sich gestaltenden Unternehmungen herbeizuschaffen, die eigentliche „Attraction“ also fehlte und man glaubte, diesen Abgang, dieses Manco an „Sensationellem“ durch, wenn auch gealterte und stimmlose, aber kühn decolletirte und dreist phantastisch costümirte „Singmamsells“ zu ersetzen, was jedoch nicht verfing, vielmehr selbst den ausharrendsten Applausfex abstumpfte und auch ihn endlich ganz vertrieb, so schlossen sich, wie sie entstanden, ebenso rasch, diese Quasi-Musentempel für „gemischte Kunst“ und besitzt Wien gegenwärtig nur mehr zwei oder höchstens drei derselben. Das „Orpheum“, das sich gleich ursprünglich nobilisirte und wirklich manch Interessantes in seinem Genre bietet, ist und war das vorzüglichste „Tingel-Tangel“. Aber alle miteinander, ob gut ob schlecht, schädigten die Theater, die doch wahrlich eine würdigere, ja volkserziehende und -bildende Aufgabe haben, und entzogen ihnen im Vereine mit Volkssängern, Singspielhallen und den übrigen Lockvögeln dieser Art viele Tausende von sonst treuen Besuchern. Das ist, nebst Anderem, ernsthaft zu beklagen.

Wie sich Wien weiter noch unterhält? Das heißt: das Volk von Wien? Je nun, es gilt auch hier der tolerante Grundsatz, Jeden nach seiner Façon, wenn schon nicht selig und glücklich werden, so doch sich vergnügen zu lassen. Und warum auch nicht? Gibt es doch Leute von solch exemplarischer Genügsamkeit, von solch wunderbarer Bescheidenheit in ihren Ansprüchen an die Freuden des Lebens, daß sie uns fast an die Weisen des Alterthums erinnern und unsere Bewunderung herausfordern könnten, wenn uns bei aufmerksamer Betrachtung nicht vielmehr das herzlichste Lachen oder auch eine gewisse Rührung näher sein würde. Ein Spaziergang quer durch Wien und um Wien lehrt uns Manches und Vieles und zeigt in zahllosen Beispielen, wie wenig der Mensch eigentlich bedarf, um zufrieden zu sein. Gehen wir hundertmal denselben Weg, so begegnen wir hundertmal denselben Leuten, von denen aber gut die Hälfte nicht ihren regelmäßigen Geschäftspflichten nachzukommen, sondern ihre Recreations- und Erholungszeit, und zwar nur in der gewohnten Methode auszufüllen sucht.

Unser Herrgott hält sich bekanntlich verschiedene Kostgänger und sorgte durch Originale, daß es auf der Welt nicht zu einförmig werde, während wieder eben die Einförmigkeit der Lebensweise diese Einzelnen zu Originalen stempelt. Nehmen wir vorerst die „Stillen im Lande“ vor, die, unbekümmert um das tosende Geräusch des Menschenverkehres und die überraschendsten Geschehnisse und Ereignisse, nur ihre harmlosen Separatneigungen befriedigen und die es aus dieser Ursache jahrüber und alltäglich und zur gleichen Stunde immer an die nämlichen Punkte zieht, mag auch dort und da das Merkwürdigste zu schauen sein. Närrische, aber unschädliche und bescheidene Känze!

So durchwandert beispielsweise der Eine, der just nicht lebenssatt, dem aber doch nur an der Stätte der Verwesung wohl wird, zum tausendsten Male die Friedhöfe und weidet

sich an dem Gräberschmuck; er liest abermals und abermals die ihm ohnehin bekannten Inschriften, versucht neuerdings die unlesbaren zu entziffern, copirt die Verse, hat dabei seine üblichen Privatgedanken und macht hierzu seine persönlichsten Glossen, notirt sich auch die verfallenden Denkmäler und erinnert auf (anonymen) Karten die „vermuthlich" vermöglichen Verwandten des Verstorbenen an ihre Pietätsschuld und spielt so gleichsam das „Friedhofsgewissen" und besorgt freiwillig die „Friedhofs-Observanz", was wohl auch ein Vergnügen sein mag; während ein Anderer am jeglichen Nachmittage bei den Kirchenthüren der notabelsten Bezirke sich einfindet, um die Gäste der Leichenbegängnisse und Hochzeits-Feierlichkeiten kritisch zu mustern und die Anzahl der beigestellten Miethwagen mit ähnlichen Fällen und bei gleich begüterten Familien zu vergleichen. Stabile Beschäftigungen, respective „Unterhaltungen" bescheidener Leute, Muster der Genügsamkeit und „Vergnügungs-Ökonomie", wovon später noch einige Abarten vorgeführt werden sollen.

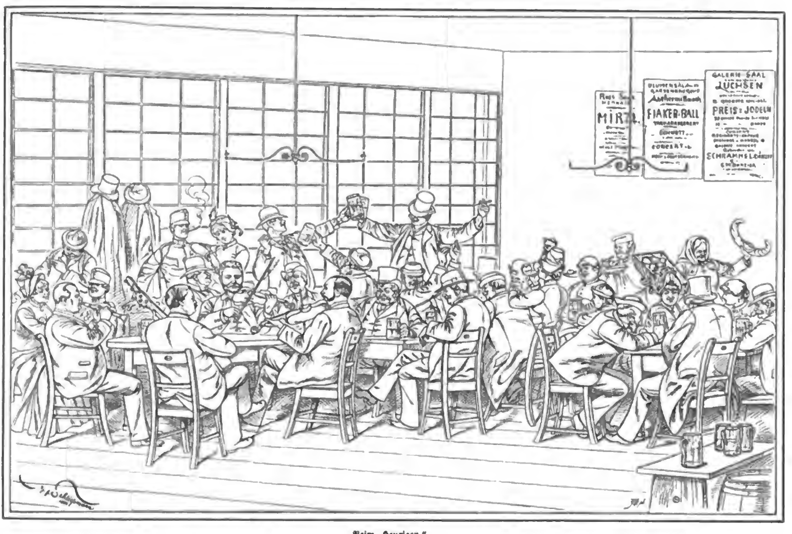
Besonders organisirte Naturen, perfecte „Aufpasser" sind wieder nur beim Wasser zu treffen; der Eine treibt „Fischerei" — wenn das Wort keine Anomalie, — bethätigt aber wenigstens durch sein stundenlanges, meist erfolgloses Ausharren den oft angefeindeten Lehrsatz, daß der Mensch — unter Umständen — doch das geduldigste Geschöpf der Erde ist, und wird hierbei durch seinen Nachbar unterstützt, welcher in diesem Fache zweifellos noch Größeres leistet, indem derselbe keine active, sondern eine contemplative Rolle übernommen hat und sich damit bescheidet, dem „Pechfischer" bei seinen unglücklichen Hantierungen und vergeblichen Fangversuchen mit der gleichen Ausdauer — zuzuschauen. Zu diesen friedlichen Zeittodtschlägern gesellen sich in gehöriger Entfernung jene ernsten, gleichfalls schweigenden Gruppen von officiellen Pintscher- und Pudelscheerern und überhaupt geprüften „Hundewäschern", robuste Gestalten, von der Wichtigkeit und akademischen Reife ihrer Thätigkeit tief überzeugt, welche nicht minder ihr Stammpublicum von aufmerksamen Beobachtern haben, die, wenn die „Saison" vorüber, mit demselben Geduldes-Phlegma den Schnee-Abladungen und Eisverführungen oder wieder ein andermal bei vorzunehmenden Uferversicherungen dem melodischen Pilotenschlagen, der Ausbarkirung von Schindeln, Kehlheimerplatten, Granitwürfeln oder Salzstöcken und an Markttagen der Landung von Obstschiffen &c. ihre ungetheilte Achtsamkeit widmen. Alle diese Leutchen vermag nur das Wasser anzulocken und aus ihrer Behausung zu treiben.

Andere kauern dafür tage- und nächtelang in Gebüsch und Auen. Sie cultiviren keinen erlaubten Sport, aber das Verbot ist eben das sieghafte Reizmittel. Ein bischen Wildern mit Netzen und „Maxen" und Schlageisen, ein heimlicher Vogelfang — und sie hungern und dursten und ertragen die ärgsten Wetterunbilden und riskiren nicht nur vielstündige Märsche, sondern auch Schlimmeres, falls sie ertappt werden. Aber weder

Geld- und Arreststrafen noch die schmerzhaftesten Prügel curiren sie von ihrer Leidenschaft, die nur Jener begreift, der sie mit ihnen theilt.

Wohl nur geringschätzig blicken auf solche „ordinäre" Vergnügungen alle die Schoßkinder Fortunas herab, deren Mittel es erlauben oder die sich die Mittel dazu verschaffen zu müssen glauben, um entweder auf dem Turf zu brilliren, mit der Normal-Toilette, den Blicken und dem Jargon des „Wissenden" und Kenners bei Fahr- und Reitwetten sich zu betheiligen und nebenbei mit dem eigenen „Zeugl" Aufsehen zu erregen, oder als fermer Jägersmann dem edlen Waidwerk in patentester Adjustirung sich zu widmen, oder — wenigstens bei einer vorstädtischen Schützengesellschaft eingeschrieben zu sein. In diese vornehmeren Rubriken rangiren denn auch alle sowohl activen als nur „platonischen" Anhänger des Kutschier- und Pferde-, des Tauben-, Hunde- und des verschiedenartigsten Schießsports. Jedermann erscheint da als „Pfründner", als „Sumper", der ihr Latein nicht versteht, und wäre es deßhalb auch Niemandem zu rathen, ohne in den genannten Fächern vollkommen ausgebildet und in der fixirten Terminologie gründlich versirt zu sein, in solch gelehrten Kreisen unbescheidentlichst das Wort zu ergreifen und seine Laienmeinungen und Privaturtheile etwa gar in gewöhnlichem, allgemein verständlichem Deutsch auszusprechen.

Dafür geben es wieder Andere, wie wir schon gesehen, weit billiger. Sie aspiriren vor ihren Standesgenossen keine bevorzugte Stellung und wünschen vor der Welt weder als „Gawliere" zu glänzen, noch überhaupt einen „Nimbus" um ihre anspruchslose Person verbreitet zu sehen. Sie wollen, wie ihr tägliches Gebet lautet, nichts als ihr „Bisl Leben" und vielleicht noch Einiges, Weniges dazu. Trotzdem hört man sie, bei aller Dürftigkeit, die sie umgibt, nur wunderselten ernstlich seufzen und klagen, sie leisten freiwillig Verzicht auf die geringfügigsten Freuden und Annehmlichkeiten des Daseins, weil sie sich, im Bewußtsein ihrer subalternen Mission auf Erden, selbst jedes Anrechtes auf ohnehin „entbehrliche" Genüsse entäußern und meinen, daß „auch so" zu existiren sei, wenn man nur „hübsch gesund" bleibt. Sie fühlen sich als „Enterbte" und erhoffen keine Erbschaft. Als Entsagende beschränken sie das Repertoire ihrer Vergnügungen, nach dem Vorbilde jener extrem Genügsamen, ebenfalls fast auf das leere Nichts; sie kennen keinen Haß gegen die vom Schicksal in Allem begnadeten „oberen Zehntausend" noch gegen die nächsten Tausende, und noch viel weniger Neid. Sie bilden vielmehr jene originell-gutmüthige Secte von wirklichen Menschenfreunden, welche es schon befriedigt, wenn sich das Gros ihrer Mitbürger — exclusive ihrer eigenen Person — nach seinem Geschmacke, seinen Kräften und gemäß der Jahreszeit ausgiebig amüsirt. Sie bewundern deßhalb aufrichtigst die lärmend-pompösen Corsofahrten, sie stellen sich vor den Bahnhöfen auf und beschauen die Ankommenden, wie die nach den schönsten Weltgegenden Abreisenden,



Beim „Heurigen.“

sie betrachten an den Eingangsthüren der Theater und Ballsäle die herrlichen Toiletten der Gäste und erfreuen sich thatsächlich an den Freuden der übrigen Menschheit. Die Bibel könnte es nicht edelsinniger verlangen. Haben sie sonst noch Zeit und Muße und wollen sie sich einen apart vergnügten Tag verschaffen, so wandern sie nach der Schmelz und wohnen einer Feldübung oder einem Manöver oder einer großen Parade bei, wie sie ja auch — zumeist sind es ohnehin Pensionisten und ausgediente Soldaten — der Abrichtung der Rekruten, einer Wache-Ablösung, einem Veteranenausmarsch oder auch den Kinderspielplätzen gerne ihre betrachtende Theilnahme schenken.

Welch ein großer Abstand zwischen diesen Taubennaturen und jenen turbulenten Charakteren, die als enragirte, notorische „Heurigengeher" eine eigene Sippe und Species formiren und zu allen Zeiten ewig nur dort mit voller Sicherheit zu treffen sind, wo „Gott Vater den Arm herausstreckt" — nämlich in den vorortlichen Weinschänken. Damit ist denn auch die unliebsame, aber unausweichliche Denunciation angebracht, daß die „Heurigen-Cultusgemeinde" Wiens eine vielverbreitete ist, daß Alt und Jung und — was das Bedauerliche — beiderlei Geschlechter zu ihren Anhängern gehören und daß bei der überwiegenden Mehrzahl der Besucher dieser Tavernen und fliegenden Buschschänken die Stillung des Durstes durch jungen Rebensaft nicht als die Hauptsache und eigentliche Tendenz angenommen werden kann, dagegen die an diesen Orten besonders eingebürgerte „Hetze", die „Grand-Remasuri", die daselbst immer zu finden, der massive „Urulk", der „laute Ton" und der übrige spectakelhafteste „Jux" die Magnete sind, welche das zur Lustigkeit stets aufgelegte Völkchen in die bekannten Reviere des „Gerebelten" und „Schmecketen" locken.

Nun soll nicht geleugnet werden, daß in derlei Räumen, wo Reinlichkeit und Sauberkeit nicht als Grundregel gelten, vielmehr sowohl auf als unter den Tischen ein chaotisches Durcheinander von Eier-, Nuß- und Kastanienschalen, Wursthäuten, Zwetschkenkernen, Käserinden, abgenagten Schinkenbeinen, Fleischknochen und fettgetränkten Emballagepapieren seinen beständigen Lagerplatz hat, daß, sagen wir, auch inmitten der lärmenden, johlenden, kreischenden, singenden, schreienden, tobenden und lachenden Menge von stark „angeheiterten" übermüthigen und häufig randalirenden Brauseköpfen nicht etwa einzelne ruhige, friedfertige und harmlose Gestalten zu entdecken wären, welche wortlos vor ihrem Glase kauern und das grünliche Naß schier ehrfürchtig an ihre Lippen führen. Aber diese „Trinker von Stil", die sich hieher verirrt, diese Trinker des Trinkens wegen, diese musterhaft „stillen Zecher" sind an solchen rumorvollen Orten natur- und sachgemäß doch nur stets in der beängstigendsten Minorität und wie sporadisch eingestreute Rosinen in einem Monstre-Gugelhupf nur schwer zu finden. Die Mehrheit ist für den ungemessensten Trubel, und der ist beim „Heurigen" nach uralter Überlieferung in Permanenz.

Es ist eine Art Fachwissenschaft für eine Sorte Wiener, immer au fait zu sein, wo momentan der „beste Heurige" geschänkt wird. Verläßliche Kenner begeben sich freiwillig und angeblich nur im allgemeinen Interesse als erprobte Experten auf die Wanderschaft und „kosten" heute in Nußdorf, morgen in Sievering, übermorgen in Heiligenstadt, später einmal in Ottakring oder Währing oder Weinhaus oder Grinzing oder selbst in dem stark „verhauenen", aber doch noch immer populären Hernals u. s. w. bei schon seit Jahren renommirten „Leitgebern" von den Resultaten der letzten Fechsung oder auch jüngsten Versuchs-Mischung. Mundet der Tropfen, dann geht das Losungswort mit Blitzesschnelle in die Runde, und die Massenzüge nach dem neuen Wallfahrtsorte beginnen. Geschieht nun der Anmarsch auch in ziemlicher Ordnung und finden sich die Karawanen in keiner Aufsehen erregenden Weise an ihrem Bestimmungsorte ein, so erzeugt doch die daselbst herrschende universelle Stimmung, das Tohubohu des zechenden Janhagels, das wüste „Topsy-turvy" der sehr gemischten Gesellschaft alsbald die gleiche Neigung unter den Angekommenen, die der ausgegebenen Parole sogleich Folge leisten und in das übliche Kriegsgeschrei begeistert einstimmen, das nach dem bekannten Urtexte der „Hernalser Vulgata" lautet: „Verkauft's mein G'wand, i bin im Himmel!"

Und nun, durch den steten Zuwachs gestärkt, wächst der Lärm bis zur Betäubung und die Temperatur bis zur Siedhitze. Die Musikanten — Schüler und Nachkömmlinge des vielberühmten seligen „Grueber Franzl", der auf seinem Lieblings-Instrumente, dem „pickfüßen Holz" (der Clarinette) einstens in seiner Art Classisches leistete — spielen die „tiefsten" Tänze; die feschesten Fiaker und üppigsten Wäscherinnen besorgen an den „Ehrentischen", wo die Mäcene mit den „Spendirhosen" zu sitzen pflegen, das Accompagnement, indem sie die drastisch-volksthümlichen Weisen mit kunstgeübtem Pfeifen, Paschen und Jodeln begleiten; die Ausspielerinnen schäckern mit ihren nobelsten Gönnern und preisen ihre Riesenkipfel, alten Hennen, Feigenkränze und dergleichen Curiosa kirrend an, die gefüllten Gläser und Steinkrüge balanciren zu Dutzenden über den Häuptern der Anwesenden, der Wirrwarr wird schwindelerregend.

In dieses Jubelgestrampfe, Getöse, Gedudel und lauteste Gelächter mischt sich nun bereits auch das Stöhnen und Geächze der schlaftrunkenen, weinenden und — nicht mehr ganz nüchternen Kinder, und man drängt zwar deßhalb endlich zur Heimkehr, aber man „maschkerirt" sich noch früher mit den Hüten und Kleidungsstücken des gegentheiligen Geschlechtes. Auch diese Tollhäuslerei verursacht neues Gelächter, und man heimst hierauf an der Ausgangsthür noch die letzte, aber auch höchste „Heurigen-Ehre": das „Austrudeln" seitens der begleitenden Musikanten ein. Ein effectvoller Abschied!

Nun ist man auf der Straße. Man hört zwar keine Rufe: „Evoë!" und „Eleleu!", wie sie bei den Dionysoszügen einst gebräuchlich waren, aber die Scharen der Ziehenden

ähneln — bedingungsweise — doch den Satyrn, Silenen und Mänaden der Fabelzeit, die vorortlichen „Sturm“-Bacchanalien sind nicht minder grotesk als jene unter der Leitung von Semeles Sprößling, wenn auch die Söhne von ihren aufgeregten Müttern nicht mehr buchstäblich zerrissen werden, wie es dem armen Pentheus bei solcher Gelegenheit passirte. Die wienerische Verehrung des „Heurigen“ ist ein alter und keineswegs platterdings zu verdammender Gebrauch, denn er hat auch seine originellen, lustigen und annehmbaren Seiten. Daß dieser historische Cultus nicht selten auch zu unschönen Scenen, zu Excessen führt und der Linien- und Straßenpolizei, namentlich an den rothangestrichenen Kalendertagen häufig „amtzuhandeln“ gibt, liegt etwa ebenfalls im leicht erregbaren „Wiener Blute“ und dabei vielleicht auch im Charakter des einigermaßen scharfen, feurigen und alarmirenden Weines. Quod erat demonstrandum! . .

Nach anderen Richtungen, als wohin die vielen Wein-Amateure ihre stereotypen Wanderungen unternehmen, ziehen die Anhänger, Verehrer und Anbeter des braunen Gerstensaftes, vulgo „Biermanen“ genannt. An der Quelle die Labung aufzusuchen, gilt als Maxime des verständigen Biertrinkers, der auf drei Formeln schwört: „Frisch vom Zapfen!“, „Nicht gespritzt!“ und „Keinen Hansel!“ Alle diese Postulate erträumt er sich an dem Sitze der Laboratorien, das heißt in den Bräuhäusern, und zwar in deren Schankgärten, Sälen und Hallen, die zumeist an Sonn- und Feiertagen eines außerordentlichen Zuspruches von jeher gewiß waren und — soweit sie noch bestehen — es auch dermalen sind. Vor ein paar Jahrzehnten gab es nämlich im Umkreise von Wien und in der Hauptstadt selbst mindestens noch ein Dutzend solcher Etablissements, die sich eines großen und verdienten Rufes erfreuten und wohin die Durstigen und Biersüchtigen in dichtgedrängten Schwärmen zogen. Aber sowohl Schellenhof und Jedlersee als auch andere, ehemals vielbesuchte solche Stelldicheins von Gambrinus-Zöglingen sind heute verschollen und vergessen und nur mehr Hütteldorf und Liesing, dann in zweiter Linie Brunn und Nußdorf und die Dreher'sche Neuschöpfung in Schwechat sind noch die Punkte, nach welchen die entschiedeneren Bierpilger, allerdings auch wieder in festgeschlossenen Colonnen und vollgepfropften Waggonladungen sich zu spediren pflegen.

Diese Massen-Expeditionen nach den vielen privilegirten Wein- und Bier-Mekkas, diese tausendköpfigen Invasionen bestimmter Orte gelten dem Wiener, der von Geburt aus ohnehin kein rechtes Sitzfleisch als Mitgift bekommen hat und vielmehr ein allzeit bereiter „häuslicher Ausreißer“, ein eifriger Luftschnapper, Spaziergänger und Ausflügler ist, zugleich als Sonntagsvergnügen, als Erholungskur, als Spritzfahrt und touristische Excursion, überhaupt als „Landpartie“, eine Angewöhnung, die er zu seinen unentbehrlichsten körperlichen Pflichten zählt. Der Wiener ist der leidenschaftlichste „Landpartiemacher“ und hat diese Species irdischer Ergötzlichkeiten vielleicht sogar erfunden,

sicher aber bis zur Virtuosität ausgebildet, wozu er wohl auch durch seine Ubication verleitet werden mußte, die in verführerischester Weise mit einem Kranze landschaftlicher Herrlichkeiten geschmückt ist, von denen fast jeder einzelne Punkt eine reizende Idylle und ein kleines Paradies zu nennen wäre. Sang doch auch schon vor sechzig Jahren die famose „Cilli" in einer vielbeliebten Leopoldstädter Posse ein wahres Dankeslied, womit sie die Wiener ins Innerste traf und das da in seiner Naivetät lautete:

„Noch einmal die schöne Gegend
Meiner Heimat möcht ich sehn,
Noch einmal am heitern Ufer
Unserer Donau möcht ich stehn!

Noch einmal nach Währing, Dornbach,
Döbling, Hietzing möcht ich ziehn,
Noch einmal nach Weidling fahren,
Wo die schönsten Veigerln blühn!" u. s. w.

„Wiens Umgebungen!" Sind diese zwei Worte nicht der Inbegriff alles Schönen, das unser Herz erheben, unsere Seele erfreuen und den Betrübtesten mit seinem Lose versöhnen könnte? Wiens Umgebungen! Wer sah sie und verkündete ihren Ruhm nicht in aller Welt? Wo ist eine Stadt, die sich in ähnlich gottbegnadeter Lage befindet und sich mit dem glücklichen Wien messen kann? Ist's nun dem zwischen den Mauern thurmhoher Häuser Eingepferchten zu verargen, wenn er, sobald sein Auge die smaragdnen Hügel-Ketten vor den Thoren der heißen Riesenstadt streift, sich hinaussehnt in den kühlenden Schatten blätterdichter Bäume und, lustwandelnd durch duftige Fluren und blühende Auen, glaubt, sich daselbst wohler fühlen zu dürfen als in den engen Gelassen seines dumpfen Daheim? Und gar, wenn in perspectivischer Ferne aus lauschigem Waldesgrün oder von luftiger aussichtsweiter Terrasse ein verbürgt gutes, gastfreundliches wirthshäusliches Refectorium den gläubigen Wandersmann für etwaige Gehstrapazen mit köstlichen Gaben zu lohnen verspricht und ihm Nektar und Ambrosia in christlich modernisirter Weise von echtem Grinzinger, schäumendem Schwechater und jungen Backhühnern mit Zuckererbsen entgegenwinken? Also: „hinaus, hinaus — sobald es möglich!"

Sobald es möglich! „Da liegt's!" sagt Hamlet. Ach, nicht Allen werden diese Ideale von Waldesgrün und trink- und eßbarer Würze zur fühlenden und genießenden Wirklichkeit. Legionen bleiben diese Erdengüter unerreichbar und sie haben sich ebenfalls mit Wenigerem zu bescheiden. Auch bei ihnen heißt es: „Ein Mittagsessen für ein Wandeln auf der Flur!" und so sind ihnen — und auch nur nach gethaner Wochenarbeit — jene Erholungsorte zugewiesen, wo die Mittellosigkeit, die Armuth und Dürftigkeit ihre gemeinschaftlichen Sammelplätze und Zufluchtsstätten haben: in den städtischen öffentlichen Gärten, die ein milder und hochherziger Sinn den Nichtbegüterten errichtete oder edelmüthigst erschloß. Darunter sind nun freilich nicht auch jene Modeplätze zu verstehen, wo sich, wie im eleganten „Volksgarten" und im vornehmen Stadtpark, hauptsächlich

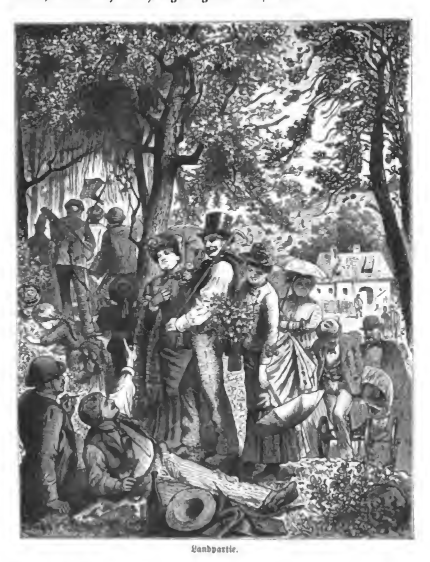
die „schöne Welt“ ihre Rendezvous gibt, aber die übrigen Gärten, die dem großen Publicum zur Erholung geöffnet, sind doch zumeist nur von jener Menschenclasse bevölkert, bei welcher Schmalhans Küchenmeister und die äußerste Knappheit Lehrmeisterin ist. Trotzdem sind die „Landpartiemacher“ (im großen und kleinen Stile) in Wien in der Majorität.

Mit „Kind und Kegel“ ziehen sie schon beim Morgengrauen fort; die Einen zu den Bahnhöfen, die Anderen zu den Stellwagenplätzen, zu den Fiaker= und Comfortableständen, oder der Fußmarsch wird angetreten, mitunter nach weitentlegenen Punkten, denn die „Kraftmeier“ und „Gehfexe“ — eine eigene Touristen= und Ausflügler=Sorte — kann nur ein anstrengender, athembeengender, schweißtreibender, bis „zum Umfallen“ ermüdender „Spaziergang“ befriedigen. Man will ja auch von seiner und der Angehörigen Ausdauer den staunend Horchenden einige Proben zu erzählen haben.

Durch die beinahe fabelhafte Raschheit der Verkehrsmittel der Neuzeit sind zwar auch die steirischen Alpen und andere „exotische“ Panoramen bereits in die „Umgebungen Wiens“ eingereiht worden und die „Semmering=Fahrten“ zum Beispiel entziehen in der Wandersaison an einem Tage allein oft Tausende, aber der Kern und die Mehrheit der „Landpartiemacher“ begnügt sich aus leicht erklärlichen Gründen doch mit den nicht weniger malerischen, aber einfacher und billiger zu erreichenden Landschaften des nächsten Umkreises, vorzüglich des unvergleichlich romantischen „Wienerwaldes“ und läßt sich auch da gut geschehen.

Ein lustiger Anblick ist es, wenn die Trupps in bequemster Adjustirung durch die Feldwege, über die Berghänge, aus Waldesdickicht angerückt kommen! Sie sind hochgeröthet, je nach den irrig eingeschlagenen Routen auch staubbedeckt, aber von Verdruß und Mißstimmung ist noch keine Spur zu sehen. Im Gegentheil, man lacht und singt und die Avantgarde „musicirt“ vielleicht sogar, denn ohne Guitarre und Zugharmonika gibt es keine echte und rechte bürgerliche Wiener Landpartie. Die Jungen sind bepackt mit Bündeln, Taschen und Körben, gefüllt mit Eßwaaren, oder sie haben auch den kleinsten Nachwuchs zu schleppen oder zu „radeln“, bei welch letzterer Transportart nicht selten ein vierfüßiger Köter Assistenz leistet. Ist ein schattiger Punkt erreicht, so lagert sich die Gesellschaft zur kurzen Rast im Grase, nimmt von den Vorräthen einen kleinen Interims=Imbiß und zottelt dann wieder frisch und munter weiter. Am Hauptziele angelangt und nachdem der passendste, ungestörteste Fleck für die Gesammtniederlassung gefunden, beginnt das eigentliche Fest des Tages: das Mahl im Freien! Wie da jeder Bissen, jeder Schluck doppelt mundet, wie es aus allen Augen so freudig leuchtet und selbst die geplagtesten aller irdischen Geschöpfe, Magd und Lehrjunge — die Welt schön zu finden meinen! In Scherz und Spiel entschwindet die übrige Zeit, und geht's bei Sternenschein nach Hause,

so ist man, zwischen seinen vier Wänden angelangt, zwar „hundemüde“, aber doch innerlich vergnügt, falls die ganze etwas umständliche und mühevolle Procession programmmäßig glatt abgelaufen ist, was freilich nicht immer der Fall. Dennoch gibt es für den Wiener nichts über eine, wenn auch nur halbgelungene Landpartie!



Landpartie.

Kostet die Geschichte viel Geld? Je nachdem; meistens kommt ein derlei „Familien-Ausflug“, wenn er sich, wie ja üblich, in bescheidenen Grenzen hält, billiger, als wenn das Oberhaupt die sonntägliche Ferialzeit auf der Kegelbudel oder beim Preis-Schnapsen und Tarokiren oder als Anhängsel seiner „Freunderln“ bei deren diversen Unternehmungen verbracht hätte. Übrigens gilt auch hier der Grundsatz: „Wer's hat, kann's thun!“ Wer's nicht hat, thut's — unter Umständen — wohl auch, aber Jener, der für

das „narrische Umerrennen in der Hitz' nit eing'schossen", der überhaupt zu bequem ist, um starke Gehtouren mitzumachen oder den Trubel bei den Bahncassen, die Kämpfe um einen Omnibussitz scheut, er begnügt sich mit dem Nächsten und Unbeschwerlichsten. Er schlendert vielleicht nach Lerchenfeld zur „Flasche", nach Fünfhaus zur „Kohlkrennze" oder zu den Depots der beiden „Pilsener" oder zu sonst einem, eben im Aufschwung befindlichen Biere oder er ergeht sich — der Abwechslung wegen — nachdem er mit den Seinen vorerst beim Lainzer „Bürgermeister" delicaten Kaffee getrunken, wieder einmal im allzeit wundervollen Schönbrunner Garten oder man bleibt seinem Prater treu. Schönbrunn und Prater — der Succus des Wiener Lebens!

Man wird nun hier kaum eine detaillirte Beschreibung all der entzückenden Einzelnheiten des weltberühmten kaiserlichen Lustschlosses und seines Gartens erwarten. Uns beschäftigen auch nur die Besucher desselben, welche in überwiegender Mehrzahl das Volk Wiens repräsentiren, das „Volk" in der besten und liebenswürdigsten Bedeutung des Wortes.

Man muß an einem sonnenhellen Sonntag-Nachmittage den Auf- und Einzug der Hunderte und Tausende sehen und ihr Benehmen, ihre Art sich zu geben beobachten, um Respect vor dem wahren Gehalte der Wiener Bevölkerung zu haben und ihre Empfindungsweise nach Gebühr zu würdigen. Fast wie in Andacht und Ehrfurcht trippelt die Menge scheuen und langsamen Schrittes die sorgfältig gepflegten Wege, bei jeder Biegung ein staunendes und bewunderndes Ah! lispelnd. Die Ungeberdigsten fühlen sich hier durch die gemessene Vornehmheit des Ganzen eingeschüchtert und gezähmt, zu Dank verpflichtet für die huldvolle Gestattung des Besuches dieses schönsten aller Gärten, und nur wenn die bunt belebte, im Volksmunde „Menagerie" genannte Abtheilung des Parkes in Sicht ist, staut und drängt sich die Masse der Ungeduldigen und die liebe Jugend bricht nun in ein nicht mehr zu unterdrückendes Jauchzen, Lachen und Jubeln aus. Welch Freudengeschrei vor dem Affenzwinger, bei den unermüdlichen burlesken Productionen dieser vierfüßigen Komiker, dann vor den Behältern der amüsanten, niedlich-plumpen Bären, vor dem Elephantengitter, vor dem kolossalen Vogelhause u. s. w.! Wie fliegen da die Stunden und wie vergißt der gefürchtetste Nimmersatt hier seinen üblichen „Wolfshunger" und begnügt sich mit dem Schauen und wieder mit dem Schauen! O Schönbrunn! Welch reizender Aufenthalt für die Erwachsenen, welch eine Wunderwelt für die Jugend! Wenn deßhalb eine Belohnung für „Fleiß und gute Sitten" fällig, so wird sie mit dem Versprechen liquidirt: „Am nächsten Sonntag nach Schönbrunn!" Und alles freut sich und Buben und Mädel rufen: „Halloh, nach Schönbrunn!" —

Einen durchaus anderen Charakter weist das zweite „Wiener Weltwunder", der Prater auf. Ungebundenheit ist hier die Parole, die ungekünsteltste, naivste Lebenslust



Das Parterre von Schönbrunn.

kommt hier zum Aus- und Durchbruch, die unvermitteltste Anschauung und Empfindung hier zum Ausdruck.

„Was macht denn der Prater, sag', blüht er recht schön?" heißt's in der „Aline", und so weit die deutsche Zunge klingt, sang man das populäre Lied einst den Wienern nach. Wenn irgendwo, pulsirt hier das Volksleben am kräftigsten; wenn irgendwo, findet man noch hier den echten, wahren unvermischten Wiener nach den gang und gäben Signalements und in ungeschminktester Natürlichkeit! Vivat der Prater, das Eldorado aller Lebensfreudigkeit!

Äußert sich nur der Localpatriotismus in solchen Exclamationen? Mit nichten. Wer diesen pittoresken Naturpark je durchwanderte, ist und war, und sei er der frostigste, neidischste Mäkler, von seinen urwüchsigen Schönheiten und der Buntheit seiner originellen Reize gepackt, entzückt, bezaubert. Die contrastirendsten Partien bieten seine malerisch gruppirten Miniatur-Wälder, seine zahllosen Auen, Gründe und Wiesenflächen: hier schäumende, tobende Lustbarkeit und dort stille, beschauliche Ruhe. Grillparzer dichtete seine „Sappho" in den schattigen Gängen dieses grünen Eilandes, Lenau seine ergreifendsten Lieder, ungezählte Liebespaare schwuren sich hier ihre ersten Eide und auf „Büchsenschuß-Weite" ertönt die Luft von dem Getöse, Geschrei, Gelächter und Gläsergeklirre übertoller Zechkumpane. Drüben im „Nobelprater" promenirt, reitet und fährt die „Elite" und was sich dazu rechnen zu müssen glaubt, und herüben im Volks- und „Wurstel"-Prater ist der Teufel los. Hundert Wirthshäuser laden zu Schmausereien und Trinkopfern ein; wilde und wildeste Künstler jeglicher Art, Gattung, Nationalität und jeden Metiers treiben coram populo ihr Unwesen; Land- und Meer-Ungeheuer, menschliche und Thier-Abnormitäten, Wahrsager, Zauberer und andere Hokuspokusmacher, die sich alle wohlweislich in schützenden Buden verborgen halten, werden von mit Nebelhornstimmen ausgestatteten Ausrufern dem vertrauensvollen, gläubigen Publicum zur geneigten Besichtigung anempfohlen. Seiltänzer und Akrobaten in vielfach gewaschenen und immer neugeflickten Tricots; Volkssänger betrübendster Kategorie und ihre kurzgeschürzten antiquarischen Partnerinnen geben ihr Bestes auf wackeligen Tribünen zu Gehör, und nebenan rechts und links: Schaukel und Ringelspiele, Bolzschießen und Kraftmesser, Velocipede- und Eisenbahnfahrten, Hutschschiffe, Guckkasten, Wandelbilder 2c. 2c. Und dazu noch der Hauptmatador des Praters, der „Champion" der Kinder, der alte, liebe, herzige „Wurstel", der nun auch alle antisemitischen Tendenzen abgelegt hat und nur seine sonstigen vor zehn Generationen erprobten, bewährten, belachten und beklatschten Späße macht. Wo ist da im weitesten Umkreise ein finsteres Gesicht zu schauen? Allseits fröhliche Mienen, weitaufgerissene Mäuler und Augen, helles Gelächter und verschämtes Gekicher. Und an den vollbesetzten Tischen ein Gesumme und Geplauder, ein Charivari von Stimmen und Lauten in allen Tonarten; aus den



Im Volksprater.

Fässern sprudelt unaufhörlich und unversiegbar in die ungestüm emporgehaltenen Gläser das braune Lebenselixir, der süffige moussirende Saft; und inmitten des Gedränges, des Gestrampfes und Gepolters, des Schreiens, Scheltens und Klopfens die, gleich den einförmigen und eintönigen Mahnungen der Muezzims anzuhörenden monotonen Ausrufe der betreffenden Colporteure: „Käso! Käso!“ „Salamini, da bin i“ — weiter: „Brod, Schani, Brod!“ Ein betäubendes Potpourri, ein verwirrender Anblick, aber — er animirt den Beschauer zum Niedersetzen: „Wo Alles liebt, u. s. w.“

„Jeder Fremde geht zum Sperl!“ hieß es einst; der Lockruf ist verstummt, wie manch Anderes verschwunden, nur Schönbrunn und Prater bewahren noch ungeschwächt und ungetrübt ihren hundertjährigen Ruhm; beide sind in ihrer Art Unica und der Wiener ist auch stolz auf sie. —

Das „Wiener Volksleben!“ Welch reicher Stoff und wer ihn erschöpfend zu bearbeiten vermöchte! Wir haben nun eine weite Umschau gehalten und den eingeborenen Sohn der guten Faviana in seinem Thun und Lassen, in seinen Trieben und Neigungen nach den verschiedensten Richtungen beobachtet, allein was wäre noch Alles zu besprechen! Im raschen Fluge nur wollen wir noch einige beachtenswerthe Eigenthümlichkeiten des Wiener Volksthumes berühren.

Da ist vor Allem Musik und Tanz! Der Wiener liebt die Musik und die Wienerin tanzt gerne. Es gab eine Zeit, und es ist höchstens ein halbes Säculum dazwischen, wo in den besseren Bürgershäusern Wiens systematisch und regelmäßig „classische Musik“ gemacht wurde. Auf allen Gründen sprach man von diesen und jenen Quartettabenden, in allen Vorstädten kannte man die dilettirenden Privatvirtuosen. Das ist nun auch mittlerweile einigermaßen anders geworden, das Familienleben wurde, wie wir gesehen, etwas gelockert, man bringt seine freien Stunden meist anderwärts zu und läßt es sich genügen, gute Musik zu hören. Zudem ist das Concert- und das öffentliche Musikwesen in Wien so außerordentlich ausgebildet worden, daß schon ein Leser der Placate und Inserate ausrufen kann: „Fürwahr, in Wien hängt der Himmel nicht nur voller Geigen, es ist auch sattsam Blech dabei!“ So leidet denn der Musikfreund in der That keinen Mangel an seinen Lieblingsgenüssen und ist sogar für alle Stände vorgesorgt, denn wem es die Götter versagt, in den Conservatoriumssälen oder als Habitué bei Bösendorfer und Ehrbar zu glänzen oder die sonntägigen Nachmittags-Reunionen zu frequentiren, der kann durch die ausgiebigste Anzahl von „Werkeln“ mit den neuesten Piecen bedient werden, außerdem daß es ihm gestattet ist, im Cortège der „Burgmusik“ als Gratisgönner zu paradiren. Man hat nun zwar gegen die grassirende „Werkelpest“ geeifert, aber es fanden sich auch wieder schützende Partisane derselben und erhoben sich mitleidige Stimmen, welche zu Gunsten dieser „Musik des Armen“ die schönsten Worte spendeten. So sei denn auch das

triviale „Werkel“, wenn schon nicht enthusiastisch gelobt und gepriesen, so doch als „Wiener Eigenthümlichkeit“ anerkannt.

Was nun das Tanzen betrifft, so ist es bekannt, daß die Wienerin den neidenswerthen Ruf genießt, sie sei — wenn sie „richtig gerathen“ — nicht nur die treueste Gattin und edelste Mutter, sondern auch die beste Tänzerin. Und war ferner die „göttliche Fanny“, die „Muse des Tanzes“, eine Wienerin, und waren und sind die musikalischen Interpreten und Symboliker des Tanzes, die Lanner und Strauß, die Adam und Schauer, die Morelly und Fahrbach 2c. echte Wiener, so kann auch angenommen werden, Wien, die allzeit lustige und fröhliche Stadt, sei so recht der Hauptort, die Pflegestätte, die Heimat, die Universität und Alma mater der Tanzkunst, des Tanzens. In Wien tanzt man bei jeder schicklichen (zeitweilig vielleicht sogar auch bei nicht passender) Gelegenheit; immer quirlt's den jungen Leuten in den Füßen, ein kurzes, flüchtiges Gewispel, ein paar wechselseitig verständnißinnige Blicke, man macht das Unmögliche möglich, schafft Raum, wo der kühnste Forscher kein disponibles Plätzchen entdeckt hätte, und nach den untrüglichen Lehrsätzen „Hilf, was helfen kann!“ und „Wer gerne tanzt, dem ist bald gepfiffen!“ ersinnt man auch noch ein Nothinstrument, der erste Ton erklingt, man jubelt auf, man lacht und — dreht sich im Kreise. Getanzt wird immer.

Nun ist es wohl möglich, daß die Carnevalsfeste zu Rom, Venedig und Neapel, zu München, Köln und Düsseldorf oder zu Paris imposanter, malerischer, stilvoller und prächtiger scenirt und durchgeführt werden, aber gemüthlicher dürfte doch wohl ein „Fasching in Wien“ sein, wenigstens hatte er dies Renommée noch bis in die „halbvergangene Zeit“, ja bis in die letzten Jahre. Ist's anders geworden? Kaum zu merken, denn wenn der officielle Termin naht, ist ja doch wieder auch der Tanzkobold erschienen und schwingt an allen Ecken und Enden sein Scepter, und das „Babel an der Donau“ ist in floribus!

Freilich mag es einst noch toller und auch üppiger gewesen sein, wie uns gewisse Andeutungen in Chroniken, Berichten, Sagen und Legenden ahnen lassen. Welche pikante oder auch tragische Erlebnisse hätte wohl mancher Tanzsaal, dessen Name den Erdkreis durchflogen, zu erzählen gewußt, wenn wir eine getreue Historie des „Wiener Faschings“ besäßen! Was munkelte man nicht Alles von der berühmten „Mehlgrube“, welche phantastische Geschichten erfuhren wir durch mündliche Tradition von der märchenhaften Pracht und dem verschwenderischen Luxus des „Apollosaales“ und seinen gloriosen Tanzfesten, wie weideten wir uns noch selbst an dem vornehm-bürgerlichen Glanze der „öffentlichen“ Bälle bei der „Birn“ und im alten „Sperl“ und welche Wandlung machte letzterer durch, als er in seinem Niedergange sich dem Programme und den Tendenzen der „Walhalla“, des „Dianasaales“ und ähnlicher Tummelplätze einer eigenartigen Menschen-

gattung anschloß! Ein lehr- und farbenreiches Culturbild eines Volkes und einer Stadt gäben derlei Aufzeichnungen, die auch Zeugniß ablegen müßten von dem Reize, der Solidität und Gemüthlichkeit der „Wiener Hausbälle", die als eine europäische Specialität galten. Dagegen wären als „Humoristica" zu erwähnen: die grotesken Überraschungen im „aufgelassenen" Elysium, der gigantische Straßenspectakel bei den gleichfalls „gewesenen" Faschingszügen und Faschingsbegräbnissen, weiter die hochcharakteristischen, urderben „Schöpfungen" der neueren Zeit: die Fiaker-, Wäschermädel- und die (philantropischen) „Lumpenbälle" und zum Schlusse der volksthümliche „Fünfkreuzer-Tanz", wie solcher heute in einzelnen vorstädtischen und vorortlichen Wirthshaussalons florirt, bei Abzugbier und farbigen Papierlampen, auf löcherigstem und holperigstem Boden und unter den disharmonischen Klängen sehr defecter „Kapellen".



Wiener Schusterbub.

Aber das Volk frägt wenig nach kleinen Unzulänglichkeiten, Beschwernissen und Gebrechen; es sucht sich zu unterhalten und es unterhält sich, das ist für die guten Leute das Wichtigste. Man warf den Wienern vor, daß sie geborene Raisonneurs seien; nun, sie bekritteln wohl Dies und Jenes und reißen gern ein paar Witze und Späße, allein bald gewöhnen sie sich, nachdem ihre „Negation" in einem scharfen Bonmot, in einer kaustischen Anekdote sich Luft gemacht, in das Unabwendbare und Unvermeidliche und sie schneiden, wie das Sprichwort sagt, „eine gute Miene zum bösen Spiel". Sind doch die gefürchtetsten Spötter des Wiener Platzes, die sogenannt „harbsten" Geister zugleich auch die gutmüthigsten, versöhnlichsten Naturen und wissen nichts von schlimmer Absicht, von Arglist und rohem Haß. Selbst an den sonst ergiebigsten Brutstätten des kleinen Klatsches und Tratsches: beim Tabakkrämer, Zeitungsverschleißer und Lottocollectanten, beim Rasenr und Friseur, bei der Milchfrau und „Dienstboten-Zubringerin", beim Röhrbrunnen und beim Greisler, zwischen den Marktständen und auf den Kirchenbänken u. s. w. werden eigentlich doch nur ungefährliche „Tagesneuigkeiten" und „Personalnotizen" verbreitet, deren Publicirung (unter Gleichgesinnten) die davon Betroffenen nicht allzu schmerzhaft beschädigt.



Die Wiener sind keine bösen Menschen, sie haben, wie andere Erdenkinder, ihre Schwächen, ihre Leidenschaften, ihre Fehler und sie belasten auch zeitweilig ihr Gewissen mit begangenen und mit Unterlassungssünden, aber — es ist mit ihnen „auszukommen", wie die allgemeine Ansicht geht, abgesehen davon, daß es sich in der „alten Kaiserstadt an der Donau" — trotz ihrer einschneidenden Umgestaltung und etwas forcirten Modernisirung — gleichfalls nach hunderttausendfältigen Aussagen und Urtheilen — noch immer am besten, sicher aber am bequemsten, ungenirtesten und gemüthlichsten leben läßt. Wien hat — vor Allem muß dies hervorgehoben werden — keinen Pöbel; Excesse und brutale



Wiener Wäscherin.



Wiener Fiaker.

Gewaltscenen, wie sie, anläßig des Zusammenströmens von Massen, anderwärts fast zur Regel werden, finden hier keinen Boden. Die monströsesten Volksfeste, wie die ihrer Zeit berühmten und des großartigen Andranges und Durcheinanders wegen berüchtigten Brigittenauer und Mariabrunner Kirchtage, verliefen, kleine handgreifliche Scharmützel und unbedeutende, gewöhnlich rasch beigelegte internationale Katzbalgereien abgerechnet, anständig und ohne daß die „Aufruhrsakte" zur Verlesung kam oder Schlachtenbulletins ausgegeben werden mußten. Was Wien an „gefürchteten" Persönlichkeiten besitzt, sind die — ihrer scharfkantigen „bösen Zunge" wegen Gefürchteten. Der „Deutschmeister-Edelknabe", der Fiaker, der Schusterbub, die Wäscherin, der „Aufhackknecht" (Fleischer), die „Naschmarkt-Furie" d. h. die Obstfrau, der Pflasterer, und viele andere ähnliche, „öffentliche Charaktere" und markantesten Chargen und Straßentypen lassen den

Angegriffenen in ihrer grausamen Dialektik zwar „Spitzruthen" laufen, aber „kehr um die Hand" leiten sie mit dem nächsten Witzwort selbst den „ewigen Frieden" ein und haben, wenn es noth thut, nicht nur Anwandlungen von Großmuth, sie zeigen auch das reellste, gutmüthigste Herz, den wohlthätigsten Sinn durch die That. Beweise davon bringt jeder Tag.

Alles in Allem genommen hatte deßhalb nicht nur der brave Schulmeister Wolfgang Schmelzl recht, wenn er schon 1551 sagte:

„Wer sich zu Wien nit nähren kann,
Ist überall ein verlorner Mann!"

Es traf auch Bäuerle, dieses Prototyp eines Original-Wieners, das Richtige, als er Raimund und die Krones unter endlosem Beifall seiner Zeitgenossen singen ließ:

„Da muß 's ja prächtig sein, da möcht ich hin;
's gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!"

Und so war es und so ist es und so bleibt es wohl auch!





Die Musik in Wien.

Durch seine überragende Bedeutung in der Tonkunst ist Wien nicht blos die musikalische Reichshauptstadt Österreichs, sondern ein mächtiges Reich für sich. Seine musikalische Oberhoheit reicht weit über die Grenzen der Monarchie hinaus. Leichte Anklänge slavischer, magyarischer, italienischer Weisen, belebend und verschönernd wie Racenmischung überhaupt, klingen leise herein, ohne den eminent deutschen Charakter der Wiener Musik zu beirren. Denken wir uns das gesammte Reich deutscher Tonkunst etwa als einen freien Staatenbund, in welchem bald dieses, bald jenes Land zeitweilig einen helleren Glanz ausstrahlt — Wien bleibt, der Zeit wie dem Range nach, doch der erste Vorort dieses großen Bundes. Was Wien seit anderthalb Jahrhunderten an großen Tondichtern besessen, an unsterblichen Kunstwerken hervorgebracht, an lebendiger Musik in weithinreichende Bewegung gesetzt hat, das bildet eines der reichhaltigsten Capitel der Musikgeschichte überhaupt und erstreckt seine Wirkung über die gesammte Welt der Tonkunst. Man denkt, wenn vom musikalischen Wien die Rede ist, zunächst an Haydn und Mozart, Beethoven und Schubert. Aber viel weiter hinauf reicht der musikalische Stammbaum Wiens.

Schon im Mittelalter galt Wien für eine der blühendsten Pflegestätten deutscher Dichtung und Musik. Von deutschen Minnesängern stammten manche der gefeiertsten aus österreichischen Landen und „die fröhliche Kunst" blühte im XII. und XIII. Jahrhundert gar üppig am österreichischen Hofe. Und bis in jene ferne Zeit hinauf läßt sich

sogar der Ruhm der österreichischen Tanzmusik zurückführen. Es glänzten nämlich die österreichischen Minnesänger — ein Nithardt, Burkhart von Hohenfels, Tannhäuser und andere — vor Allen in „Tanzliedern“, welche ihren Hauptreiz in den glücklich erfundenen Melodien hatten. Der Dichter sang dieselben beim Tanze vor; ein Amt, das selbst Leopold VII. und Friedrich II. nicht verschmähten. Seither hat Österreich, insbesondere durch die Musikliebe seiner Fürsten, an allen großen Entwicklungen der Tonkunst



Josef Haydns Geburtshaus in Rohrau (Niederösterreich).

theilgenommen. Als die Niederländer, die eigentlichen Begründer unserer heutigen Kunstmusik, das musikalische Scepter in Europa führten, wirkten die besten niederländischen Musiker am österreichischen Hofe. Welche Meister waren nicht um den Einen Kaiser Maximilian I. versammelt! Zuerst als Hofkapellmeister Josquin Deprèz, der gefeiertste niederländische Componist, dann Heinrich Isaak, wohl der erste namhafte Tonsetzer der Deutschen, von dem das Lied „Innsbruck, ich muß dich lassen!“ herrührt. Nach diesem wieder Isaaks Schüler Ludwig Senfl, der Freund und Mitarbeiter Luthers am neuen Kirchengesang, endlich Paul Hofhaimer, der größte Organist seiner Zeit, von Kaiser Maximilian I. in den Adelstand erhoben, ein geborner Steiermärker. Die Sterne am



Die österreichische Volkshymne; Autograph Josef Haydns.

musikalischen Firmament waren im XV. und XVI. Jahrhundert nicht so dicht gesäet als im XVIII. und XIX.

Es folgte auf die Niederländer die musikalische Oberherrschaft der Italiener; diese genossen kaum an einem anderen Hofe so glänzende Aufnahme und Anstellung als in Wien. Sie hoben unter den musikliebenden und musikkundigen Kaisern Leopold I., Josef I. und Karl VI. die berühmte kaiserliche Hofkapelle auf ihre glänzendste Höhe. Herbeigeführt war diese Glanzepoche durch die zu Anfang des XVII. Jahrhunderts in Italien erfundene Oper. Unter dem Hofkapellmeister J. J. Fux (geboren 1660 in Steiermark), einem Opern- und Kirchencomponisten von europäischem Ruf, entfaltete die italienische Oper — damals eine ausschließliche Hoffestlichkeit — ihre üppigste Pracht in Wien.

Um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts eröffnet sich eine neue Welt der Tonkunst, und Wien wird der Ausgangs- und Mittelpunkt derselben. Während die Italiener noch mit geschwächter Kraft sich eine Zeit lang fortbehaupteten, beginnt in Wien mit Gluck, Haydn und Mozart die Herrschaft deutscher Componisten und verbreitet sich von hier bald über das musikalische Europa. Beethoven und Schubert folgen unmittelbar, ein neues ungeahntes Reich des Schönen erschließend. Welch einziges Bild entrollt uns jene glorreiche lange Periode der Wiener Musik, jene Aufeinanderfolge fünf großer, zum Theil noch gleichzeitig wirkender Tondichter, deren jeder gleichsam wieder eine eigene Dynastie begründet hat!

Um eine Spanne Zeit den Übrigen voraus und auf einem streng abgegrenzten Kunstgebiet beharrend erscheint uns Christof von Gluck in einer gewissen aristokratischen Abgeschlossenheit. Zwar auf baierischem Grunde geboren, aber schon als Knabe mit seinen Eltern nach Böhmen hinübergesiedelt, in Prag gebildet und bald in Wien als Hofopern-kapellmeister angestellt, kann Gluck mit Fug und Recht ein Österreicher heißen. Die Oper nach reinen künstlerischen Grundsätzen zu reformiren ist das Ziel seines Lebens. Die beiden ersten entscheidenden Schritte auf dieser neuen Bahn wagt er in Wien und schreibt für die Wiener Oper seinen „Orpheus" und seine „Alceste". Der Wiener Kritiker Josef von Sonnenfels, der „Mann ohne Vorurtheile", ist der Erste, der Glucks Größe anerkennt. Noch lebte Gluck als kaiserlicher Hofcompositeur hochgeehrt und begütert in seinem Hause auf der Wieden, als der 18 Jahre jüngere Josef Haydn als Schöpfer eines anderen großen Kunstgebietes: der Symphonie und des Quartetts, auftrat. Haydns Instrumentalmusik eroberte bald die Welt und trug österreichisches Gemüth, österreichischen Humor in alle Lande. Nachdem Haydn durch seine Quartette den musikalischen Sinn in der Familie und die Leistungsfähigkeit bescheidener Dilettanten gehoben, drängte er durch seine Symphonien, für welche das allgemeine Entzücken eine ausreichende stabile Form suchte,

zu den ersten wahrhaften Gestaltungen eines öffentlichen Concertlebens. Am Schlusse seines thatenreichen Lebens gibt er uns noch seine beiden, Gott in der Natur verherrlichenden großen Cantaten „die Schöpfung“ und die „Jahreszeiten“. Was ihm selbst jedoch von allen seinen Compositionen am meisten ans Herz gewachsen war, das ist ein einfaches Lied: die österreichische Volkshymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ Sie



Wolfgang Amadeus Mozart.

wurde am 12. Februar 1796 in allen Wiener Theatern zum ersten Male öffentlich gesungen. Haydns lange Lebenszeit umschließt auch vollständig die so kurze göttergleiche Laufbahn Wolfgang Amadeus Mozarts. Vierundzwanzig Jahre älter als Mozart hat Haydn ihn doch um achtzehn Jahre überlebt. Wie jeder dieser beiden großen Meister einzig dasteht in der Musikgeschichte, so war auch ihr persönliches Verhältniß zu einander geradezu einzig in seiner rührenden Gegenseitigkeit von Liebe und neidloser Bewunderung. Mozart sehen wir bereits als sechsjähriges Wunderkind am Hofe Maria Theresias in Schönbrunn Clavier

spielen. Später wird ihm Josef II., der große Kaiser und gute Musiker, ein aufrichtiger Beschützer. Auf seine Anregung schreibt Mozart für Wien die „Entführung aus dem Serail“ und wird damit der eigentliche Schöpfer der deutschen Oper; Wien aber, das gleich den übrigen deutschen Residenzen bishin die Oper nur in italienischer Sprache cultivirt hatte, der Ausgangspunkt der nationalen deutschen Opernmusik. Vergessen wir auch nicht, was sein talentvoller, wenngleich minder bedeutender Zeitgenosse, der Wiener Karl von Dittersdorf im heiteren Singspiel geleistet; „Doctor und Apotheker“ hatte sich als Lieblingsoper bald in ganz Deutschland festgesetzt. Die kurze Lebenszeit von zehn Jahren, die unserem Mozart seit seiner bleibenden Ansiedlung hier (1781) noch vergönnt war, widmete er vollständig seinem geliebten Wien, das er mit dem ganzen Reichthum seiner unerschöpflichen Production — Opern, Symphonien, Kirchen- und Kammermusik — überschüttete. Nach der „Entführung“ machten von Wien aus „Figaros Hochzeit“, „Cosi fan tutte“, die „Zauberflöte“ ihren Weg in die Welt. Seine Clavierconcerte spielte Mozart zuerst in Wien, in den Akademien, die er als fleißiger Concertgeber theils im Augarten, theils im Gasthaus zur „Mehlgruben“, im Trattner'schen Saal am Graben oder auch im Burgtheater gab. Er war der erste große Virtuose, der das Fortepiano in der durch Andreas Stein concertfähig gewordenen Form regelmäßig benützte und dadurch ganz eigentlich die Ära öffentlicher Clavierconcerte im großen Stil begründete.

Im November 1792 rückte der 22jährige Ludwig van Beethoven in Wien ein. Ein österreichischer Erzherzog, Sohn der großen Maria Theresia, Kurfürst Max Franz in Bonn, hatte den talentvollen Jüngling zur weiteren Ausbildung in der Musik nach Wien geschickt, ein österreichischer Cavalier, Graf Waldstein, hatte für ihn die Mittel zur Reise und zum Aufenthalt in Wien erwirkt. In Beethovens frühesten Anfängen sind somit, ehe er noch Österreichs Boden betrat, schon österreichische Mächte schützend und fördernd thätig gewesen. Wien besaß damals in Josef Haydn den größten Tondichter seiner Zeit, in Johann Georg Albrechtsberger den berühmtesten Musiktheoretiker — unter den Augen dieser Meister dachte der junge Beethoven einige Studienjahre zuzubringen. Aber die magische Anziehungskraft Wiens bewährt sich auch an ihm; sie hält ihn fest, um ihn nicht wieder loszulassen aus dem Bann des Stefansthurmes. Anfangs wurde er hier als Virtuose höher geschätzt denn als Componist. Wie in den Achtziger-Jahren Mozart, so ist in den Neunziger-Jahren Beethoven das glänzende Meteor unter den Wiener Clavierspielern. Bald erhebt sich der Tondichter zu noch viel erstaunlicherer Höhe. Wien hat alle seine großen Werke zuerst besessen und genossen. So fest wurzelte Beethoven im Wiener Boden, daß er zeitlebens keine Anstalt machte, seine Vaterstadt Bonn wiederzusehen. Er liebte Österreich und die Österreicher, unter denen er volle 35 Jahre gelebt hat und denen er angehört mit seiner Kunst. Diese Beethoven'sche Kunst, in noch viel strengerem Sinne deutsch als



Das Beethoven-Denkmal in Wien.

die Musik seiner großen Wiener Vorgänger, hat ein neues starkes Band geistiger Zusammengehörigkeit zwischen Österreich und Deutschland geschaffen. Beethoven war hier als einer der Größten verehrt; er war es im Publicum, das an seinen Werken hing, er war es vor Allem in den kunstsinnigen Kreisen des höchsten Adels, wo er — der Republikaner und schroffe Sonderling — als Ebenbürtiger behandelt wurde. Wer gedenkt nicht gerne der echt adeligen Gesinnung des Erzherzogs Rudolf, der Fürsten Kinsky und Lobkowitz, welche Beethoven eine lebenslängliche Rente von 4.000 Gulden aussetzten, ohne irgendwelche Gegenverpflichtung, lediglich damit Beethoven in Wien sorgenfrei seiner Kunst leben könne! Es geschah dies im Jahre 1809, dem Todesjahre Haydns und Albrechtsbergers — ein Markstein, der den Übergang der älteren Musikperiode in die neue charakteristisch bezeichnet.

Wie Beethoven seine mächtigsten künstlerischen Anregungen in Wien empfing, so strahlte sein Genie auch wieder zunächst auf Wien Licht und Wärme befruchtend aus. „Wahrlich, in diesem Schubert steckt der göttliche Funke!" rief Beethoven, als er auf seinem letzten Krankenlager die Lieder Schuberts durchblätterte. Dieser „göttliche Funke" Schuberts hatte sich an Beethovens Flamme entzündet, um bald in eigenstem Lichte zu strahlen. In seiner Musik erinnert er an Beethoven, dessen grüblerisches, menschenscheues Wesen jedoch unserem Schubert, diesem echten Wiener Kinde, ferne blieb. Offenen, heiteren Sinnes, voll treuherziger Kindlichkeit, erinnert er an das gleichfalls echt österreichische liebenswürdige Naturell Mozarts, dem er in seiner Lebensweise gleicht und leider auch in seinem frühen Tode. Schuberts kleines, einstöckiges Geburtshaus in der Vorstadt Himmelpfortgrund drängt dem Vorübergehenden unwillkürlich einen ähnlichen Ausruf auf die Lippen, wie ihn Beethoven beim Anblicke eines ihm theuren Bildes von Haydns Geburtshaus gethan: „Eine schlechte Bauernhütte, in der ein so großer Mann geboren wurde!" Schuberts Jugendzeit im väterlichen Hause ist ein rührendes Familienbild aus dem ärmeren Mittelstand des alten Wien. Der Vater — ein mit 19 Kindern gesegneter Schullehrer — ist musikalisch wie seine Söhne. Die Woche hindurch sind sie geplagte Leute, des Sonntags aber, wenn sie daheim zusammen musiciren, tauschen sie mit keinem König. Haydn und Schubert sind diejenigen großen Componisten, in welchen der österreichische Charakter am stärksten und unverkennbarsten ausklingt. In allen Musikgattungen unerschöpflich und glücklich schaffend, hat Schubert speciell in einer, im Liede, uns eine neue Welt erschlossen, ähnlich wie Mozart in der Oper, Beethoven in der Symphonie. Schuberts letzter Wunsch, neben Beethoven begraben zu sein, ist erfüllt worden. Das aber hätte er sich in seinen kühnsten Phantasien nicht träumen lassen, daß fünfzig Jahre später neben Beethovens Denkmal sein eigenes unter Blumen und Fliederbüschen sich erheben würde! In nicht langer Zeit wird auch Mozarts Monument in die Nähe dieser Beiden rücken.

Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert — was sie geschaffen, klingt durch die ganze Welt, gehört der ganzen Welt; ihr Leben mit Freude und Leid, ihre liebende Anhänglichkeit, ihr persönliches Sein gehörte Österreich, gehörte Wien.

Nach Beethovens und Schuberts Tod — welch langer Stillstand der musikalischen Schöpferkraft in Österreich! Der Kranz großer, weltbeglückender Tondichtung war für



Das Schubert-Denkmal im Wiener Stadtpark.

lange Zeit geschlossen, was unmittelbar folgte, sind bescheidene Blumen, welche, den Tag freundlich schmückend, auch mit dem Tage verblühen: die Opern der beiden Kapellmeister am Kärtnerthor-Theater Josef Weigl („Die Schweizerfamilie" ꝛc.) und Adalbert Gyrowetz („Agnes Sorel"); die komischen Singspiele des Meisters unter den populären Talenten Wenzel Müller („Die Schwestern von Prag", „die Teufelsmühle" und andere), und seiner Collegen Ferdinand Kauer („Das Donauweibchen"), Haibl, Tuczek,

Drechsler. Allein auf die Verarmung an großen schöpferischen Genien folgte allmälig ein stetiges Fortschreiten in der musikalischen Reproduction und bewußten eifrigen Kunstpflege. An großen Tondichtern ist Wien reich gewesen vor allen anderen Städten. Allein, wie stand es mit den Kunstmitteln, welche die Werke jener Meister lebendig zu machen hatten? Wie groß war der Kreis von Menschen, die jenes Genusses theilhaftig wurden? In diesen Beziehungen zeigt die „goldene Zeit“ der Wiener Musik weit geringeren Glanz als die unsere. Zur Zeit Haydns und Mozarts, auch noch Beethovens, lag die



Das Gebäude der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien.

musikalische Ausführung größtentheils in den Händen der fürstlichen Privatkapellen, der größeren oder kleineren Dilettantenvereine. Die vom Hofkapellmeister Florian Gaßmann 1771 gegründete „Tonkünstler-Societät“, welche zur Unterstützung ihrer Witwen und Waisen jährlich vier Akademien gab (durch achtzig Jahre lang zwischen Haydns „Schöpfung“ und „Jahreszeiten“ abwechselnd), war zu jener Zeit das einzige öffentliche Concertinstitut in Wien. Sie durfte sich rühmen, zugleich die erste stabile, aus Fachmusikern bestehende Concertunternehmung gewesen zu sein in ganz Deutschland. Allein diese ehrwürdige Pensionsanstalt hatte mehr ihre humanitären Interessen als rein künstlerische im Auge; die beiden wesentlichen Pfeiler, auf denen die Ausführung guter Musik ruhte, blieben fortwährend die vornehmen Privatkapellen und der bürgerliche Dilettantismus. Aus



Aus dem Innern des Operntheaters in Wien.

letzterem ging im Jahre 1812 die „Gesellschaft der österreichischen Musikfreunde“ hervor, welche durch Decennien mit uneigennütziger Kunstliebe, aber spärlichen Mitteln die ernste Musik in Wien allein gepflegt hat.

Nach Beethoven und Schubert begann die Zeit der eigentlichen Claviervirtuosität, zuerst noch in der maßvollen Gestalt eines Hummel, Moscheles und Czerny. Hand in Hand mit ihr gingen die Fortschritte in der Kunst des Clavierbaues, in welchem Wien durch die Firmen Stein, Konrad Graf und Streicher bald europäischen Ruf erlangte. Als Hüter des classischen Violinspieles wirkten die Wiener Meister Schuppanzhig, Mayseder und Böhm. Mit Anfang der Vierziger-Jahre erreicht die Claviervirtuosität ihre höchste Vollkommenheit und feiert ihre größten Triumphe in Wien: durch den Deutsch-Ungarn Franz Liszt und den Wiener Sigmund Thalberg. Auf die Periode musikalischen Sinnentaumels, die der einseitige Cultus des Virtuosenthums, der Tanzmusik und der italienischen Opernsänger charakterisirte, folgte unausweichlich Übersättigung und damit die Sehnsucht nach gehaltvoller, ernster, großer Musik. Das Jahr 1848 bildete auch hier die Grenzscheide zwischen dem alten und dem neuen Wien.

Der Ruf nach Reform und Fortschritt erscholl auch auf musikalischem Felde und spornte zu neuer organisatorischer Thätigkeit. An die Stelle der nicht mehr ausreichenden patriarchalischen Zustände der Privatkapellen und Dilettantenorchester trat nunmehr die Association der Künstler. Mit der Gründung der philharmonischen Concerte und der totalen Reform der „Gesellschaft der Musikfreunde“ war den classischen Orchesterwerken eine sichere Pflegestätte bereitet. Es entstand der „Singverein“ und die „Singakademie“ und damit zum ersten Male in Wien eine regelmäßige Pflege großer, insbesondere geistlicher Chormusik.

Welcher Umschwung auch äußerlich in den Wiener Musikverhältnissen sich vollzogen hat, das lehrt uns ein Blick auf zwei der Musik gewidmete Paläste aus jüngster Zeit: das neue Opernhaus (1869) und das neue Musikvereinsgebäude (1873). Zu dem einstigen, aus einem engen Gäßchen sich herauswickelnden „Kärntnerthor-Theater“ verhält sich das neue Opernhaus etwa wie der jetzige große Musikvereinssaal zu dem unbequemen, düsteren Concertsaal „unter den Tuchlauben“. Und doch ward schon letzterer bei seiner Eröffnung im Jahre 1831 als ein unermeßlicher Gewinn gefeiert und von Grillparzer besungen!

Gegenüber jenem „goldenen Zeitalter“ der Wiener Musik dürfen wir uns wenigstens einer anderen Seite musikalischen Ruhmes erfreuen: es ist dies der warme, verständnißvolle Eifer und die reicheren Mittel, womit die Gegenwart die große Erbschaft jener Epoche antritt, erforscht, erläutert und nach allen Seiten hin in vollendeter Form ausspendet. Kein Mozart, kein Beethoven, kein Schubert wandelt mehr leibhaft durch die Straßen

Wiens, aber um ihre Geister haben wir ein größeres Verdienst als jene entschwundene glücklichere Epoche.

Die prächtige Oper und die vollkommensten Concertinstitute, ein kunstsinniger Hof und Dilettantenkreis, sie allein schaffen nimmermehr ein so reich und ursprünglich quellendes musikalisches Leben, wie es das der Wiener seit Menschengedenken ist. Im Volke selbst, in seinem Temperament, seiner Gemüthsart, seinen Anlagen muß der Grundton vibriren, aus welchem die musikalischen Kunstschöpfungen wie harmonische Obertöne sich erzeugen und



Johann Strauß (Vater).

ausklingen. Das Volk im engeren Sinne, das nicht selbst musicirende, war in Wien jederzeit ein bis zum Enthusiasmus empfängliches Auditorium. Es steht dem Italiener näher als dem Norddeutschen. Wichtig für die unteren Classen war es seit jeher, daß man in Wien nicht erst Opern und Concerte zu besuchen brauchte, um gute Musik zu hören. Vorerst empfängt das Volk in den zahlreichen Kirchen ernste und erhebende Musikeindrücke. Österreichs Tonmeister, Haydn und Mozart an der Spitze, sorgten unermüdlich für die musikalische Verherrlichung des katholischen Gottesdienstes, kleinerer populärer Talente nicht zu gedenken. Dann besitzt Wien seit alter Zeit drei wichtige Elemente populärer Musik, die für das eigenartige Musiktalent der Österreicher sprechen — Elemente, ohne welche eine

Schilderung des Wiener Musiklebens gewiß unvollständig bliebe. Das sind die Militärmusik, die Tanzmusik und schließlich die Volkssänger.

Die österreichische Militärmusik, wohl die vorzüglichste der Welt, datirt ihren Ruhm nicht erst aus Radetzkys Hauptquartier oder von der Pariser Weltausstellung 1867. Kein Zweifel jedoch, daß mit den unserer Epoche angehörigen Verbesserungen der Blasinstrumente auch die Leistungen der österreichischen Militärmusik noch vollkommener geworden sind. Die friedlichen Eroberungen, welche unsere Armee mit dem Clarinett macht statt mit dem Bajonnett, sind wahrlich nicht die letzten. Auf Flügeln der Harmoniemusik ist gar oft schon österreichisches Militär in die Herzen ganzer Bevölkerungen eingezogen. Indem die Regimentsmusik vorzugsweise angewiesen ist, im Freien zu spielen, hat sie stets die zahlreichste und empfänglichste Hörerschaft. Es gibt keinen Kunstgenuß, der in so hohem Grade demokratisch heißen kann als das Spiel der Militärbanden. Da darf ein Jeder theilnehmen, ohne Eintrittsgeld und Salontoilette — haben doch Tausende von Musikbedürftigen, die weder das Eine, noch das Andere besitzen, sich oft glücklich gefühlt, ihre Concerte unter freiem Himmel zu finden. Selbst in den musikreichsten Hauptstädten äußert sich die Liebe der Bevölkerung für die Regimentsmusik so auffallend, daß ihre Klänge alle Fenster aufgehen machen und Hunderte musikalischer Peripatetiker nach sich ziehen. In Wien ist tagtäglich der Platz vor der Hofburgwache lang vor der Mittagsstunde, welche die ersehnten Klänge bringt, dicht besetzt, und wenn die Regimentsmusik dann mit klingendem Spiele in ihre Kaserne zurückmarschirt — welch ein heiterer, ergötzlicher Anblick: die große, dankbare Menschenmenge, welche vor und hinter dem Orchester im Tacte mitmarschirt! Ein eigenes Wiener Volkslied von der „Burgmusik" besingt die Freuden dieses musikalischen Spazierganges.

Und nun von der Militärmusik zur Tanzmusik, dieser zweiten weltberühmten Specialität Wiens! Wer waren von Haus aus Strauß und Lanner, die den Wiener Walzer ganz eigentlich geschaffen haben? Zwei „Lehrbuben" aus der ärmeren Vorstadtbevölkerung Wiens — der eine zum Buchbindergesellen, der andere zum Handschuhmacher bestimmt — beide ohne regelmäßigen Musikunterricht, heimlich auf dem Dachboden ihre Violinübungen treibend! An guter Tanzmusik hat es Wien nie gefehlt, liegt doch die Neigung und das Talent dafür unverkennbar im Österreicher. Schon „als der Großvater die Großmutter nahm", wußte jeder Wiener Vorgeiger seinen Ländler zu erfinden. Anderseits haben die größten Meister, ein Mozart und Beethoven es nicht verschmäht, Tänze zu schreiben für die Wiener „Redoutenbälle". Aber erst als Strauß und Lanner mit ihrem kleinen, anfangs nur fünf bis sechs Mann starken Orchester und ihren hinreißenden Walzermelodien die bescheidenen Vorstadtbälle beim „Sperl" und der „Goldenen Birne" belebten, brach eine neue Epoche der Tanzmusik an. Aus den kleinen

Ballsälen drangen sie in die größten, elegantesten; sie versammelten ganz Wien um sich in den Gartenpavillons des „Wasserglacis“ und des „Volksgartens“, schließlich führten sie gar ihren Ruhm und ihr Orchester auf Reisen in alle Hauptstädte Europas. Strauß und Lanner haben, einander ergänzend, ihr kleines Genre mit ungeahntem musikalischen Reiz und poetischem Leben erfüllt. Sie beglückten das Volk und interessirten den Musiker.



Josef Lanner.

Den alten Ruhm der österreichischen Musik haben sie allüberall zu einer Zeit verkündet und aufrecht erhalten, da es nach Schuberts Hinscheiden keinen genialen Wiener Componisten mehr gab. Was der alte Strauß begonnen, das hat sein Sohn Johann Strauß mit gleichem Talente, nur mit bewußterer künstlerischer Bildung fortgesetzt und gesteigert. Sein in beiden Welten erklingender Walzer „An der schönen blauen Donau“ bezeugt, daß heute noch die Herrschaft der Wiener Tanzmusik eine unbegrenzte und unangefochtene geblieben ist.

Zu dem vollständigen Bilde des singenden und musicirenden Wien gehören schließlich die Volkssänger, die sich in den Wirthshäusern und Gasthausgärten vor einem höchst empfänglichen, dabei gemüthlich nachtmalenden Publicum produciren. „Harfenisten" nannte man sie sonst kurzweg, weil sie sich ehedem auf der Harfe begleiten ließen. Die einfache Harfe ist dem kosmopolitischen Clavier gewichen; die Wiener Volkssänger sind geblieben mit ihrem urwüchsigen Humor, ihrer Schlagfertigkeit, ihren scharf rhythmisirten Melodien. Ohne die geringste künstlerische Prätension, ja oft ohne jegliche musikalische Vorbildung gemacht und vorgetragen, verrathen doch diese Volkssänger-Couplets ein Capital naturwüchsigen, im Volke angesammelten Talentes. Es bleibt Thatsache, daß keine Hauptstadt der Welt eine den Wiener Volkssängern vergleichbare, an Talent und Popularität ebenbürtige Erscheinung besitzt.

So hätten wir denn die Wiener Musik in raschem Fluge von ihren Anfängen bis auf den heutigen Tag, von ihren höchsten Spitzen bis zu den Niederungen naiver Volksbelustigung begleitet. Ihr guter Genius begleite sie weiter!







Die deutsche Literatur in Wien und Niederösterreich.

Die Gründungsgeschichte des Klosters in Melk erzählt, der Babenberger Leopold habe dem Kaiser auf der Jagd das Leben gerettet, indem er ihm im Augenblicke der Gefahr seinen Bogen reichte, und als Belohnung dafür das erste erledigte Reichslehen, die Ostmark, erhalten. Erst in einer späteren Zeit ist diese Sage an die historische Person des ersten Babenbergers angelehnt worden; ursprünglich wurde sie von einer mythischen Persönlichkeit erzählt, welche in der Nähe des späteren Klosters Melk ihre Verehrung genoß. Diese mythische Person aber hat die Sage und Dichtung von den Nibelungen in dem Markgrafen Rüdeger festgehalten, der seinen Sitz zu Pöchlarn hat und als der treue Hüter und Schutzpatron der österreichischen Lande, als österreichischer Nationalheros erscheint.

An dasselbe Kloster Melk knüpfen im XI. Jahrhunderte die Anfänge einer geistlichen Dichtung im Donauthale an. Das älteste Denkmal niederösterreichischer Dichtung wurde hier in einem Marienliede aufgefunden, welches die heilige Jungfrau mittelst der im ganzen Mittelalter beliebten Anhäufung von vorbildlichen Bezeichnungen aus dem alten Testamente und in einer Fülle von Bildern feiert, welche es in alterthümlicher Weise mehr aufzählt als ausführt. Die erste dichterische Persönlichkeit, welche uns in Niederösterreich namentlich bezeugt ist, lebte in Melk und war eine Frau: die erste Frau, so viel wir wissen, welche in deutscher Sprache gedichtet hat.

Die geistliche Literatur des XII. Jahrhunderts ist im Donauthale nicht ursprünglich, sondern aus fremden Einflüssen erwachsen. Diese Einflüsse kamen zuvörderst aus Mitteldeutschland und Franken, wo sich die geistliche Dichtung in deutscher Sprache zuerst aus der Predigt entwickelt hatte. Sie kamen aber auch aus dem Süden, aus Kärnten, wo sich gleichfalls im Anschlusse an die Liturgie und unabhängig von der modernen französischen Theologie eine mehr nationale Richtung der geistlichen Poesie herausgebildet hatte. Das Donauthal sah seine Aufgabe darin, zwischen beiden Richtungen zu vermitteln. Man vereinigte Denkmäler sowohl der fränkischen, als der kärntnerischen Literatur in den Handschriften. Man nahm eine poetische Behandlung des ersten Buches Moses, die sogenannte Kärntner Genesis, zwar noch auf, aber man bearbeitete sie in so freier Weise, daß die moderne französische Theologie und die fränkische geistliche Dichtung fast mehr Antheil daran haben als das zu Grunde gelegte Original. Man gab sich aber weiter nicht mehr die Mühe, eine kärntnerische Bearbeitung des zweiten Buches Moses voll weltlichen und aristokratischen Sinnes umzuarbeiten, sondern man setzte einen „Moses" eigener Arbeit voll schwer verständlicher Gelehrsamkeit und mystisch-allegorischer Deutungssucht an ihre Stelle, welchen ein anderer Verfasser wieder durch die Geschichte Bileams ergänzte. Ebenso spitzfindig, aber ganz im Sinne der damaligen Theologie handelte die Melker Klausnerin Frau Ava von den sieben Gaben des heiligen Geistes, welche sie mit den Bestandtheilen des menschlichen Körpers und Geistes in Parallele brachte, und von Themen wie der Antichrist und das jüngste Gericht, welche in Mitteldeutschland wiederholt behandelt worden waren; aber ihre kunstlose Manier und ihr ärmlicher Stil ziehen weniger an als die Naivetät, mit welcher sich hier und da die Weiblichkeit verräth. Der Einfluß der französischen Theologie dauerte fort und nahm zu, die Werke ihrer bedeutendsten Vertreter findet man noch heute in vielen Abschriften der österreichischen Klosterbibliotheken. Auch die Gegner derselben, wie der Verfasser des „Anegenge", welcher die Schöpfung der Welt, den Sündenfall und die Erlösung in stilistisch und metrisch gewandten, poetisch aber werthlosen Versen behandelt, konnten sich ihrem Einflusse nicht entziehen. Selbst die erzählende Dichtung und die Legende entbehren selten des theologischen Lehrzweckes und auch das alte Spiel mit der Siebenzahl, mit geistlichen Ausdeutungen körperlicher Dinge 2c. dauert fort. Den Stoff zur erzählenden Dichtung lieferten hauptsächlich das Leben des Täufers Johannes und Bruchstücke aus dem Leben Christi. Ist es bloßer Zufall, daß man den Ausdruck tiefen Schuldbewußtseins und der reuigen Zerknirschung, der sich anderwärts so häufig vernehmen läßt, in Niederösterreich gänzlich vermißt und höchstens einer rhetorisch überhäuften Predigt begegnet, welche ihren Zuhörern die Hölle heiß zu machen sucht? Dichternamen sind nur wenige auf uns gekommen, ein Priester Arnold hat in einem abstrus zusammengewürfelten Gedichte von der Siebenzahl und noch allen möglichen

anderen Dingen gehandelt und auch eine Julianenlegende hinterlassen; ein (Priester?) Heinrich ruft in einer versificirten Litanei den Beistand aller Heiligen gegen den bösen Feind an. Der bedeutendste Name ist zugleich der des ersten Satirikers in deutscher Sprache: Heinrich von Melk führt uns an den localen Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück.

Heinrich von Melk muß aus dem Widerstreite des geistlichen und weltlichen Elementes verstanden werden, welche im XII. Jahrhunderte im Kampfe lagen. Weltlust und Abtödtung des Fleisches, Ritterthum und Kirche hießen die Gegensätze, welche um die Oberhand rangen. Heinrich von Melk stand mitten in diesen Conflicten, er war als Ritter geboren und zog sich in seinem Alter als Laienbruder ins Kloster zurück. So stand er außerhalb des Ritterthumes, dem er mit Herz und Überzeugung angehörte, und war doch kein Geistlicher. Für die Schäden des weltlichen und geistlichen Standes hatte er ein gleich offenes Auge und einen durch die Leidenschaft geschärften Blick. Aus schwerverwundetem Herzen schrieb er seine „Erinnerung an den Tod", einem verderbten Geschlechte ruft er sein dumpfes memento mori in die Ohren, nicht in umschreibenden Phrasen oder ermüdender Rhetorik, sondern anknüpfend an einen bestimmten Fall, indem er einmal das Leben eines Königssohnes schildert und darüber sein o vanitas! ruft, indem er die Frau an die Bahre des Mannes führt, oder indem er die Pforten des Jenseits öffnet und dem zitternden Sohne die Qualen der Hölle durch den Geist des Vaters schildern läßt.

Der Gegensatz zwischen dem Geistlichen und Weltlichen beherrschte nicht blos das Leben, sondern auch die Dichtung des XII. Jahrhunderts. Der geistlichen Dichtung, welche ihre Gedanken der französischen Theologie und ihre Formen der lateinischen Dichtung entlehnte, stand die weltliche Dichtung der Spielleute gegenüber, welche die nationalen Stoffe der Heldensage in altheimischer Form behandelten. Am Ende des Jahrhunderts unterlag die erstere, wiederholt klagen die Verfasser geistlicher Dichtungen, daß sie bei ihrem Publicum nur wenig Beifall zu erwarten hätten, und die Richtung Heinrichs von Melk fand im XIII. Jahrhunderte einen ganz vereinsamten Nachfolger. Die Spielleute oder fahrenden Sänger, welche das einheimische volksthümliche und nationale Element vertreten, bleiben Sieger und haben der Dichtung in Niederösterreich in der Blütezeit des Mittelalters ihre Signatur gegeben. Während man sich anderwärts im Epos und in der Lyrik den neueren Stoffen und Formen, welche aus Frankreich kamen, zuwandte, bewahrt Österreich die alterthümlichen und nationalen Stoffe und Formen, und nur langsam und allmälig dringen auch hier fremde Einflüsse durch. Der heimische Stil ist frischer, natürlicher, sinnlicher und inniger, der fremde ist kunstmäßiger, conventioneller, geistreicher, aber kälter. Wo sich die Vorzüge des ersteren mit denen des letzteren verbinden, da hat die Dichtung in Niederösterreich um das Jahr 1200 eine Höhe erreicht, welcher außer Österreich nur ein einziger Dichter der Zeit gleichgekommen ist.

Diese Höhe wurde zunächst im volksthümlichen Epos erreicht. Den Stoff desselben bildet die nationale Heldensage, welche sich in Österreich und nahezu allein hier gegenüber dem Andrängen fremder Elemente behauptete. Für den Geschmack der ritterlichen Gesellschaft und wohl am glanzvollen Hofe der Babenberger dichteten Spielleute, welche

Der künig es nach den eren
die hünen schaffen pat · da rieten
sy von Tulme ze Wienne zu der
Stat · da funden sy gezieret vil ma-
niger frawen leib · sy empfiengen
wol mit eren des künig Etzels weib ·
Mit hardt grossen vollen so was
zu berait · was sy haben solten vil
manig held gemait · sy frewet gen
dem schalle herbergen man began ·
des küniges hochzeiten das hub sich
frölich an · Sy mochten herbergen
nicht alle in der stat · die nicht geste
waren · Rudeger die pat daz sy her-
berge nemen in das Lannde · ich
wän man alle zeite die fraw
Chrimhilde vant · Den herren
Dietrichen · vnd anndern manigen
degen sy hetten sich rue mit arbait
bewegen · durch das sy den gesten trö-
sten wol den mut · der künig vnd
sein frewnde hetten kurtzweyle gut ·

Aus der Nibelungen-Handschrift der Ambraserſammlung zu Wien.

ritterliche und höfiſche Bildung beſaßen oder ſelbſt Ritter waren, in dem Zeitraume von 1190 bis 1210 die **Lieder von den Nibelungen**, welche jetzt zum erſten Male aufgezeichnet und wie die Ritterepen vorgeleſen wurden. Sie ſtreben nach der Vereinigung des alterthümlichen mit dem modernen Stil; aber ungleich wie ſie in Behandlung und Ton ebenſowohl, wie an innerem Werthe ſind, zeigen die einen mehr den Charakter der

volksthümlichen Spielmannspoesie, die anderen den der höfischen Kunst. Nach dem Muster der letzteren wurden sie noch im ersten Viertel des XIII. Jahrhunderts wiederholt zu einem einheitlichen Ganzen von der Art der Ritterromane zusammengestellt, und diese Redactionen bilden das Nibelungenlied, wie es uns heute in den Handschriften vorliegt. Auf der Höhe, welche das volksthümliche Epos in einzelnen, ja den meisten dieser Lieder erreicht hat,



Walther von der Vogelweide. (Nach der Pariser Handschrift.)

finden wir es in späteren Erzeugnissen nicht wieder, nur für wenige und wenig bedeutende Stücke dieser Art ist die Entstehung in Niederösterreich verbürgt oder wahrscheinlich.

Auch die weltliche Lyrik bildete sich in Niederösterreich unmittelbar aus nationalen volksthümlichen Elementen heraus. Einfach in der Form und nach den strengeren Begriffen der Blütezeit bequem in den Reimen, aber voll Anschaulichkeit und Lebendigkeit, voll Natürlichkeit und sinnlicher Wärme stehen die ältesten überlieferten Strophen, welche

wiederum zum Theile aus Frauenmund geflossen sind, jener in Nachahmung der Franzosen und Provenzalen am Rheine begründeten, zwar kunstreicheren, aber auch kälteren und farbloseren Richtung gegenüber. Erst Reinmar von Hagenau, wie es scheint ein Elsässer, welcher nachmals am Hofe Leopold des Tugendhaften dichtete, hat jene fremde Kunst nach Österreich verpflanzt und rasch bis zum Manierirten entwickelt. Ihn verehrt als seinen Lehrer Walther von der Vogelweide; aus ritterlichem Geschlechte, aber ein Fahrender, welcher in Österreich singen und sagen lernte und wiederholt am österreichischen Hofe lebte. Er verbindet die Vorzüge der in Niederösterreich heimischen Kunst mit denen der fremden, welche er von Reinmar erlernt hat. Er vereinigt das Volksthümliche mit dem Conventionellen, die Natur mit der Kunst. Er ist nicht blos geistreich wie sein Lehrer und will nicht blos geistreich sein wie dieser: er ist auch gefühlvoll. Er verknüpft nach der Weise des altheimischen Minnesanges das Naturgefühl wieder mit der Liebesempfindung, von welcher es die rheinische Lyrik getrennt hatte. Er sucht wie Reinmar das Stilvolle, aber ohne auf das Individuelle, Bestimmte und Sinnliche zu verzichten. Seinem monotonen Lehrer gegenüber sehen und hören wir ihn unaufhörlich in wechselnder Gestalt, und er ist nicht weniger bunt in der Form als unerschöpflich in dem Inhalte seiner Lieder. Das höfische Liebesleid, das conventionelle Trauern um die Geliebte füllt ihn nicht aus, sein Blick ist auf das Ganze, auf sein Vaterland, auf das Wohl der Menschheit gerichtet. Er gehört zu den größten Lyrikern, welche das Mittelalter hervorgebracht hat.

Walther war nicht blos Liederdichter sondern er war auch Spruchdichter und nur als solcher hat er Schule gemacht. Am österreichischen Hofe dichteten noch in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts ein Bruder Wernher, ein Herr Pfeffel, sowie ein rheinischer Ritter Reinmar von Zweter; vielleicht hat auch der Marner noch in Österreich von Walther gelernt. Der ideale Minnegesang dagegen fand nach Walther in Niederösterreich keinen bedeutenden Vertreter mehr. Die auf ihn folgende Lyrik entwickelte vielmehr die volksthümlichen Elemente, auf denen Walthers Dichtung fußte, und welche nun ganz die Oberhand gewannen. Im Anschlusse an das volksmäßige Tanzlied entstand jetzt die sogenannte höfische Dorfpoesie. Begründer und bedeutendster Vertreter dieser Richtung ist ein baierischer Ritter Neidhart von Reuenthal, der am Hofe Friedrichs des Streitbaren dichtete. Die Scene dieser Dichtung ist das Dorf; der ritterliche Dichter tritt unter den Bauern auf und betheiligt sich an ihren Liebes- und Raufhändeln. Die Voraussetzung ist ein durch Reichthum und Macht übermüthig gewordener Bauernstand. Gegenstrophen gegen die Neidhart'schen Lieder gingen unmittelbar aus den Bauernkreisen hervor, welchen die Gabe kecker Improvisation damals schon zu eigen war. Sie schlossen sich wie ihre Vorbilder unmittelbar an die Tanzmusik an, als deren Sitz hier zum ersten Male Wien erscheint, wo damals auch der Tannhäuser, ein lustiger Fahrender, seine übermüthigen,

aber kunstvollen Tanzweisen sang. Die Lieder in der Manier Neidharts dauerten bis ins XIV. Jahrhundert fort, wurden immer gröber und unfläthiger und zeigen uns, wie allgemach der derbe und drastische Effect an die Stelle des durch Walther repräsentirten idealen Stiles tritt.

Ganz dieselbe Wandlung machte aber auch das Epos in Niederösterreich durch. Auch hier hatte man sich der einseitigen Richtung des höfischen Romanes verschlossen, das Volksepos wie die volksthümliche Lyrik war realistischer, als die höfische Kunst. Nachdem zuvor ein Laie, Konrad von Fussesbrunnen, den Stil des höfischen Epos auf geistliche Gegenstände anzuwenden versucht hatte, erschien — erst in den Zwanziger-Jahren — ein Ritterroman des Strickers: „Daniel von Blumenthal", und selbst dieser weicht stark nach der Seite des volksthümlichen Epos aus. Als derselbe Verfasser wieder einen ritterlichen Stoff behandeln wollte, griff er zurück in das XII. Jahrhundert und überarbeitete das Rolandslied des Pfaffen Konrad. Seine Stärke fühlte er aber erst, als er zum Theile uralte, in allen europäischen Literaturen verbreitete Stoffe in der Form des Schwankes, der Novelle oder der Fabel behandelte. Auf dem Gebiete der drastischen Darstellung ist der Stricker ein Meister seiner Kunst und Jahrhunderte lang ist die epische Erzählung in Österreich, von technischen Fortschritten abgesehen, auf dem Punkte stehen geblieben, auf welchen er sie gestellt hatte. Wie Neidhart, so lebte auch sein „Pfaffe Amis" mit seinen Schwänken bis ins XIV. Jahrhundert fort, wo ihn der Wiener Philipp Frankfurter unter dem Namen des „Pfaffen vom Kahlenberg" weiterschickte, bis er sich endlich im Eulenspiegel verlor. Schon bei dem Stricker beginnen auch die Klagen um den Verfall der höfischen Kunst und Sitte; ein Nachfolger am Ende des Jahrhunderts, der Wiener Bürger Jansen Enenkel, wirft in seinem „Fürstenbuch" bereits einen sehnsüchtigen Blick auf die glanzvolle Zeit des Babenberg'schen Hofes zurück. Und während Wien in Schwänken wie der „Wiener Meerfahrt" als der Sitz einer lebenslustigen, zechfrohen Bürgerschaft erscheint, entwerfen Konrad von Haslau und der sogenannte Seifried Helbling satirische Localschilderungen zwar in verwilderter Form, aber voll unmittelbaren Lebens und drastischer Wirkung. Das Satirische und Anekdotenhafte dringt nach und nach in alle Dichtungsgattungen ein, es raubt nicht nur in Enenkels Weltchronik und Fürstenbuch der Geschichte an Boden, in den Dichtungen eines Wiener Arztes, Heinrich von Neuenstadt, stiehlt es sich auch in den ernsteren Roman und in die geistliche Dichtung ein. Und wo es, wie in dem „Kreuziger" eines Ausländers, des Johanniters Johann von Frankenstein, gänzlich fehlt, da hat die Dichtung ihre beste Kraft, das Talent für realistische und drastische Darstellung, eingebüßt.

Diese Wendung zur realistischen Darstellung des Wirklichen, Gegenwärtigen und Prosaischen verkündet uns bereits den Übergang von der mittelalterlichen Dichtung zur

Neuzeit. Wirklich verlangte man in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts von der Dichtung nur mehr den unmittelbaren Nutzen. Heinrich der Teichner, der fruchtbarste und berühmteste Spruchdichter seiner Zeit, kam mit seiner massenhaften Production diesem Bedürfnisse entgegen. Auf ihn folgt Peter Suchenwirt: er liefert gereimte Wappenbeschreibungen, Lob- und Ehrenreden zum Preise von Fürsten und Edlen und begleitet die bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse der Zeit mit seinen Versen. Ihn erfüllt noch die Vorstellung einer großen Vergangenheit, mit deren ritterlichem Glanze die Gegenwart nichts gemein hat, und er stellt die Wiener Sitten jener Tage in seinem herben Tadel oft nicht vortheilhafter hin als Beheim in seinem „Buch von den Wienern“. Zuletzt verliert sich die Dichtung ganz in die Prosa und Gelehrsamkeit: Gregor Hagens Geschichtschronik entsteht und Heinrich von Mügeln, ein gelehrter Dichter, schreibt eine ungarische Chronik in der Umgebung des Erzherzogs Rudolf IV. von Habsburg, welcher 1365 die Wiener Universität gründete und den Beinamen des Stifters führt.

Einen schöneren Abschluß hat das Mittelalter nirgends gefunden und einen verheißungsvolleren Anfang die neue Zeit nirgends genommen als in der Person des Kaisers Maximilian I., in welcher sich zwei Zeitalter die Hände reichen. Ein Meister in jeglicher körperlichen Kunst, der gewandteste Fechter und der tollkühnste Reiter seiner Zeit, scheint er das Ideal des ritterlichen Mannes mit hinüber zu tragen in das Jahrhundert der Reformation. Mit demselben Interesse, welches er der Dichtung des absterbenden Ritterthums bewahrt und dem wir die bedeutendste Sammlung der „Heldengedichte“ des Mittelalters, das sogenannte Ambraser Heldenbuch, verdanken: mit demselben Interesse verfolgt er die Bestrebungen der neulateinischen Dichter und Humanisten und verhilft durch seine mächtige Unterstützung und Förderung ihren Tendenzen zum endlichen Siege. Erst nachdem durch den Humanismus die scholastische Lehrmethode verdrängt war, erreichte die Universität in Wien ihre erste Blüte: an ihr hielt der berühmte Astronom Georg Peuerbach 1454 und 1460 die ersten Vorlesungen über römische Classiker in Deutschland. Zu Beginn der Regierung Maximilians erhielt ferner die Buchdruckerkunst in Wien einen festen und dauernden Sitz. Der Kaiser wirkte anregend und veranlassend auf allen Gebieten, namentlich auf denen der Geschichte, der Genealogie und der Landesbeschreibung. Er liebte es, Männer von Geist und Wissen um ihren Rath zu fragen, und suchte sie in seine Nähe zu ziehen. Er war beständig von einem Kreise von Gelehrten und lateinischen Dichtern umgeben, welche als sein Hofstaat oder als seine Akademie gelten konnten und sich in Verherrlichung seiner glanzvollen Persönlichkeit überboten. Er hat den bedeutendsten lateinischen Dichter der Zeit, Celtis, nach Wien berufen, welcher hier 1497 die gelehrte Donaugesellschaft gründete und mit den Studenten lateinische Schuldramen aufführte. Auch Hutten erschien vorübergehend in diesem Kreise. Kaiser Max war endlich

auch selber Dichter und Schriftsteller: nach seinen Angaben und Aufzeichnungen haben seine Geheimschreiber Melchior Pfinzing und Max Treitsauerwein, der eine den Theuerdank in Versen, der andere den Weißkunig in Prosa abgefaßt. Das poetische Werk bedient



Die Überreichung des „Teuerdank" durch den Dichter.

sich der in den letzten Zeiten des Mittelalters beliebten Form der Allegorie, mit welcher es in zarter Weise die Erinnerung an eine schöne Wirklichkeit, an Maximilians kurze, aber glückliche Ehe mit der Erbin von Burgund und an unzählige glückliche Augenblicke eines frischen und muthigen, hoffenden und wagenden, kämpfenden und ringenden Jugendlebens verbindet.

Aber die zarten Pflanzungen Maximilians fanden bei den folgenden Generationen weder Schutz noch Pflege. Das Jahrhundert der Reformation ist an der Entwicklung der deutschen Literatur in Österreich spurlos vorübergegangen. Lobsprüche auf die Stadt Wien wurden im Zeitalter der Renaissance freilich Mode: der ehrsame Schulmeister bei den Schotten in Wien, Wolfgang Schmelzl, welcher mit Thomas Brunner zu Steyer sich in den Ruhm eines österreichischen Hans Sachs theilt, eröffnete sie im Jahre 1547, und kein Geringerer als Hans Sachs selber war unter seinen Nachfolgern. Aber sie preisen Wien nicht als eine geistig bedeutende Stätte, sondern als ein Paradies des Wohllebens, als prachtvolle, lebenslustige und genußreiche Stadt. Die Zeiten der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges vollends sahen die österreichische Literatur auf dem tiefsten Punkte, auf welchen sie jemals herabgesunken ist. In den Jesuitenschulen wurde der Unterricht nicht mehr in deutscher, sondern in lateinischer Sprache ertheilt, und damit war der Weiterentwicklung des deutschen Schriftthums im Innern des Landes der Boden entzogen. Die Einführung der Censur zerstörte jeden geistigen Verkehr mit dem protestantischen Deutschland und verhinderte auf diese Weise ebenso die Befruchtung von außen. Die Meistersingerschulen, welche mit der Luther'schen Lehre nach Österreich gekommen waren und mit dieser das Los der Verfolgung theilten, wanderten mit ihren Satzungen und Sammlungen aus und nichts blieb zurück als das lateinische Schuldrama, welches von den Jesuiten mit unerhörtem Glanz und Pomp in Scene gesetzt wurde.

Während in den höheren Kreisen von Wien, durch die geographische Lage und geschichtlichen Verhältnisse begünstigt, die italienische Literatur eine ruhmvolle Epoche erlebte, blieb bei dem Volke nur ein einziges Element der Poesie in Kraft: das drastische oder der Spaß, welcher seit alten Zeiten hier niemals fehlte oder versagte. Selbst die Kanzel stand ihm jetzt nicht zu hoch und Abraham a Sancta Clara, ein geborner Schwabe, Hofprediger zu Wien, verband ihn auf die geschickteste Weise mit der Satire und mit der Predigt. Ein Virtuose auf seinem Instrumente, auf dem ihm kein Kunstgriff fremd war, verstand er sich auch auf die Schwächen seiner Zuhörer und verfehlte deßhalb niemals den beabsichtigten Effect. Auf der ständigen Wiener Schaubühne ließen sich inzwischen, abwechselnd mit dem Schwulst und Bombast der Haupt- und Staatsactionen, die rohen Späße des Hans Wurst vernehmen. Extemporirt, wie sie waren, haben beide mit der Literatur so wenig zu schaffen, als die Kreuzercomödien, die Thierhetzen und Feuerwerke, an welchen sich das Publicum in den Vorstädten oder im Prater erlustigte.

Auch die ganze erste Hälfte des XVIII. Jahrhunderts war für die deutsche Literatur in Österreich verloren. Der Plan einer Akademie der Wissenschaften in Wien, welchen Leibnitz im zweiten Decennium vorgelegt und der bereits die kaiserliche Genehmigung erhalten hatte, kam ebensowenig zur Ausführung, als es dem Hofdichter Heräus gelang,

eine Sprachgesellschaft an die Stelle der fruchtbringenden zu setzen. Erst in den Vierziger-Jahren, also nachdem er in Deutschland durch die Angriffe der Schweizer bereits matt gesetzt war, fand Gottsched ein Häuflein ohnmächtiger Verehrer in Wien; aber sie waren so wenig zahlreich und einflußreich, daß sie den Gedanken, eine deutsche Gesellschaft nach dem Muster der Leipziger zu gründen, als eine Unmöglichkeit ablehnen mußten, und ein



Abraham a Sancta Clara.

Epos wie Scheybs Theresiade konnte allenfalls den Beifall Gottscheds erhalten, nach dessen Vorschriften es gedichtet war, theilte aber mit Schönaichs Hermann bald das Schicksal der Vergessenheit. Eher ließ sich von Gottsched Einfluß auf die Entwicklung des Drama erwarten: sein Cato wurde 1748 mit großem Beifalle gegeben und schon seit 1749 erschien in Wien ein Seitenstück zu seiner „Schaubühne“. Regelmäßige Stücke begannen die Herrschaft der Stegreifcomödie wenigstens insoweit einzuschränken, daß ihnen einige Tage der Woche auf dem Theater eingeräumt wurden. Gottsched hatte nicht übel Lust, die Rolle, welche er in Deutschland ausgespielt hatte, in Wien noch einmal von vorne zu beginnen:

er erschien 1749 in Wien und selbst bei Hofe, aber sein Besuch hatte nicht die gewünschte Folge und Wien hatte ein Jahrzehnt später in Sonnenfels einen Mann moderneren Zuschnittes, welcher ihm Gottsched und Nicolai in einer Person werden sollte.

Von der größten Bedeutung für die weitere Entwicklung unserer Literatur wurde der siebenjährige Krieg. Seit jeher hat das österreichische Militär in den höheren und niederen Gliedern der deutschen Sprache und Literatur Liebe und Theilnahme in hohem Maße entgegengebracht. Die Zahl der österreichischen Dichter, welche dem Militär dauernd oder vorübergehend angehörten, ist Legion. Der Aufenthalt österreichischer Truppen in Deutschland hat während des siebenjährigen Krieges zuerst der Überzeugung Bahn gebrochen, daß man in geistigen Dingen dem Auslande gegenüber zurück sei, daß man von den Deutschen im Reiche zu lernen habe. Mit Bewilligung der Kaiserin schickten hohe Adelige ihre Söhne zum Studium an deutsche Universitäten. Gellert wurde der Mentor Österreichs so gut wie Deutschlands. Die Begeisterung für den redseligen, allzu weichen Mann brachten die Soldaten jeder Charge aus Deutschland mit in ihr Vaterland zurück und bahnten eine neue und innigere Verbindung mit der deutschen Literatur an, als seit Jahrhunderten bestanden hatte. Nun begann es auch in Wien allenthalben sich zu regen. Was zehn Jahre früher unmöglich gewesen war, das trat am Beginne der Sechziger-Jahre sichtbar vor die Augen: eine gelehrte deutsche Gesellschaft wurde von Riegger gegründet und zählte Sonnenfels zu ihren Mitgliedern. Nach dem Muster der deutschen Wochenschriften erschienen nun „die Welt" von Klemm und Heufeld und „der Mann ohne Vorurtheil" von Sonnenfels, Zeitschriften, in welchen man die Säuberung der Schaubühne von den Roheiten des Hans Wurst und den Hafner'schen Plattheiten zum Hauptaugenmerke nahm, wie denn Klemm und Heufeld auch die hervorragendsten Dichter regelmäßiger Stücke waren. Sonnenfels aber, ein Mann von strebendem Ehrgeize, furchtlos und schonungslos gegen alles, was die Aufklärung als Vorurtheil bezeichnete, verstand sich zum Mittelpunkte der literarischen Tendenzen zu machen und organisirte, seit Josef II. Antheil an der Regierung nahm, im Sinne der Josefinischen Reformen Theater und Literatur.

Dieselbe Rührigkeit und Hast, welche Sonnenfels entfaltete, kennzeichnet die österreichische Literatur der Zeit überhaupt. Das Selbstbewußtsein war geschwellt: man glaubte dem Auslande, von dem man noch eben gelernt hatte, bald um Meilenweite voraus zu sein. Der Gedanke einer Akademie wurde mehrmals wieder aufgenommen: Klopstock und Lessing sollten berufen werden, Wieland richtete seine Blicke nach Wien. Aber die Berufung eines mittelmäßigen Literaten aus Erfurt, der seine Erwartungen nicht befriedigt fand, brachte in Deutschland eben so schnell wieder Enttäuschung hervor. Die Tagesliteratur florirte in Wien eine kurze Zeit, um ebenso rasch wieder abzublühen. Das Jahr 1766 brachte in vier Monaten 27 neue Wochenschriften an den Tag und die Flut der

Zeitschriften schwoll bis in die Mitte der Siebziger-Jahre noch immer höher an, um dann ebenso rasch wieder zu verschwinden. Vollends als Kaiser Josef 1781 die Censurfreiheit gewährte, kannte die Schreibseligkeit der Aufklärer keine Grenzen mehr. In 18 Monaten erschienen 1172 Broschüren: alle von einem und demselben Inhalte mit Borns satirischer „Naturgeschichte des Mönchsthums", die Aufklärung predigend und gegen die Mönche



Josef von Sonnenfels.

zu Felde ziehend. Bei ihrer nachlässigen Form haben sie nicht einmal für die Entwicklung der Prosa eine Bedeutung, welche überhaupt durch die Aufklärung wenig bereichert worden ist. Außer den publicistischen Arbeiten von Sonnenfels und Klemm dürfen höchstens ein Versuch im Voltaire'schen Roman: „Faustinus", ein rechtes Gemisch von Cynismus und Aufklärung, und das Werk eines österreichischen Officiers, Dya-na-sore von Meyern, Erwähnung beanspruchen; das letztere hat allein mit Blumauers Schriften das Jahrhundert überlebt.

Für die Dichtung pflegt in Zeiten, welche so sehr nach außen beschäftigt sind, meist die innere Ruhe und Sammlung zu fehlen. Auch hat Niederösterreich im XVIII. Jahrhundert kein großes poetisches Talent gezeitigt. Aber das Zeugniß darf den Dichtern der drei letzten Jahrzehnte nicht versagt werden, daß sie ihrem Vaterlande seit einer Reihe von Jahrhunderten zum ersten Male wieder einen Platz in der Literaturgeschichte erobert haben. Sie theilen sich naturgemäß in zwei Generationen ab. Die erste wirkt in den Siebziger-Jahren, besteht zum größten Theile aus Exjesuiten und dichtet, dem Muster der Klopstock und Ramler folgend, Oden in antiken Silbenmaßen, ohne den Tendenzen der Zeit Einfluß auf die Dichtung zu gestatten; Denis und Mastalier stehen an der Spitze dieser Gruppe und der erstere hat durch seine Übersetzung des Ossian auch auf das Ausland zurückgewirkt. Die zweite Generation wirkt in den Achtziger- und Neunziger-Jahren, besteht zum größten Theile aus Freimaurern, hält sich näher an das Beispiel Wielands, welcher in Wien seinen stärksten Anhang hatte, und steht als Tendenzpoesie durchaus im Dienste der Ideen des Josefinischen Zeitalters. Die bedeutendsten Namen dieser Gruppe sind Alxinger und Blumauer, in der Nachahmung Wielands und in der Abneigung gegen speculative Philosophie sich begegnend, sonst aber vielfach von einander verschieden: Alxinger ist an der Antike geschult, welche Blumauer parodirt; Alxinger ist sorgfältig in der Form, Blumauer so salopp in der Sprache und im Vers, wie cynisch im Inhalt. Aber Blumauer hat von Bürger die Mittel einer nachdrücklicheren Wirkung abgesehen, und sein Witz, so trivial er mitunter wird, ist aufgeweckt und aufweckend, während die Grazie Alxingers ermüdet. Blumauer allein von allen Dichtern der Zeit hat das Jahrhundert überlebt und wird heute noch gelesen. Die Dichter dieser jüngeren Generation besaßen seit 1777 ihren Sammelpunkt in einem eigenen Wiener Musenalmanach, welchen nach einander Ratschky, Blumauer, Leon und andere herausgaben. Die Mitarbeiter desselben ermangeln größtentheils einer eigenthümlichen Physiognomie, sie ahmen mehr oder weniger geschickt die in Deutschland begründeten lyrischen Stilarten nach und haben selbst wieder ihre Nachahmer im Inlande gefunden. Während Ratschky den Spuren Blumauers folgt, wandelt Haschka, der spätere Dichter der Volkshymne, in seinen Oden die Bahnen Denis'; Leon dagegen sucht einen eigenen Weg, indem er sich an den alten Minnesang hält. Wiederum machen sich die Frauen bemerkbar: Karoline Greiner und ihre Freundin Gabriele von Baumberg fehlen in keinem der Almanache.

Inzwischen hatte sich die dramatische Dichtung nach einer ganz anderen Richtung entwickelt, als man hätte vermuthen sollen. Auf der von den Späßen des Hans Wurst gereinigten Schaubühne faßten nicht die frostigen Alexandrinerstücke Ayrenhoffs, welcher mit seinem Freunde Retzer unermüdlich gegen Shakespeare eiferte, in Wien aber kaum einen nennenswerthen Nachfolger fand, festen Fuß, sondern der das Repertoire beherrschte,

hieß Lessing und von ihm aufgemuntert und in seinem Geiste, wenn auch mit viel schwächeren Kräften schrieb der Staatsrath von Gebler seine Dramen unmittelbar für die Bühne. Der Geschmack des Publicums wurde in dieser gesunderen Richtung noch bestärkt, als Schröder in den Achtziger-Jahren nicht nur als Schauspieler hier wirkte, sondern auch den besten Theil seiner Stücke schrieb und seine Bearbeitungen Shakespeare'scher Dramen auf das Burgtheater brachte. Das Resultat seines Aufenthaltes war, daß erstlich



Alois Blumauer.

die dramatische Dichtung von da ab in Wien unauflöslich mit dem Theater in Verbindung blieb, während sich das Sturm- und Drangdrama in Deutschland eben von der Bühne trennte; und zweitens, daß das Princip der Naturwahrheit gegenüber dem falschen Pathos der Alexandrinertragödie zuerst in der Schauspielkunst, dann aber auch in der Dichtkunst siegte. Nach beiden Seiten fehlte es unter Schröders Nachfolgern, welche meistens Schauspieler und Dichter waren, nicht an Ausschreitungen; die Natürlichkeit artete unter den Händen der Stefanie, Bergobzoomer, Müller, Friedel, Ziegler und anderer oft in rohen Naturalismus aus; die dramatische Dichtung in Wien ging bei dieser innigen Verbindung von

Schauspielkunst und Dichtung mehr als anderswo in die Hände der Schauspieler über und die Stücke der Jünger und Kotzebue, welche man als Theaterdichter berief, waren eher eine Förderung als ein Gegengewicht gegen diese Richtung. Aber daß dem idealen Drama dadurch eher ein gesunder Boden geschaffen, als der Weg zur Bühne versperrt war, zeigen die Erfolge, welche Heinrich von Collin, der bedeutendste Dramatiker Niederösterreichs vor Grillparzer, mit demselben errungen hat. Während Ayrenhoff noch immer gegen das verhaßte Naturprincip eiferte, suchte Collin mit Bewußtsein und Absicht die Verbindung von Schönheit und Wahrheit, von Natürlichkeit und Regelmäßigkeit. Er ging vom Rührstücke aus und schwang sich dann mit einem Male zur hohen Tragödie empor, welche staatsbürgerliche Tugend verherrlicht. Seine Charaktere, die er meist aus dem Alterthume nimmt, sind voll würdiger und männlicher Gesinnungen, seine Sprache ist nicht frei von rhetorischem Prunke, aber kräftig und wohlklingend. Er verleugnet nirgends den gebildeten Dichter, aber die Ausführung seiner Dramen ist mager, die Handlung dürftig. Ihm hat nicht der Naturalismus, sondern die Nachwirkung Ayrenhoffs nachhaltige Erfolge entzogen.

Auf die Periode der Aufklärung folgt in Niederösterreich unmittelbar die Zeit der Romantik. Die Flegeljahre des Sturmes und Dranges und die revolutionären Anfänge der Schlegel haben kein Analogon in dem geistigen Leben Niederösterreichs. Unmittelbar nach Josefs Tode trat eine rückläufige Bewegung ein; der Exjesuit L. A. Hoffmann als Herausgeber der „Wiener Zeitschrift" vertrat dieselbe auf dem literarischen Gebiete. Die Feinde der in ihren Tendenzen damals freilich bereits überlebten und eigensinnig gewordenen Aufklärung gewöhnten sich allmälig daran, ihre Blicke nach Wien zu richten. Dorthin war schon 1792 Johannes von Müller, der Geschichtschreiber der Schweiz, berufen worden; seit 1802 stand auch Gentz in österreichischen Diensten. Fast die ganze romantische Schule folgte ihm nach und erwählte Wien zum dauernden oder vorübergehenden Aufenthalte. Nach einander hielten hier die Brüder Schlegel und A. Müller unter ausdrücklicher Bewilligung des Kaisers und vor einem aus den höchsten und gebildetsten Kreisen Wiens bestehenden Publicum ihre Vorlesungen über die verschiedensten Zweige der romantischen Doctrin. Vorübergehend lebten Tieck, Loeben, Brentano, beide Eichendorff in der Kaiserstadt und W. von Humboldt hielt als preußischer Gesandter ein gastfreies Haus für Einheimische und Fremde. Die Frauen traten, wie überall, wo der romantische Geist wehte, in der Gesellschaft und in der Literatur wieder stärker in den Vordergrund. Dorothea von Schlegel und Helmina von Chezy verpflanzten den Ton der Berliner und Pariser Salons nach Wien, wo sich auch Sophie Bernhardi, die Schwester Tiecks, eine Zeit lang aufhielt; Regina Frohberg, eine Berliner Jüdin und Convertitin, spielte eine hervorragende Rolle in der Gesellschaft; Frau von Pichler und Josefine

Perin von Gradenstein hielten die weniger geistreiche, aber gemüthlichere Art der einheimischen Geselligkeit aufrecht. Die Romantiker endlich betheiligten sich, als Österreich 1809 zu den Waffen griff, in hervorragender Weise an den Erfolgen der österreichischen Armee: während die Gentz und Schlegel die Proclamationen gegen Napoleon schrieben, standen die Varnhagen, Seckendorf und andere gegen ihn in Reihe und Glied. Collin aber stimmte jetzt seine kräftigen Wehrmannslieder an und gab damit das Signal für die patriotische Dichtung der Befreiungskriege. Castelli, A. Passy und andere folgten seinem Beispiele, Friedrich Schlegel fand einen begeisternden Ton und Heinrich von Kleist, dessen Dichtung der Rache zum Theile auf österreichischem Boden entstanden ist, schickte seine „Hermannsschlacht“ an Collin.

Für die Theorie der Romantiker war Wien, wo Kant nur in einem auserlesenen Kreise bekannt war, kein günstiger Boden, trotzdem sie zum Theile mit Unterstützung der Regierung hervorragende und einflußreiche Zeitschriften gründeten. Die Wiener Jahrbücher für Literatur waren in der ersten Zeit ihres Bestehens das vornehmste Journal in deutscher Sprache; der „Prometheus“ von Seckendorf und Stoll und Friedrich Schlegels „Deutsches Museum“ waren die ersten österreichischen Zeitschriften, an welchen sich auch das Ausland rückhaltslos betheiligte, und selbst Goethe hat dem ersteren seine Mitwirkung nicht versagt. Aber der Romantik erstand in dem Herausgeber des „Sonntagsblattes“, Schreyvogel-West, ein gefährlicher Gegner, dessen besonnene Kritik durchaus an den Grundsätzen Lessings festhielt und die Forderung der Bühnenmöglichkeit und Bühnentauglichkeit nie aus den Augen verlor. Schwache dramatische Talente, wie Matthäus von Collin, welcher Historien im Shakespeare'schen Stil dichtete, oder wie J. Passy, welcher in seinen Tragödien mit Chören dem Schlegel'schen „Ion“ nacheiferte, konnten dagegen nichts vermögen. Aber selbst die Gegner der Romantik wußten aus den von ihr angebahnten Richtungen Vortheil zu ziehen. Die Thätigkeit der Übersetzer wurde auch in Wien mächtig angeregt und gefördert und wandte sich mit Vorliebe den von den Schlegel erschlossenen romanischen und orientalischen Dichtern zu. Mit der spanischen Literatur bestand hier noch seit den Zeiten der spanischen Habsburger eine Art geistigen Rapportes und das Studium derselben fand in F. Wolff einen hervorragenden Vertreter; der Vermittler mit dem Orient wurde Hammer-Purgstall, dessen Übersetzung von Hafis Divan bei Goethe eine bedeutende Nachwirkung hinterlassen hat. Die Übersetzungen der spanischen Dichter kamen hauptsächlich der Bühne zugute und schlossen sich deßhalb auch enger an die Bedürfnisse derselben an: die freie Aneignung in Wests Bearbeitungen ist bis heute unübertroffen und bis jetzt die einzige Form, in welcher sich spanische Originale auf der deutschen Bühne erhalten haben. Auch in Österreich hat ferner die Romantik neue Stoffgebiete erschlossen, welche von rührigen Händen sofort ausgebeutet wurden. Zur tiefsten Rührung seiner durch

die politischen Verhältnisse niedergeschlagenen Zuhörer hatte W. Schlegel in der letzten seiner Vorlesungen nationale Stoffe für die historische Tragödie empfohlen und die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf den ritterlich glänzenden Zeitraum des Hauses Hohenstaufen und endlich auf die politisch wichtigeren und uns am nächsten liegenden des Hauses Habsburg gelenkt, das so viele große Fürsten und Helden erzeugt habe. Schlegel selbst veröffentlichte die Lieder der Minnesänger, welche Rudolf von Habsburg besangen, und Hormayers Taschenbuch und Archiv boten sich den suchenden Dichtern als eine wahre Fundgrube nationaler und patriotischer Stoffe dar. H. von Collin ließ die Römerhelden liegen und dichtete Balladen aus der Habsburg'schen Hausgeschichte; sein Bruder Matthäus und Karoline Greiner-Pichler griffen auf die Zeiten der Babenberger zurück und führten diese Stoffe auch in das Drama und in den Roman ein. Unzählige Gedichte besangen bis in die Vierziger-Jahre die Habsburger oder heroische Momente in der Geschichte des Vaterlandes. Zu ihnen gehört auch „Zriny" von Körner, dessen bedeutendste Dramen überhaupt ihre Entstehung dem Aufenthalte in Wien und dem Verhältnisse zur Hofbühne verdanken. Wenig Erfolg hatte dagegen die Propaganda, welche Z. Werner und F. Schlegel für katholische Stoffe und die geistliche Dichtung machten; weder A. Passy noch Peter Silbert haben dieselbe zu bedeutender Höhe gebracht und nur Enk von der Burg hat von hier aus den Weg zur Antike gesucht, auf welchem sein Talent verunglückt ist.

Den Einfluß der Romantik erkennen wir auch, wenn Franz Ziska nunmehr die österreichischen Volkslieder und Volksmärchen zu sammeln sucht, oder wenn Schütz mit seinen „Versuchen eines Wiener Naturdichters" hervortritt. Hier setzt auch die Dialectdichtung unmittelbar ein, welche ihre höchste Blüte auf dem Volkstheater, in den unsterblichen Dichtungen Raimunds erlebten und gehören ihr zur Hälfte auch die Dichter an, welche bis in die Dreißiger-Jahre als der specifische Ausdruck des Österreicherthums galten, weil sie die Lust und Fröhlichkeit ihres Stammes in leichten Formen wiederzugeben verstanden. Als gute Patrioten, gemüthliche Männer und unwiderstehliche Spaßvögel waren sie überall gerne gesehen und gehört und machten es sich in allen Dichtungsgattungen bequem. Ihr Hauptvertreter ist Castelli, welchen Menzel den österreichischen Anakreon genannt hat. Seine „herzigen" Lieder erreichten einen seltenen Grad von Popularität; am besten gelang ihm die humoristische Erzählung, welche keine großen Anforderungen an Kunstfertigkeit stellt. Er ist auch der Begründer eines besonders von der culturhistorischen Seite wichtigen Zweiges der Literatur: der Skizzen aus dem Wiener Leben, in welchem er bis in die neueste Zeit an F. Gräffer, J. Schlager, Fr. Schlögl, Ed. Pötzl, V. Chiavacci und anderen Nachfolger gefunden hat. Ein Dichter in derselben Manier, aber gebildeter in Sprache und Vers, welche beide Castelli unverzeihlich vernachlässigte, ist J. G. Seidl, der nicht blos die leichtblütige Art, sondern auch das

sinnige Gemüth des Österreichers zum Ausdruck zu bringen versteht. Sein Hauptgebiet ist die volksthümliche Ballade, in welchem er an Franz Fitzinger und J. N. Vogl begabte Nachfolger gefunden hat. Der letztere, welcher ein schönes Talent durch eilfertige Production verdarb, fehlt in keinem der unzähligen Almanache und Taschenbücher, die auch in Wien zur Zeit des „Singe wem Gesang gegeben" wie Pilze aus der Erde schossen.



Ferdinand Raimund

Wiederum war die Prosa das Stiefkind unserer Literatur. Die prosaischen Dichtungsgattungen blieben fast ganz den Zeitschriftstellern und den Frauen überlassen. Regina Frohberg dichtete unermüdlich in der sentimentalen Manier des deutschen Lafontaine; Josefine Perin von Gradenstein gab die Romanschriftstellerei in französischer Sprache auf und schrieb Erzählungen für die österreichischen Almanache; Karoline von Pichler warf sich seit den Zwanziger-Jahren ganz auf den historischen Roman und wurde durch ihre

„Schwestern von Prag“, ihren „Friedrich den Streitbaren“ u. s. w. die populärste unter allen österreichischen Schriftstellern, trotzdem ihre weitläufigen, wie die meisten Frauenromane der Zeit fast ausschließlich in Briefform abgefaßten Dichtungen dieser Art den Leser nicht leicht unter einem halben Dutzend von Bänden entließen. Neben ihr wurde allein E. Duller genannt, welcher den Einfluß der französischen Romantik zu seinem Vortheile überwand und in seinen späteren Romanen moderne Interessen und historische Tendenzen vertrat. Der sociale Roman fand keinen Vertreter und auch die Novelle, bei welcher jede Zugabe von Reflexion grundsätzlich ferngehalten wurde, fristete nur ein kümmerliches Leben in den Zeitschriften, zu deren Hauptartikel die Erzählung gehörte. Schreyvogel und nach ihm A. von Steigentesch haben noch immer das Beste auf diesem Gebiete geleistet; auch der Schauspieler und Theaterdichter W. Lembert galt als gewandter Erzähler. F. L. Halirsch, J. Moshammer, F. X. Told von Toldenburg, E. Straube und Andere waren mit größerem oder geringerem Erfolge mit der Novellendichtung beschäftigt. Was sonst an Erzählungen die Spalten besonders der Theaterzeitung füllte, war entweder Übersetzung aus dem Französischen oder mißlungene Nachahmung deutscher Muster. An Hoffmanns Spukgeschichten hielten sich A. von Tschabuschnigg und E. Silesius; in Humoresken, welche den Einfluß Jean Pauls mehr oder weniger deutlich erkennen ließen, wetteiferte A. Schilling mit den meisten Journalisten der Zeit. Besonders das bis an das Ende der Dreißiger-Jahre gelesenste und fast allein gelesene Organ, die Theaterzeitung von Bäuerle, welche sich auf die schwachen Seiten des Publicums wohl verstand und jeder Mode der Zeit, sowie jeder Laune des Publicums gehorsamst huldigte, verfehlte nicht neben ihren Theaterreferenten und Correspondenten einen beständigen Spaßmacher zu besolden, welcher nicht mehr von der harmlosen Art des guten Castelli war und bald auch in den übrigen Rubriken den Ton angab. Auf den begabten, aber im Leben wie in seinen Schriften zerfahrenen Wiest folgte M. G. Saphir, ein Meister in der schalen Kunst des Wortwitzes und der Doppelsinnigkeit, welcher seine Rolle unter den gutmüthigen Wienern indessen bald ausgespielt hatte. Leider war der Schaden, welchen Saphir durch seine Gesinnungslosigkeit und Parteilichkeit, sowie durch den witzelnden Ton seiner meist nur von persönlichen Interessen beeinflußten Beurtheilungen in der Kritik anstiftete, nicht sobald gutzumachen, und lange blieben einsichtsvolle und eindringende Kunstrichter, wie Michael Enk und Ernst von Feuchtersleben, welche für die „Wiener Zeitschrift“ schrieben, in den Spalten der spärlich und dürftig ausgestatteten Wiener Blätter eine Seltenheit.

Inzwischen bestand die Pflege des Drama durch die Schauspieler in ununterbrochener Tradition seit dem XVIII. Jahrhundert fort; an Ziegler schlossen sich die Weißenthurn, der talentvolle Lembert und Andere an, welche zum kleinen Theile wie Steigentesch Originalstücke, zum größeren wie Kuffner und Kurländer Übersetzungen französischer Boulevardstücke

und spanischer Tragödien lieferten und namentlich mit den ersteren sich ein Vermögen erwarben. Talente, welche über das Theatralische hinaus nach dem Poetischen strebten, wie Nell, Paunasch, Braun von Braunthal und andere in der Tragödie, Feuchtersleben im Alexandrinerlustspiel konnten dagegen nicht aufkommen, und standen nach mehreren oft nicht unrühmlichen Versuchen ab. Auch in Bezug auf die Gattungen kam man nicht viel weiter; indirect beherrschte noch immer Iffland das Repertoire, bis Müllners Lustspiele und Schicksalstragödien hier ihre besten Erfolge errangen und das Drama in Ludwig von Deinhardstein, Freiherr von Zedlitz, Friedrich Halm und Anderen seine begabtesten Vertreter fand. Eine noch zu wenig beachtete Specialität der Wiener Dramatiker bilden die Operntexte, welche zum Theile wieder gut machten, was der Verfasser des Textbuches zur Zauberflöte gesündigt hat, und in leicht erklärlichem Zusammenhange mit der Entwicklung der musikalischen Kunst in Niederösterreich standen; Weber, Spontini, Bellini, Kreutzer und Andere haben in F. A. Kanne, F. Seyfried und H. von Chézy geschickte Mitarbeiter gefunden und selbst Grillparzer hat es nicht verschmäht, einen Operntext zu schreiben. Aus diesen wenig erfreulichen dramatischen Zuständen sind nichtsdestoweniger zwei hervorragende Vertreter des ernsten und heiteren Drama hervorgegangen, welche mit ihrem tiefsten Wesen im heimischen Boden wurzeln. Der Gegensatz des leichtblütigen und schwerblütigen Wieners, welchen auf einer tieferen Stufe der Bildung Castelli und Raimund repräsentiren, kehrt in Bauernfeld und Grillparzer wieder. Der erstere hat die Lebenslust und den Frohsinn des Wieners in der besseren Gesellschaft aufgesucht und ihnen den vornehmsten und edelsten Ausdruck verliehen; der andere ist der erste Österreicher der neueren Zeit, welcher die Tiefen des Seelenlebens eröffnet und die Tragik des Herzens ergründet hat. Ihr Leben verhält sich wie ihre Dichtung: während Bauernfeld sich die Frische und Elasticität seines Geistes bis ins höchste Alter bewahrt hat und uns noch jetzt mit den Gaben seiner unermüdlichen Schaffenskraft erfreut, ist Grillparzer früh der Literatur und dem Leben abgestorben und hat sich in der Einsamkeit verzehrt.

Franz Grillparzer wurzelt mit allen Triebkräften in dem Boden seines Vaterlandes. Er suchte für sein Talent Nahrung zu ziehen aus allen Richtungen, welche er vorfand, gleichviel ob sie den höheren oder tieferen Regionen der Literatur angehörten. Er schloß sich enge an die lebendige Bühne an und dichtete in der Zeit, in welcher Müllner das Burgtheater beherrschte und Th. von Artner eine Art Einleitung zur „Schuld" schrieb, als erstes Werk eine Schicksalstragödie. Er verschmähte es nicht, aus Gespenster- und Räubergeschichten, wie sie A. Gleich und Andere damals zu Dutzenden lieferten, seine Motive zu entlehnen und wehrte den Einfluß des Leopoldstädter Theaters so wenig von sich ab als den der Romantiker, welchen er den bedeutenden Hinweis auf die Spanier

verdankt. Aber sein Blick war über die engere Umgebung hinaus nach Weimar gerichtet und auf seine Erstlingsarbeit folgte ein Drama im classischen Stil der Iphigenie. Diesen verschiedenartigen Anregungen verdankt Grillparzer eine von keinem anderen deutschen Dramatiker erreichte Vielseitigkeit: er hat classische und romantische Dramen geschrieben; er hat in dem Stile der Spanier, Shakespeares und Goethes gedichtet, er hat Stoffe aus dem Alterthum, dem Mittelalter und der Neuzeit behandelt; er ist bühnenwirksam und zugleich poetisch. Die Tragik ist bei ihm selten ohne einen Zug von Naivetät und der Humor nicht ohne eine Grundlage von tiefem Ernste. Schlichten und einfachen Sinnes stellt er seine Ideale nicht zu hoch und sucht sie niemals in der Region des Abstracten; aber er begnügt sich nicht wie die Zufriedenheitspoeten seiner Zeit mit einem äußeren Behagen, ihm genügt nur das innere Glück. Er hätte der Dichter seines Volkes und seiner Zeit werden können, aber diese war seiner Entwicklung nicht günstig, und als sich zu dem nationalen Stoffe aus der Geschichte des Hauses Habsburg endlich der große Dichter gefunden hatte, war die Zeit für solche Stoffe vorbei.

Eduard von Bauernfeld erfüllte die Hoffnungen, welche man in Bezug auf das sogenannte poetische Lustspiel vergebens in Deinhardstein gesetzt hatte. Auch er geht von der Romantik aus und ist bis in die späteste Zeit ab und zu gerne wieder zu romantischen Stoffen zurückgekehrt. Er hat das liebenswürdigste Bild des Kaisers Max auf die Bühne gebracht und zugleich das getreueste Abbild der Wiener Gesellschaft von den Tagen des Congresses bis auf die Neuzeit geliefert. Bauernfeld ist der geborene komische Dichter; er wirkt nicht durch Concentration des Witzes und nicht durch die aparten Kunststücke der neueren Lustspieldichter, sondern durch sein fröhliches Naturell, welches sich ungesäumt nach außen mittheilt und allenthalben Frohsinn und Heiterkeit erzeugt. Er ist nicht vielseitig in seinen Charakteren und nicht reich in der Erfindung, aber seine Charaktere sind liebenswürdig und wahr und er kennt das Geheimniß eines geistvollen und lebendigen Dialoges, welcher nie den weltmännischen Ton vermissen läßt und in eminentem Grade dramatisch ist. Dabei besitzt Bauernfeld die Fruchtbarkeit des echten Bühnendichters und ist Jahrzehnte hindurch die Stütze unseres Lustspielrepertoires gewesen.

Bauernfeld ist nicht um viel mehr als ein Decennium nach Grillparzer in die Öffentlichkeit getreten; aber die Zustände hatten sich inzwischen mächtig verändert. Der industrielle Aufschwung der Zwanziger-Jahre hatte Leben und Bewegung auf allen Gebieten hervorgebracht. Die Bildung des Mittelstandes in Niederösterreich schritt vor, die Theilnahme des Publicums an dem geistigen Leben wuchs und der deutsche Buchhandel machte in Wien seine besten Geschäfte. Die Dichtung nahm denn auch in den Dreißiger-Jahren einen neuen und glänzenden Aufschwung — zu einer Zeit, in welcher sie in Deutschland der Speculation das Feld hatte räumen müssen. Österreich, sagt ein Zeitgenosse, gleicht einem

lehrbegierigen Jüngling mit frischen Sinnen, der durch Abstraction noch nicht um das volle kräftige concrete Leben betrogen ist. Und das war auch der Charakter der Poesie dieser Zeit. Wir führen, der Gegenwart uns nähernd, nicht nur jene Dichter und Schriftsteller an, die in Wien und Niederösterreich geboren sind, sondern auch jene, die durch



Franz Grillparzer.

längere Zeit hier gelebt und hier ihre Dichtungen geschaffen haben. Die Jugend aus den adeligen Kreisen ging voran, welcher es nicht um eine ferne Vergangenheit, sondern um das Erfassen der Gegenwart zu thun war. Die Dichtung blieb auch jetzt patriotisch, aber sie wurde politisch und im guten Sinne liberal. Der redliche und mäßige Sinn der Österreicher verleugnete sich nicht in ihr: man wollte schaffen und nicht zerstören; man brachte keinen abstracten Liberalismus in Verse, noch weniger ein bestimmtes politisches Programm, sondern man sprach im Tone des Sehers und des Propheten. Die Hauptstärke

und den charakteristischen Ausdruck fand diese Generation auf dem episch-lyrischen Gebiete. Hier bildete sich gegenüber der Heine'schen und der schwäbischen Schule, nicht ganz unabhängig von beiden, aber doch selbständig, eine österreichische Schule mit eigenthümlichem Charakter heraus. Die Anknüpfung an die frühere Zeit fand sie in der Ballade, welche auch jetzt nicht blos von Zedlitz und Lenau, sondern auch von Dichtern zweiten Ranges mit Erfolg gepflegt wurde. Der Freiherr von Zedlitz, ein Dichter, welcher als Dramatiker durchaus unter den Einflüssen der romantischen Schule stand und ihrer Anregung auch jetzt die künstliche Canzonenform verdankte, gab in seinen „Todtenkränzen" den ersten Ton dieser neuen Dichtung an. Er wurde bald übertönt durch die hellere Stimme eines Nachfolgers: Anastasius Grün war das glänzendste Talent der neuen Schule, bilderreich und farbenprächtig bis zur Verschwendung, volltönend in der Rhetorik, adelig in der Form und im Ausdrucke. An Tiefe und Innigkeit übertraf ihn Nikolaus Lenau, einer der größten Elegiker in deutscher Sprache, der in Ton und Farbe den directen Gegensatz zu Anastasius Grün bildet. Dieser holt seine Bilder mit Vorliebe aus der grünen Frühlingszeit und der sonnigen Umgebung der Kaiserstadt: über Lenaus Dichtung lagert der aschgraue Himmel der heimischen Puszta und er feiert den trüben Herbst. Grün sucht in der Natur nach Bildern für den Kampf der Freiheit und des Lichtes: Lenau sieht in ihr ein Bild seiner eigenen inneren Trauer um die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen. Grün besaß die Gabe, sich von seinem Kummer, indem er ihn in lautstimmige Verse brachte, zu befreien: Lenau wurde von dem, was ihn innerlich verzehrte, rast- und ruhelos durch die alte und neue Welt getrieben. Der eine setzt die Tradition der patriotischen Stoffe fort, indem er den Kaiser Max in der Nibelungenstrophe besingt: den andern treibt der ungestüme Drang seines Innern zum Faustthema, welches bald auch andere österreichische Dichter behandeln. Lenau am nächsten stand sein Landsmann, Freund und Schüler Karl Beck: der Ausdruck seiner Melancholie erinnert zuweilen an die elegischen Töne der althebräischen Dichtung, aber er ist hellfarbiger als sein Meister und schädigt durch unruhigen Wechsel die Kraft und Fülle seiner Bilder. In Grüns Spuren wandelt auch Ludwig August Frankl, der wie dieser die Habsburger besang. Die reine Lyrik stand bei den ersten Dichtern der Zeit hinter den auf dem Grenzraine der Lyrik und Epik erblühten Dichtungen zurück. Die nach antiker Formenschönheit strebenden Dichtungen Feuchterslebens waren der Ausfluß eines nach Goethes Vorbild eingerichteten Lebens; derselben milden und harmonischen Lebensanschauung suchte auch Franz von Schober in der modernen Sonettform einen geeigneten Ausdruck zu geben. Die Reflexionspoesie repräsentirt Braun von Braunthal, der früh verstorbene L. Halirsch dagegen dichtete leichte, einfache, natürliche Lieder in der Art W. Müllers, welche er leider nur zu eilfertig hinwarf. Die Lyrik Mayrhofers ist der Ausdruck einer tiefen, in sich versenkten Natur und fand an seinem Freunde Schubert

den geeigneten Componisten. A. von Tschabuschnigg konnte als Vertreter der in Österreich nicht zahlreichen Dichter in Heines Manier gelten und Heinrich von Levitschnigg strebte, nicht immer mit Glück, nach der Bilderfülle des Orientes. Das bedeutendste Talent



Anastasius Grün.

war Karl Ferdinand Dräxler-Manfred, welcher wie Friedrich Rückert alle Formen der Lyrik beherrschte.

Die Schriftsteller der letzten Generation wirken zum größten Theile noch in unserer Mitte und sind von so reger Schaffenslust erfüllt, daß ein Endurtheil über ihre Leistungen noch nicht statthaft erscheint. Aufmerksamkeit erregt in der neuesten Zeit wieder die Pflege des Drama. Nachdem Grillparzer sich allzufrüh der Bühne entzogen hatte, beherrschte durch

Jahrzehnte fast ausschließlich Friedrich Halm das Repertoire: ein glänzendes, aber weiches und durch den Beifall verweichlichtes Talent, ein Meister in der Kunst des Exponirens und Componirens, der sich zugleich auf den Zauber einer wohlklingenden, mehr lyrisch als dramatisch belebten Jambensprache verstand. Die geringe Förderung, welche die Dramatiker der Dreißiger- und Vierziger-Jahre bei den Nachfolgern Schreyvogels in der Direction des Burgtheaters fanden, war der Grund, daß das österreichische Drama aus der Art zu schlagen begann und sich von der Bühne weg dem Buchdrama zuwandte. Erst unter Heinrich Laube erhielt die dramatische Literatur in Wien wieder Fühlung mit dem Theater. Laube selber schrieb einen großen Theil seiner technisch geschickten und bühnenwirksamen Dramen in Wien. Das interessanteste und zugleich bizarrste Talent unter den deutschen Dramatikern der Zeit, Friedrich Hebbel, dichtete jetzt in Wien und erfuhr durch die Nähe einer ausgezeichneten Bühne die entschiedenste Förderung, indem es sich gewöhnte, geistreich ersonnene psychologische und sociale Probleme in eine bühnenfähigere Form zu kleiden und den formellen Anforderungen der dramatischen Kunst mehr zu entsprechen. Gerade in der Erfüllung der technischen Bedingungen des Drama haben die österreichischen Dramatiker der Fünfziger- und Sechziger-Jahre das Löblichste geleistet und sich allein dadurch einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des Drama erworben. In die Fußtapfen Halms trat S. H. Mosenthal, der Begründer des verfeinerten Bauernstückes, dessen rhetorische Begabung und Beherrschung des scenischen Effectes kaum hinter seinem Vorgänger zurücksteht. Beruht bei ihm oft die Wirkung auf dem Äußerlichen, auf den farbenprächtigen Tableaux, so ist es dem innerlicheren und tieferen Josef Weilen mehr um die Charaktere zu thun: er ist bestrebt, mit dem Bühnenstücke die höheren Vorzüge des Charakterdrama zu vereinigen. Während Franz Nissel sowohl auf der Bühne, als in der Literatur erst spät die verdiente Anerkennung gefunden hat, sind die historischen Dramen von F. von Saar wohl in der Literatur, aber niemals auf der Bühne heimisch geworden. Andere, wie Otto Prechtler, der als ein glücklicher Stoffinder galt, Roderich Anschütz, Wilhelm von Wartenegg, Murad Effendi, Franz Keim u. s. w. hatten nur vorübergehend Erfolge zu verzeichnen; A. Berger, ein schönes, in den Bahnen Grillparzers wandelndes Talent, ist seit einem ersten Versuche verstummt. In der neuesten Zeit hat Adolf Wilbrandt mit dem Drama höheren Stils die größte theatralische und, wo ihn unkünstlerisches Raffinement nicht behinderte, auch tiefe poetische Wirkung erzielt. Das Lustspiel hat sich leider nicht in dem Geiste Bauernfelds weiter entwickelt und ein so glücklich veranlagtes Naturell ist demselben nicht wieder zugute gekommen. Schon seine unmittelbaren Nachfolger, Leopold Feldmann und Alexander Baumann, waren weniger graziös, Eduard Mautner, der Verfasser des munteren „Preislustspiels", weniger beweglich und auch nicht arbeitsam. Später ging der Humor des deutschen Lustspiels überhaupt völlig in der Situationskomik,

die Comödie in dem Schwanke auf. Die österreichischen Dichter folgten dem Zuge der Zeit und haben das Verdienst, die Bühnen des In- und Auslandes für ihre Producte gewonnen zu haben. Die Namen Julius Rosen, Franz von Schönthan, Michael Klapp, Friedrich Gustav Triesch können als Vertreter des neuesten Lustspiels überhaupt gelten. Den Einakter pflegten mit Glück Sigmund Schlesinger, Karl Gründorf und in jüngster Zeit



Nikolaus Lenau.

Karl Albert (Graf Bombelles). Zu dem feineren Stil und Ton Bauernfelds kehrten erst die geistvollen Lustspiele Adolf Wilbrandts wieder zurück, welcher namentlich mit seinen ersten ehrenvolle Erfolge errang.

Die Lyrik der Vierziger-Jahre steht noch deutlich unter dem Einflusse Grüns: die Balladen- und Romanzenform herrscht und von dem Gebiete des Epischenhat sich die österreichische Lyrik niemals weit entfernt. W. Constant (C. von Wurzbach) und L. Foglar dichteten im Sinne Grüns; L. Bowitsch und F. Sauter suchten den Ton des Volksliedes zu treffen; Ricks Lieder waren der Ausfluß eines liebenswürdigen Naturells; den größten

Erfolg hatte Rudolf Hirsch mit seiner leichtflüssigen Lyrik im „Irrgarten der Liebe". Von südlicher Glut erfüllt sind die „deutschen Lieder eines Italieners", Cajetan Cerri. Einen neuen und kräftigen Ton schlugen erst Hermann Rollett und Johannes Nordmann an. Die spätere Zeit hat Lyriker von selbständiger Bedeutung und eigenthümlichem Gepräge unter den Männern wenige mehr hervorgebracht: fast jeder namhafte Dichter der Zeit hat auch lyrische Gedichte veröffentlicht, welche zum Theile hohen poetischen und großen individuellen Werth besitzen, aber die Dichter, welche sich blos auf lyrischem Gebiete versucht haben, sind selten. Auch die Entwicklung der lyrischen Formen stand nicht im Vordergrunde der poetischen Interessen: Carlopago strebte, nicht immer mit Glück, nach dem hohen Stil und den künstlichen Formen der Hölderlin'schen Lyrik; viel besser ist es neuerdings Stefan Milow gelungen, die erhabenen Gattungen der Lyrik wieder zu Ehren zu bringen. Während es aber die Männer größtentheils verschmähten, sich auf die Lyrik einzuschränken, war diese das eigentliche Lieblingsgebiet der Frauen. Besonders die adeligen Damen sind hier zahlreich vertreten: Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almasy, Marie von Najmajer, Josefine von Knorr, Luise von Rechenberg, Josefine von Remekhazy und viele Andere. Unter den bürgerlichen Damen stellen die Professorenfrauen das bedeutendste Contingent: Eugenie Bolza, Bertha Arndts, Marie Arndts, Auguste Hyrtl. Die Namen Paoli und Christen seien an die Spitze gestellt: Betty Paoli steht durchaus innerhalb der Grenzen ihres Geschlechtes, sie hat die weiblichste aller Empfindungen, den Schmerz um betrogene Liebe, in so tiefempfundene und dabei formvollendete Verse gebracht, wie sie noch selten oder nie einer Frau gelungen sind; Ada Christen kehrt die interessante Seite der weiblichen Natur heraus, welche im Conflicte mit den der Frau in der Gesellschaft gezogenen Grenzen zu Tage tritt, sie erscheint in ihren Liedern als die Verlorene und zeichnet sich durch eine kräftigere Phantasie und männliche Gestaltungsgabe aus.

In den Balladen- und Romanzencyclen, welche seit Grün in ununterbrochener Folge bis auf unsere Tage entstanden, berührte sich die Lyrik mit dem Epos, welches als selbständige Gattung gleichfalls nicht im Vordergrunde stand. Doch haben sich Otto Prechtler, Alexander Patuzzi, Hieronymus Landesmann, Josef Haupt, Julius von der Traun und Andere mehr oder weniger erfolgreich an dieser Gattung betheiligt. In der Idylle hat uns Friedrich Hebbel eine classische Dichtung geschenkt. Ein Talent der jüngsten Zeit, Siegfried Lipiner, hat an bedeutenden Stoffen starke schöpferische, aber wenig gestaltende Phantasie bewiesen.

Den bedeutendsten Fortschritt hat die niederösterreichische Dichtung in der jüngsten Zeit auf dem Gebiete der prosaischen Dichtungsgattungen gemacht. Unsere Roman- und Novellenschriftsteller gehören zum größten Theile auch außerhalb ihres Vaterlandes zu den Lieblingen des Publicums und haben sich in den verschiedensten Gattungen bewährt. Auch

Männer der früheren Zeit, wie Adolf Ritter von Tschabuschnigg, haben sich später auf diesem Felde versucht. Während der Tendenzroman im Sinne der Jungdeutschen fast nur durch die anspruchsvollen Producte Brauns von Braunthal (Jean Charles) vertreten ist, haben die Dorfgeschichten und Culturbilder in Österreich hochbegabte Vertreter gefunden: Josef Rank entlehnte seine Stoffe dem Böhmerwalde, August Silberstein den österreichischen Gebirgsländern; Leopold Kompert schildert in ergreifenden Bildern das Leben und Treiben des böhmischen Ghetto und Karl Emil Franzos hat die Culturzustände Halbasiens der dichterischen Betrachtung erschlossen. Auch Ludwig Anzengruber hat, neben seinen trefflichen Volksstücken, ergreifende Bilder aus dem Leben des niederösterreichischen Landvolkes geschaffen. Über den Ocean schweifte die Phantasie Kürnbergers, des für die Prosadichtung so reich begabten Vertreters des „Amerikamüden". Andere, wie Franz Schuselka und Friedrich Schlögl, griffen in der Nähe zu und holten ihre Stoffe aus dem Wiener Volksleben. Unzweifelhaft bildet diese Richtung die Stärke der niederösterreichischen Romandichtung, der Gesellschafts- und Sittenroman stand hinter ihr zurück: doch haben Friedrich Uhl, August Silberstein und Andere auch hier Verdienstliches geleistet, während die Sensationsromane der Wolfram und Anderer mehr momentanes Aufsehen als dauerndes Gefallen erregten. Auch der historische Roman kommt an Zahl und Bedeutung dem Culturbilde nicht gleich, leicht dürfte Heinrich Laubes „deutscher Krieg" auf diesem Gebiete die bedeutendste Erscheinung der letzten Decennien sein. Für das Bedürfniß eines weiteren Leserkreises, nicht ohne Talent, aber ohne weises Zusammenhalten ihrer Kräfte, schrieben Leopold Breier, Theodor Scheibe und August Schirmer Romane aus der allgemeinen und österreichischen Geschichte und aus dem modernen Leben. Auch die Theilnahme der Frauen, welche sich hier am liebsten hinter Männernamen verbergen, hat dem Romane nicht gefehlt: ich nenne E. Ritter, Ernst von Waldow und aus der neuesten Zeit Emil Marriot, welcher sich an die realistische und naturalistische Darstellungsweise der modernen Franzosen anschließt. Auch die Novellendichtung ist seit 1850 in Österreich erfreulich fortgeschritten. Wir finden sie zunächst in den Erzeugnissen Faust Pachlers auf dem Standpunkte der Zeitungsnovelle wieder, auf welchem wir sie in den Vierziger-Jahren verlassen haben. Auch späterhin, aber in vornehmerer Gestalt, ist das Talent für die Novelle mit der Begabung für das Feuilleton oft Hand in Hand gegangen. Ferdinand Kürnberger, Hieronymus Lorm, Karl Erdmann Edler, Johannes Nordmann, Emerich Ranzoni, Balduin Groller, Ludwig Hevesi, Ferdinand Groß und andere unserer besten Feuilletonisten und Essayisten zählen auch zu unseren besten Novellisten. Nicht selten war auch, wie einst bei Kleist, das Talent für Roman und Novelle mit dem Dramatischen vereint, wie bei Grillparzer, Halm, Hebbel, Mosenthal, Saar, Weilen, Wilbrandt und Anderen mehr. In den Reisenovellen und Wandernovellen von Julius von der Traun, Alexander Gigl,

Fedor Wamroth und Anderer begegnet es sich mit touristischen Neigungen. Den Orient hat neuerdings Karl von Vincenti wieder der Novelle erschlossen. Die Frauen sind hier durch Hermine Wolf, H. Wild, namentlich aber durch Baronin Marie Ebner-Eschenbach vertreten, deren Erzählungen zu den besten Erzeugnissen der Novellistik gehören.

Um die Fortschritte, welche die Prosa in Niederösterreich in den letzten Decennien gemacht hat, nach Gebühr zu würdigen, müssen wir zuletzt noch einen Blick über die Grenzen der schönen Literatur hinaus werfen. Unsere Gelehrten, gleichviel auf welchem Gebiete sie wirken, besitzen in hervorragendem Maße die Gabe einer geschmackvollen Darstellung und eines gefälligen Stiles. Unsere Redner bekunden auf gleiche Weise ein größeres Formtalent, mehr Leichtigkeit und Beweglichkeit des oratorischen Ausdruckes, als sonst den nördlichen Völkern eigen zu sein pflegt. Namentlich aber in dem, was von dem Tag und für den Tag geschrieben wird: in den Journalen, im politischen Leitartikel und in der Kritik ebenso wie im Feuilleton darf Wien heute unbestritten in formeller Hinsicht die Führerschaft beanspruchen.

Von der Wanderung durch nahezu ein Jahrtausend vaterländischer Literatur sind wir hiermit wieder bei dem heutigen Tage angelangt. Wir haben die deutsche Literatur in Niederösterreich auf den Höhen und in den Niederungen verfolgt und auf reiche Geistesschätze hingewiesen, welche wir unser eigen nennen dürfen. Wir haben aber auch die Überzeugung gewonnen, daß unserm vielbegabten Volksstamme kein geistiges Ziel unerreichbar ist, nach welchem er strebend sich bemüht.







Das Wiener Schauspiel.

Der älteste einheimische Theatername, der im Gedächtniß der Wiener haften geblieben, ist Wolfgang Schmelzl. Obgleich uns dieser Name mit seiner halbverschluckten Endsilbe gut österreichisch anzusprechen scheint, ist er doch nicht auf heimatlichem Grund und Boden gewachsen. Schmelzl ist um den Anfang des XVI. Jahrhunderts zu Kemnat in der Oberpfalz als Kind armer Leute geboren, hat in Amberg Cantorsdienste versehen und ist, nachdem er manche deutsche Stadt besucht, schon in reiferen Jahren nach Wien gekommen, wo er Schulmeister bei den Schotten wurde, einen Hausstand gründete und in behaglichen Verhältnissen lebte. Eine findige Natur, von dem Charakter der lebenslustigen und nahrhaften Stadt verwandtschaftlich angesprochen, hatte er sich rasch eingewienert und nannte sich auf seinen Schriften mit Selbstgefühl einen Bürger von Wien. In den Jahren 1540 bis 1551 schrieb er sieben Schuldramen, die von den Schülern des Schottenklosters aufgeführt wurden. Schuldramen waren in Wien nichts Neues; man kannte sie schon von Konrad Celtis her, man hatte sie auch bei den Schotten gepflegt. Eine

Neuerung aber war es, als Schmelzl aus unbekannten Beweggründen mit dem Latein brach und seine Dramen in deutscher Sprache dichtete. Dadurch mußte ein weiterer Kreis von Zuschauern herbeigezogen werden, mußten die gedruckten Stücke größere Verbreitung finden. Ein volksthümliches Interesse knüpfte sich unmittelbar an das Schuldrama, das bisher nur der höheren Bildung zugänglich gewesen. Indeß war Schmelzl nicht ganz der Mann, diesem Interesse einen höheren Schwung zu geben. Schöpferisch, erfinderisch war er nur in einem bescheidenen Maße; er trat als Nachahmer auf und hat sich von Vorbildern nie recht losreißen können. Als einem geborenen Nachbar Nürnbergs sind ihm wohl die dramatischen Bürgerspiele dieser Stadt, ist ihm namentlich Hans Sachs nicht fremd geblieben, und auf seinen Reisen, die ihn auch nach Leipzig führten, mag er mit dem sächsischen Schuldrama bekannt worden sein. Beliebte Schauspiele der Zeit betrachtete er und betrachteten Andere als einen allgemeinen Besitz, in den man ohne Gewissensbisse hineingreifen dürfe. So schrieb er mit Anlehnung an ein fremdes Werk als sein erstes Stück die Comödie vom verlorenen Sohne, die in Gegenwart des Hofes, aufgeführt und jahrelang als ein Lieblingsschauspiel der Wiener gegeben wurde. Der verlorene Sohn war ein dramatischer Lieblingsstoff des ganzen Jahrhunderts, weil er einen großen Reichthum von Situationen mit sich führt, die Welt von vielen Seiten zeigt und dem moralisirenden Sinn der Dichter, denen das Drama als eine Schule der Tugend erschien, fette Nahrung gewährte. Auch Schmelzl huldigte durchaus dieser moralisirenden Richtung, die am geistlosen Wiederkäuen von Trivialitäten ein eigenes Behagen findet. Übrigens kann man doch bemerken, wie Schmelzl im Laufe der Jahre dramatisch wächst, wie ihn das rein dramatische Interesse mit sich fortzieht. Auf der Höhe seiner freilich immer noch bescheidenen Kunst zeigt ihn seine letzte Bühnenarbeit, das Drama: „Samuel und Saul“. An ein geschichtliches Ereigniß, wahrscheinlich an den böhmischen Aufstand vom Jahre 1547 anknüpfend, sucht er das Thema durchzuführen, daß alle Obrigkeit, gute wie böse, von Gott gesetzt sei. Samuel und Saul gewinnen feste und festgehaltene Gestalt, Parteiführer werden in bezeichnenden Umrissen hingestellt, das Volk wird leidend und thätig hereingezogen, das Gespräch wird lebendiger: Satz trifft auf Satz, Wort auf Wort. Jetzt eigentlich hört man erst den Theatervorhang aufrauschen, allein rasch fällt er wieder, und Wolfgang Schmelzl verschwindet. Und er verschwindet, ohne daß man eigentlich ein rechtes Bild von seiner Theaterwirksamkeit erhalten. Daß seine Stücke in Wien gedichtet sind und in Wien aufgeführt wurden, läßt er uns wohl manchmal recht unbefangen merken. In der „Hochzeit von Cana“ richtet der Heiland sein Tischgebet gegen die Türkengefahr und von dem Weine, den der Herr aus Wasser hergestellt, sagt Tobias: er habe nie einen besseren getrunken, er komme vom Kahlenberg herab. Hier blitzt Wien mit seinem Natursegen und seiner historischen Nothlage momentan auf, allein wie der Dichter

auf die Wiener gewirkt: wie sie geweint und gelacht, wie sie dabeigestanden und dabeigesessen, wie das ganze Bild des Schmelzl'schen Theaters sich ausgenommen, darüber ist uns nicht ein armes Wort erhalten.

Glücklicherweise hat uns Wolfgang Schmelzl in seinem „Lobspruch der Stadt Wien" eine Schilderung der Kaiserstadt geliefert, die an psychologischer Wahrheit, an Reichthum des Details und an Farbenfrische nichts zu wünschen übrig läßt. Die ganze Seele des Dichters lebt in diesen kurzen Reimpaaren, seine ganze Dankbarkeit für dieses — wie er es stets nennt — „edle" Wien. Die Liebe macht den Poeten, der hier den größten Dichter des Jahrhunderts, den Hans Sachs, durch klare Anschaulichkeit, gemüthlich schalkhaftes Wesen und bequeme Wortfügung nicht selten erreicht. Er habe diese Beschreibung von Wien gemacht, sagt Schmelzl, damit die Leute doch sehen und verstehen mögen, „in was Rosengarten, Lust und Paradeis" uns der allmächtige Gott vor anderen Nationen und Ländern gesetzt habe. Schmelzl kleidet das Gedicht in der Weise ein, daß er als Fremder in Wien ankommt, neugierig durch die Straßen wandert und von Begegnenden über die vielen Dinge, die ihm aufstoßen, entgegenkommend belehrt wird. Er sieht mit Vergnügen die geraden reinlichen Straßen, die von Stein gebauten Häuser mit geräumigen Höfen, außen und innen bemalt, von Vogelgesang belebt, als ginge man im grünen Wald; mit Staunen sieht er auf den Märkten der Stadt die aufgehäuften Lebensmittel, die in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit auf behagliches Wohlleben hinweisen; er schaut, von Mitgaffern umringt, am Stefansthurm hinauf, auf welchem ein ungeheurer vergoldeter Knopf wie Feuer brennt. Die Gelehrten Wiens versammeln sich, um einen Doctor zu machen, die Behörden ziehen an ihm vorüber. Immer wieder Märkte voll Lebensmitteln, großartige Vorräthe von Wein, dann öffentliche Veranstaltungen für die Gesundheit der Bewohner: Pfannen, auf welchen Wachholderholz und Weihrauch brennen, Krankenhäuser und Wohlthätigkeitsanstalten. Auch der sinnreichen Vorrichtungen gegen Feuer- und Türkengefahr gedenkt Schmelzl in ausführlicher Weise. Es sei aber auch der Mühe werth, sich gegen den Türken für Wien zu schlagen, denn, wären wir aus diesem Nest geworfen und des Getreidekastens verlustig — „wie würde uns nach der Sunnen frieren!" Auch das Weib, die Seele Wiens, tritt mit ihrer sanften Macht in der Schilderung Schmelzls hervor. Unter dem Rothenthurmthor hängt eine Speckseite, die sich derjenige herablangen kann, der sein Weib nicht fürchtet und Herr im Haus ist. Sie hängt dort schon etliche hundert Jahre und auch dem guten Schmelzl ist sie „zu schwer." Sein Herz geht ihm aber völlig auf, da er das Schottenstift, die Stätte seines künftigen Glückes, betritt. Ihm gefällt der betriebsame Geist des Klosters, die schöne Orgel, der Garten, der tiefe Keller. Sie haben auch frisch Wasser, gesunde Luft „und mächtig große Faß mit Wein." Da wäre gut sein, dachte er sich, und nahm den Schulmeisterstand an. „Der Schmelzl," sagt er, indem er nach Wiener Weise das

Wort tanzen läßt, „der Schmelzl habe nie eine bessere Schmalzgrube gefunden.“ Und nun folgen die berühmten Verse:

> Ich lob dies Ort für alle Land!
> Hie sind vil Singer, Saitenspiel,
> Allerlei Gsellschaft, Freuden vil.
> Mehr Musicos und Instrument
> Findt man gwißlich an keinem End.

Es ist zunächst das Wien seiner Zeit, welches Wolfgang Schmelzl schildert, aber genau besehen ist es das Wien aller Zeiten. Blättert man hundert Jahre zurück, so findet man es, nur minder wohlwollend behandelt, bei Aeneas Sylvius; wieder hundert Jahre in seinen eigenen Schwänken; noch einmal hundert Jahre in den Tanzliedern, die ein Babenberger seinem Hofe vorsingt. Und wenn man vorwärts rechnet, finden wir es bei Abraham a Sancta Clara, in den Schilderungen der Lady Montague und zuletzt in der Mitte der Vierziger-Jahre dieses Jahrhunderts bei dem wunderlichen Bücherkrämer Franz Gräffer, der, allerdings stark übertreibend, in seiner „Wienerischen Kurzweil“ schreibt: „Diese beneidenswerthe Stadt ist das Paradies der ewigen Lustigkeit; Alles ist von dem Element der Heiterkeit durchdrungen und beherrscht; Niemand langweilt sich, Jedermann kurzweilt sich da . . .“ Dieses Wien mit seiner sinnlichen Empfänglichkeit ist für uns zunächst der Boden des Wiener Theaters. Kein bloßer Zufall hat hier der Bühne Gedeihen gebracht: sie ist vom Genius Wiens befruchtet, genährt, getragen worden. Der Wohlstand Wiens, sein geselliges Wesen, der Glanz seiner Frauen, das unbefangene Behagen an Witz und Spaß, das Geschick, sich zu kleiden, sich persönlich zu geben, zu repräsentiren — das sind lauter Vorbedingungen für die Entwicklung des Theaters, die sich nicht günstiger erfinden ließen. Leichtlebigkeit, die den Ernst und eine plötzlich aufflammende Mannhaftigkeit doch nicht ausschließt, ist ein ewiger Charakterzug Wiens. Wolfgang Schmelzl betont wohl einmal „die geschwinden, erschreckenden und schweren Läufe unserer armen und mühsamen Zeiten“, allein seine Schilderung Wiens zeigt nichts von Wunden und Narben. Er spricht von einem Paradies, in dessen Anblick ihm das Herz aufgeht. Weder der Großtürke, noch die Pest, seine beiden grimmigsten Feinde, haben Wien herunterbringen können. Der Wiener hat stets die Kunst besessen, sich aus widerwärtigen Lagen durch eine wunderbare Schnellkraft der Seele rasch wieder herzustellen. Er hat künstlerische Instincte, und seine Hingabe an das Theater hat die schönsten Früchte gezeitigt, hat eine Bühne und eine Bühnendichtung geschaffen, die ganz Wiens Eigenthum sind und nicht seine geringsten Ruhmestitel bilden. Keine andere deutsche Stadt hat das volksthümliche Schauspiel, hat die Hanswurst-Comödie gründlicher in sich verarbeitet als Wien, und ein Wiener Kind, ein bedeutender Dichter und Darsteller, hat ihm ein idealisirtes

Volksschauspiel bescheert; zwei andere seiner Söhne haben aus seiner Gesinnung heraus Tragödien und Lustspiele gedichtet, die in ihrer Weise classisch dastehen; in sein Burgtheater hat es die besten Überlieferungen der deutschen Schauspielkunst herübergenommen und durch seine Theilnahme, seinen belebenden Geist diese Bühne zu einer Musteranstalt für ganz Deutschland gemacht.

Leider verbergen sich uns die Anfänge dieser ruhmvollen Geschichte in der eigensinnigsten Weise. Was vor Wolfgang Schmelzl liegt, ist fast ein leeres Blatt, und noch gut hundert Jahre nach ihm sieht man sich auf Andeutungen und Vermuthungen angewiesen. Glücklich, wenn uns eine städtische Rechnung Kunde bringt von einer Theateraufführung in der Rathsstube oder im bürgerlichen Zeughaus, von der wir freilich nichts erfahren, als was die Bürger und ihre Frauen an Confect und Wein verzehrt haben, oder wie uns eine Polizeiverordnung zu errathen gibt, was für ein Comödiantenübermuth zu dämpfen war. Geistliche Spiele, Fastnachtsspiele, Bürgerspiele — fast Alles scheint versunken zu sein. Nur etwa aus der Zeit Wolfgang Schmelzls hat sich ein geistliches Spiel, das Passionsspiel von St. Stefan, erhalten. Es ist die erneuerte Zeitgestalt einer Dichtung, die wohl weit zurückreicht, wie alterthümliche Redewendungen beweisen, z. B. wafen, das heißt wehe über der Juden Zorn. Dieses Passionsspiel wurde am Charfreitag in der Stefanskirche während des Gottesdienstes aufgeführt. In der Nähe der Kanzel war eine Bühne aufgeschlagen, die Darsteller waren die Steuerdiener der Stadt Wien. Vormittags wurde die Kreuzigung, die Kreuzabnahme und die Grablegung dargestellt, Nachmittags die Klage am Grabe. Ein Prolog erzählt die Leidensgeschichte des Heilands und bittet schließlich auf eine Stunde Geduld für das nun folgende Passionsspiel. Maria Magdalena tritt auf, mit ihr die drei Marien, die, das Kreuz umwandelnd, ihre Klagen sprechen. Simeon naht sich der Mutter Gottes, „ziehet aus das Schwert und gibts Maria ins Herz“: das Schwert, das ihr durch die Seele geht. Sodann fordert Josef den Nikodemus auf, mit ihm zu Pilatus zu gehen, um ihn um den Leichnam des Heilands zu bitten. Um sich zu versichern, ob Christus schon todt sei, schickt er den blinden Longinus ab. Dieser sticht ihm mit der Lanze in die Seite; von dem Blut, das aus der Wunde fließt, wird Longinus sehend. Mit seinen Augen habe er gesehen, daß das ein wahrer Gott sei, und er macht sich auf und verkündet das Wunder. Pilatus ist erstaunt, daß Christus schon todt, da er doch noch jung und stark gewesen; Christus sei übrigens ein gerechter Mann gewesen, es habe ihm schwere Noth gemacht, daß die Juden seinen Tod verlangt, denn er selbst wäre aus eigenem Entschlusse nie gegen ihn aufgetreten. Auch der Sohn des Pilatus versichert, daß sein Vater und seine Mutter stets zu Christus gehalten, daß seine Mutter sogar für den Heiland gebeten, daß sie daher an seinem Tode unschuldig seien. Der Leichnam wird ausgeliefert und bestattet. Erneuerte Klagen. Nachmittags am Grabe erscheint Judas, wird von

Johannes gescholten, ergeht sich in Selbstanklagen: er wolle sich nicht lang bedenken, „sondern will mich allsobald selbsten henken.“ Wiederum Klagen und Trostreden. Der Schutzengel erscheint und verkündet dem büßenden Sünder die Vergebung seiner Sünden. Kein Sünder auf Erden sei so groß, daß ihm, wenn er sich zu Jesus kehrt, nicht verziehen werde. Der Prolog ruft die Fürbitte der Mutter Gottes an, sämmtliche Personen gehen dreimal stillschweigend um das Grab, und der Prolog spricht kniend ein Schlußgebet.

Der dramatische Zug dieses Passionsspiels ist nicht sehr stark. Jede Person spricht sich in der breitesten Weise aus, jede muß warten, bis die andere fertig ist; nur in dem Gespräch zwischen Josef und Pilatus lüftet und lichtet sich der Dialog in etwas, trifft Wort und Antwort näher aufeinander. Der poetische Charakter der Dichtung ist von der Art, daß man wohl merkt, es habe sich hier ein edlerer Geist nach und nach zurückgezogen. Der Vers ist zerrüttet, die Sprache hat sich vergröbert, der kräftige und sinnige Ausdruck des Gedankens und der Empfindung ist zu Formeln ausgehöhlt. Wenn sonst die altdeutsche Dichtung für die Marienklage die zartesten und ergreifendsten Worte findet, so bringt es die Maria des Passionsspiels von St. Stefan im besten Falle zu der nicht unschönen Klage: „O wehe, daß ich erlebt den Tag, daran mein Kind gestorben ist“, oder zu den ebenso mütterlichen als antidogmatischen Worten: „Ach, ich wollt', ich wäre an seiner Statt.“ Die schönste Äußerung von allen ist der Maria Magdalena in den Mund gelegt, da sie am Grabe steht und ihr die Zähren „von den Augen springen“. Sie klagt:

Ich gehe dahin oder komme daher,
So find' ich doch kein' Hoffnung mehr.

Kein Lüftchen von Humor rührt sich in diesem Passionsspiele. Die geistliche Dichtung der Deutschen kommt oft von selbst auf den Humor, indem sie den Ernst überspannt; hier aber ist nur ein trauriger Ernst, der sich nicht über sich selbst hinaustreiben läßt. Dieses Passionsspiel hat sogar eine polemische Spitze, die sich gegen die heitere Behandlung der Welt wendet, indem der Prolog, die Anwesenden zu strenger Aufmerksamkeit ermahnend, äußert:

Denn dieses ist nicht ein Fastnachtspiel,
Wie die Welt jetzunder hören will.

Das ist nicht mehr der unbefangene Katholicismus, da ist ein fremder Tropfen in das Wiener Blut geflossen: man glaubt schon den Druck der Gegenreformation zu verspüren.

Das Drama ist in der Kirche entstanden, es ist hervorgegangen aus dem religiös-künstlerischen Bedürfniß der Gläubigen, die Thatsachen des Heils leibhaftig mit Augen zu sehen, die Gestalten, an welche die Heilsthatsachen sich knüpfen, wie in der Gegenwart sprechen zu hören. Es schließt sich an den Ritus der Kirche an und oft genug mit ihm zusammen. So ist es ein Spiel, dem der Ernst zu Grunde liegt, also ein Kunstwerk im

besten Sinne, nur durch den Stoff einseitig gebunden. Als das Drama aus der Kirche, ja ihr entgegentrat, eine selbständige Macht und eine schneidige Streitwaffe, unternahm es der aus den religiösen Kämpfen des Jahrhunderts hervorgegangene Orden der Jesuiten, das Drama für die Kirche zu retten. Die klugen Väter der Gesellschaft Jesu, die stets die größten Erfolge dadurch erzielten, daß sie auf die Welt und ihre Bestrebungen eingingen, um sie nach ihrem Sinne zu lenken, nahmen das Theater, wie sie es vorfanden. Sie steigerten noch den weltlichen Schein des Theaters, um sich dieses wichtigen Erziehungsmittels desto sicherer zu bemächtigen. In Wien erschienen die Jesuiten im Jahre 1551, und schon einige Jahre darauf entfalten sie eine emsige theatralische Thätigkeit. In diese Zeit fällt die „Ordnung und Reformation guter Polizei", deren Strenge sich gegen die „Schalksnarren" kehrte und Wien von „Landfahrern, Singern und Reimsprechern" aller Art gründlich säuberte. Die volksthümliche Bühne verstummt gleich in ihren Anfängen, die Bürgerspiele, deren letztes 1604 stattfand, wollen nicht gedeihen. Die Jesuiten sind die Erben des Wiener Theaters. In ihrem Collegium am Hof spielen sie vor einer Zuschauermenge, die nach Tausenden zählt, und alle Schichten der Gesellschaft sind vertreten. Sie geben griechische Tragödien, römische Stücke, sie bearbeiten die weltliche und die geistliche Geschichte. Mögen sie sich auch zumeist der lateinischen Sprache bedienen — die Leidenschaft hat ja ihre verständliche Melodie im Tonfalle, und was den Augen erscheint, trägt seine eigene Beredtsamkeit in sich. Und diese Schaustücke wenden sich stark an den sinnlichen Menschen. Musik und Tanz wird herbeigezogen, der höchste Glanz der Costüme und der Decorationen wird erstrebt, Erde, Himmel und Hölle kommen mit ihren Herrlichkeiten und Schrecknissen dem Zuschauer entgegen. Man hört wohl im Zuschauerraume einen Schrei des Entsetzens, wenn eine Horde erschrecklicher Teufel naht, man schluchzt und weint, wenn ein junger Sünder in der Hölle abgebrüht wird, eine englische Heerschar erregt freudiges Erstaunen, auch Gelächter hört man erschallen, denn auch dem Scherz, dem Spaß ist sein bescheiden Theil gegönnt. Wenn auch nicht im höchsten Sinne erschüttert, so wird doch der ganze Mensch durchgeschüttelt. Und es fehlt nicht an Zeugnissen, die uns über die ungewöhnliche Wirkung der Jesuitenspiele belehren. In einem 1610 erschienenen Buche „Die Greuel der Verwüstung menschlichen Geschlechts" schreibt der erzherzogliche Leibarzt Hippolyt Guarinoni in Hall: „Und ist in denen gewaltigen und auferbaulichen Schau- und Hörspielen eine solche Kraft und Nachdruck, daß sie nicht allein die Rechtgläubigen, sondern auch die Widersacher und allerlei Sectische von weitem herzuziehen, und nit anderst als der Orpheus die weiten Wälderberge, Thäler und Thiere herzugezogen, auch herzuzwingen, ich geschweige hier die ansehnlichen aller Länder Herrschaften, die hohen Potentaten, welche die Reichs- und Landeshochwichtigen Geschäfte auf eine Zeit mit genugsamer Fürsehung hintansetzen, und ihnen nichts angelegener denn eben diese adeligen Schauspiele

sein lassen, denen sie mit sonderer Begier und Lust selbsten gar persönlich und unersättlich beiwohnen mit eigenen selbst angebotenen und angewandten Unkosten."

Die Wirkung der Jesuitencomödie auf das nationale Schauspiel ist indeß nur gering anzuschlagen und fast blos in dem Sinne anzunehmen, wie jede größere technische Ausbildung auf die Kunst wirkt. Das Theater der Jesuiten ist mehr rednerisch als poetisch und ohne Persönlichkeit, abgesehen von der moralischen Person der Gesellschaft Jesu selbst, die sich in allen Stücken, auch in ihren Theaterstücken, ewig gleich bleibt. Bei der starken Betonung der sinnlichen Darstellungsmittel hat die Jesuitenbühne am einflußreichsten auf die Entwicklung der Oper hinübergewirkt. Während aber die Jesuiten noch jugendliche Theaterlorbeeren pflückten, trat eines der wundersamsten Ereignisse ein, von welchen die Kunstgeschichte zu erzählen hat, und welches Geist und Gestalt der deutschen Bühne auf lange hinaus wesentlich bestimmte. Es ist dies die Invasion der englischen Comödianten in Deutschland. Sei es, daß eine Überproduction von Schauspielern, die in dem Elisabethischen England stattgefunden, sie zur Auswanderung bewog, sei es, daß Abenteuerlust und Hoffnung auf Gewinn sie in die Fremde lockte — beides kann ja die Triebkraft eines providentiellen Gedankens sein — genug, im Jahre 1591 erschien ein Häuflein englischer Schauspieler in den Niederlanden, ein Jahr darauf in Frankfurt. Wie von einem Meerwunder meldet der Bürgermeister von Frankfurt an die Väter der Stadt, daß „etliche fremde Comödianten aus England übers Meer herübergekommen", die eine Probe ihrer Kunst abzulegen gewillt seien. Aus dieser Comödiantenbande, die Frankfurt nur flüchtig berührte, warben dann der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und der Landgraf Moriz von Kassel ihre englischen Hofcomödianten, auch Dresden und Berlin hatten ihre englischen Schauspieler, und andere Truppen durchzogen Nieder- und Oberdeutschland. Wie heutzutage die Meininger, machten diese englischen Hofcomödianten weite Gastspielreisen, und englische Schauspieler erscheinen auch in Österreich, in Prag, Graz, Innsbruck, nur Wien scheint diese große Flutwelle, die sich über alle deutschen Länder ergoß, kaum benetzt zu haben, denn es ist blos eine Vermuthung, daß der hessische Hofcomödiant John Green mit seiner Gesellschaft im Jahre 1617 in Wien gespielt habe. Gleichwohl entging auch die Wiener Bühne nicht den Einflüssen der englischen Comödianten, welche die Leibschauspieler des deutschen Volkes waren, wie etwa die Zigeuner die Leibmusikanten der Ungarn sind. Diese Schauspieler brachten aus ihrem England den Muth mit, Alles zu wagen, die Lust am Entsetzlichen, die Freude am Spaß und das dem germanischen Geiste eigene Bedürfniß, das Tragische mit dem Komischen zu mischen. In ihrer Heimat hatten sie gelernt, dem Interesse am Geschehen, am dramatischen Vorgang willig entgegenzukommen, die Spannung durch die Handlung zu erregen. Sie haben große dramatische Stoffe und zugleich den Pickelhäring, den Vetter des Hanswurst, mitgebracht. Marlowe,

Massinger, Dekker — und der größte von Allen, Shakespeare, waren ihre Landsleute und Zeitgenossen. Sie gaben den Deutschen ihren Faust zurück, sie spielten „Romeo und Julia", den „Juden von Venedig", wahrscheinlich den „Sturm", vielleicht den „Hamlet" — bedeutende Ereignisse für das deutsche Theater, wenn auch die Fassung dieser Stücke unter



Der Hanswurst.

der Faust der Bühnenhandwerker ihren ursprünglichen Glanz eingebüßt hat. Unter Fürsten und Bürgern erweckten sie Dichter, die in ihrer Art, die für sie schrieben. Indem sie die Prosa bevorzugten, zerbrachen sie den hergebrachten Knittelreim, der den Gedanken beengte und den Dialog weitschweifig machte. So wirkten die englischen Comödianten entscheidend und weit hinaus auf die deutsche Bühne; noch die Haupt- und Staatsactionen sind ihre

Abkömmlinge, ja selbst Goethes „Faust“ läßt ihren Einfluß merken, wie ja diese Dichtung die Geschichte des deutschen Theaters noch einmal in sich zu wiederholen scheint.

Mittlerweile kommt aus Wien frohe Kunde: die ersten deutschen Berufsschauspieler werden sichtbar, freilich nur ihrem Namen, nicht ihrer Leistung nach. Das Jahr 1615 bringt den allgemein deutschen Namen Schmidt, das Jahr 1617 den Namen Ibele, der seine schwäbische Herkunft nicht verleugnen kann. Überhaupt geht nun viel vor auf theatralischem Gebiete, allein es fehlen die sicheren Nachrichten: man sieht das Theater nicht vor lauter Comödianten. Mit der Lockerung der alten Polizeiordnung, die gerade gegen das fahrende Volk ihre größte Strenge hervorgekehrt hatte, krochen die Gaukler hervor wie die Frösche nach dem Regen. Wien wimmelt von Leuten dieses Schlages. Schauspieler, Gaukler und Seilfahrer, Trommelschläger, Leyrer und Freisinger, Hafenschnpfer und Schwertfanger, Bären-, Affen- und Hundstanzmacher treiben ihr Wesen und Unwesen auf den öffentlichen Plätzen und in den Herbergen Wiens. Über Alles, was da gaukelt, ist eine eigene Polizei- und Steuerbehörde, das Spielgrafenamt, gesetzt. Bei Leib- und Geldstrafe untersagt es den Leuten, die an Jahr- und Wochenmarkt und anderen Fest- und Freudentagen „Spiel und Kurzweil um das Geld machen“, das Fluchen und Schwören, unzüchtige Reden und Geberden; sie haben ordentlich um die Bewilligung einzukommen und regelmäßig ihre Gebühr zu entrichten. Dem Wiener Stadtrathe bereiten die öffentlichen Aufführungen dieser Leute, die selten ohne Unfug abliefen, schwere Sorgen; er suchte sie in geschlossene Locale zu drängen, was nach manchen Rückfällen in das alte Wesen mit der Zeit denn auch gelang. So füllten sich denn die Ballhäuser — Häuser, die große Räumlichkeiten zum Ballschlagen eingerichtet hatten — mit Comödianten, zumal die Ballhäuser in der Teinfaltstraße und in der Himmelpfortgasse; in den hölzernen Hütten auf dem Judenplatze, vor dem Kärntnerthore, auf dem neuen Markte wurden Schauspiele aufgeführt. Eine Wandertruppe drängte die andere, und Wien gab aus Eigenem nur seine unersättliche Schaulust her. Als ein Wiener Bürger im Jahre 1671 auf eigene Faust ein Theater errichten wollte mit dem ausgesprochenen Beweggrunde: damit das Geld im Lande bleibe, konnte das Unternehmen sich nicht Bahn brechen. Wien blieb abhängig von den Wandertruppen, die vom Reiche draußen hereinkamen.

Allein schon stand der Mann vor der Thür, der das Wiener Theater gründete und die deutschen Bühnen von seinen Erfindungen abhängig machte. Es war Josef Stranitzky, von Geburt oder wenigstens nach seiner Geistesart ein Schlesier: leichtlebig, mittheilsam, nicht ohne einen gewissen Ernst, der sich bis in den Spaß hinein erstreckte. Er war, wie man annimmt, ein entlaufener Student, wie ja das spätere deutsche Schauspiel überhaupt das der Schule entlaufene Drama ist. Ein Magister, der Sachse Veltheim, hatte die erste ordentliche Truppe ins Leben gerufen, die, an die Überlieferung der englischen Comödianten

anknüpfend, Haupt- und Staatsactionen aufführte, das Stegreifspiel pflegte und den andern großen Weltdichter, der zugleich Schauspieler gewesen, Molière, auf die deutsche Bühne verpflanzte. Es war ein seine Zukunft bestimmendes Ereigniß für Stranitzky, daß er diesen wohlgeordneten Theaterstaat mit seinen poetischen Bestrebungen praktisch kennen lernte. Das zweite Ereigniß, das ihn erfinderisch machte, war eine Reise durch Italien, wo er mit dem einheimischen improvisirenden Maskenspiel, das seinen Übermuth, seine nie versiegende Heiterkeit aus der Laune des Moments schöpfte, gründlich vertraut wurde. Zahlreiche Entwürfe italienischer Burlesken soll er nach Deutschland mitgebracht haben. Nun wanderte Stranitzky mit kleinen Schauspielerbanden durch kleinere Städte. So taucht er, wie versichert wird, in Salzburg auf, in dessen Tracht und Mundart er nachmals seine lustige Person kleidete. Diese Nachrichten, die Nikolai aus dem Munde eines Schauspielers gesammelt, entbehren indeß allesammt der historischen Begründung. Es war bis jetzt weder festzustellen, wo Stranitzky geboren und erzogen ist, noch weiß man, wie er unter die Comödianten gerathen. Seine italienische Reise hat er am Ende nur in italienischen Theaterbüchern gemacht, Salzburg scheint er nie berührt zu haben, und der Salzburger mit dem grünen Hut ist wohl schon vor Stranitzky eine komische Volksfigur gewesen. Nach seinem angeblichen Aufenthalte in Salzburg spielt er unter großem Zulauf und Beifall in der hölzernen Comödienhütte auf dem neuen Markte zu Wien. Einige Jahre darauf bezieht er mit seiner Truppe das von der Stadt gebaute Theater nächst dem Kärntnerthore. Das war im Jahre 1712, und dieses Jahr macht Epoche in der Theatergeschichte Wiens. Stranitzky brachte den rollenden Thespiskarren endlich zum Stehen: die erste ständige Bühne Wiens war seine Schöpfung. In dem neuen Hause spielte er abwechselnd mit den Italienern, denn die italienische Tradition knüpft schon an das Jahr 1568 an, wo Kaiser Max II. eine italienische Truppe hielt, und ihr Faden ist in Wien, wenigstens in der Oper, nie abgerissen. Stranitzky selbst steht den Italienern nicht fremd gegenüber; er gibt Burlesken wie sie, er improvisirt wie sie, und die neue komische Figur, die er in Schwung gebracht und meisterhaft darstellt, geht von den Italienern aus. Sie ist im Grunde die Rückbildung des italienischen Arlechino zum uralten deutschen Hanswurst, nur daß dieser Hanswurst mit der vollen Frechheit der Gegenwart, mit allen Ansprüchen der brutalsten Wirklichkeit auftritt. Stranitzky hat seinen Hanswurst in die Bauerntracht des Salzburgerlandes gesteckt und ihm die Pritsche des Harlekins in die Hand gegeben; der grüne Hut ist ihm so eigen, daß der ganze Kerl nach ihm benannt wird. Hanswurst ist ein Fresser, ein Säufer, ein Unfläther; hinter seiner derben Biederkeit, seinen dummdreisten Mienen lauert die echte Bauernschlauheit, die zur Erreichung irdischer Vortheile mit den zweckmäßigsten Fangorganen versehen ist. Frei von jedem idealen Motiv, kann ihm die Geisterwelt mit ihren tragischen Verwicklungen nichts anhaben. Er geht sicher wie

ein pfiffiges Thier. Mögen die Anderen vor Liebe sterben, er führt die Braut heim; mögen hohe Absichten vor seinem Auge scheitern, er klimpert mit dem Trinkgelde in der Tasche; mögen Bürger ihre Freiheit, Fürsten ihre Krone verlieren, er schlägt sich dabei einen Braten heraus. Noch ein Schritt weiter, und er wäre ein Scheusal, aber die Grenze ist eingehalten: Hanswurst ist nicht schlecht, er ist blos nicht gut. Dadurch gewinnt er eine komische Handhabe. Nun ist es ein Hauptspaß, zu sehen, wie er in den schaudervollsten Complicationen der Haupt- und Staatsactionen seinen grünen Hut fest auf dem Kopfe behält, wie sein grober Mutterwitz mit den Dingen spielt, wie er in der Welt nur sich selbst und seinen Vortheil sieht und ergattert, wie er bei allen Mahlzeiten mitißt, ohne die Zeche zu bezahlen. Höchstens daß er eine Tracht Prügel bekommt, die er aber noch besser austheilt, als empfängt. Hanswurst ist in diesen Actionen überall gegenwärtig. In allen Weltgegenden, in allen Jahrhunderten pflanzt er seinen grünen Hut auf, spricht er seine Salzburger Mundart. „Was", ruft er am Hofe eines Lombardenkönigs aus, „ich sollte nicht wissen, was Liebe sei? Das wäre mir ja ein Spott in ganz Salzburgerland." Hanswurst ist der Bauernverstand in der Weltgeschichte. Sein unverhofftes, unverfrorenes Dreinreden in allen möglichen Händeln der Welt, diese stete Gegenwart des derben bajuvarischen Land- und Landsmannes muß den Wienern unendlichen Spaß bereitet haben.

Die Schauspiele Stranitzkys oder, vorsichtiger ausgedrückt, jene Schauspiele, die man ihm zuschreibt, bringen eine solche Fülle des Geschehens und sind in ihren Handlungen meistens so verwickelt, daß sie, in Erzählung aufgelöst, kaum zu fassen sind. Oft winden sich zwei Liebesintriguen neben- und durcheinander, die dann noch von einem Liebeshandel Hanswursts gekreuzt werden. Schon die Titel der Stücke corrigiren ihren nur scheinbaren Ernst. Wenn es heißt: „Die Enthauptung des weltberühmten Wohlredners Ciceronis", so folgt gleich die Erweiterung: „Mit Hanswurst dem seltsamen Jäger, lustigen Galioten, verwirrten Briefträger, lächerlichen Schwimmer, übelbelohnten Boten." Neben der beiläufigen Ermordung Ciceros strotzt die Handlung von lauter Liebe. Selbst die Grausamkeit wurde glimpflich abgethan, denn die weichere Gemüthsart der Wiener vertrug nicht die Blut- und Eisenpolitik der norddeutschen Haupt- und Staatsactionen. Ein Stück, das neben den von Stranitzky gegebenen Haupt- und Staatsactionen etwas räthselhaft dasteht, ist „Die glorreiche Marter Johannes von Nepomuk unter Wenzeslav, dem faulen König der Böhmen". Es ist für Wien geschrieben oder wenigstens eingerichtet, wie aus dem Vorberichte ersichtlich, der sich an das „ruhmwürdige Wien" wendet. Die Gesinnung, in der es verfaßt ist, deutet auf kirchliche Kreise, Geist und Ausführung auf die englischen Comödien hin. Es ist ein vorzügliches Theaterstück. Es besitzt Alles: geschlossene Motivirung, Nerv der Handlung, wirksame Bildlichkeit, bewegten Dialog; nur Eines fehlt: Geschmack und Sinn für das Schickliche. In dem entscheidenden Gespräche zwischen dem

Könige und dem Heiligen, wo die Gegensätze scharf aufeinandertreffen, erhebt es sich zu bedeutender dramatischer Wirkung. Es liegt ein Zug von Welthumor darin, daß der Freimann, der Scharfrichter von Prag, als Gevatter des Königs auftritt, wenn die Bezeichnung nicht etwa in dem Sinne genommen ist, wie der Narr Vetter, der Postillon Schwager



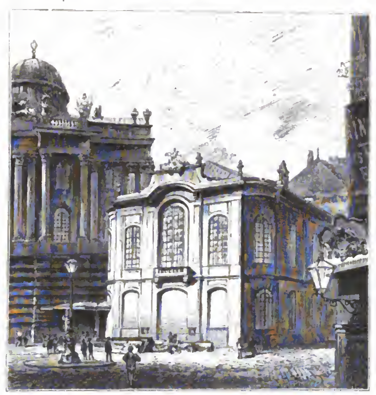
Der Bernardon.

heißt. Die lustige Person vertritt ein Dr. Babra, der im Personenverzeichnisse als ein „verwirrter Jurist“ und Favorit des Königs bezeichnet wird. Die Behandlung des Alexandriners ist vielfach vortrefflich, die Prosa oft von merkwürdiger Kraft und Eindringlichkeit. In unflätiger Komik wetteifert es mit den frechsten Hanswurstiaden der Zeit. Man hat den Eindruck eines Talentes, das zwar den meisten seiner Zeitgenossen überlegen ist, gleichwohl aber nicht die künstlerische und sittliche Energie besitzt, sich aus

dem poetischen Wust seiner Umgebung emporzuarbeiten. Würdigere Nachfolger, sollte man glauben, hätte der Unbekannte oder doch Ungenannte erwecken können.

Die Pflege ernster Gattungen lag indeß vorderhand noch nicht in der Richtung des Wiener Theatergeistes. Man schien die Narrheit bis auf den Grund erschöpfen zu wollen. Der alte Stranitzky hatte sich in Gottfried Prehauser einen Nachfolger bestellt, indem er ihm öffentlich den grünen Hut und die Pritsche, Krone und Scepter der Volkskomik, übergab. Prehauser war ein echtes Wiener Blut, mitten im Schoße der Stadt geboren. Er übertraf seinen Meister an Laune, an komischer Kraft, an Wendungsfähigkeit, er war ein gesteigerter Hanswurst. Der halbe Ernst, der sich in den Actionen Stranitzkys noch um den Hanswurst herum lagerte, schien ihn zu langweilen, in der Entfaltung seiner Künste zu lähmen, und so warf er sich mit Vorliebe auf die zweite Gattung des Meisters, auf die Stegreifcomödie. Hier war der Hanswurst Trumpf und stach alle übrigen Karten, hier war die persönliche Fähigkeit des Schauspielers, seine Geistesgegenwart, der momentane Einfall das Entscheidende. Es ist nicht ganz leicht, sich von dem Sprechen aus dem Stegreif eine Vorstellung zu machen, doch ist es möglich, das Geheimniß dieser Form der Mittheilung dem geselligen Gespräche abzulauschen. Die Sprache, einmal in Bewegung gesetzt, wirkt als eine selbständige Macht; sie macht die Sprechwerkzeuge munter wie eine Mühle und schüttet ihre aufgespeicherten Vorräthe auf. Redensarten, bildliche Ausdrücke, Gedanken, die Jeder gebraucht und Keiner gemacht hat, Gleichnisse, Sprichwörter — Alles bietet sich dem sprachlich einmal Angeregten willig an. Frisch gesprochen, ist schon halb gedacht. Nun wissen die Stegreifsprecher auch den Zufall einzuschränken. Der Hauptgang des Gesprächs wird vorher besprochen, die entscheidenden Wendungen werden verabredet, die Höhenpunkte festgestellt, und der Zufall, den man vermeiden wollte, führt doch wieder sein besonderes Glück mit sich, ja selbst Stockung und Verlegenheit werden dem behenden Schauspieler zum Anlaß, sich geistreich aus der Sache zu ziehen. So etwa können wir uns das Sprechen aus dem Stegreife vorstellig machen, denn erhalten ist nichts von der ganzen Herrlichkeit, weil die Verfasser der Stegreifcomödien nur das Scenarium und die Arientexte niederschrieben. Die große Wirkung des Stegreifspieles auf das Publicum ist vielfach bezeugt und wird schon durch seine langjährige Dauer verbürgt. Diese Technik wurde nun in die Hanswurstiaden hineingearbeitet, die, soweit der Reichthum der Erfindung langte, sich in der mannigfaltigsten, zwanglosesten Weise ergingen. Prehauser hat die ganze Welt verhanswurstet. Hanswurst, der Meister in der Verkleidungskunst, schlüpfte in alle Berufsarten hinein; er barg sich im weiblichen Unterrocke, er kroch aus dem Ei heraus. In den Pantomimen verwandelte er sich zurück in den Harlekin, wo es dann stets der Hauptwitz war, daß er den Pantalon überlistete, viel prügelte und geprügelt wurde — denn die Lächerlichkeit dieses groben Eingriffs in die Persönlichkeit gehört zu den Urphänomenen

der Komik — und schließlich die Colombine heiratete. Abwechslung in diese Welt des Spaßes brachte der Schauspieler Weißkern, der die Figur des Odoardo, des grämlichen Alten, erfand. Die Erfindung eines anderen komischen Charakters brachte dem Hanswurst die bedrohlichste Concurrenz. Der Wanderschauspieler Josef Felix Kurz kam nach Wien und gefiel in der Rolle des Bernardon, eines ungezogenen, lüderlichen, tölpischen Buben; er hielt diesen Namen und diesen Charakter in einer stehenden Figur fest und erzielte mit ihr verblüffende Erfolge. Wien konnte sich an diesem Burschen nicht sattlachen.



Das alte Burgtheater am Michaelerplatz in Wien.

Kurz war ein kluger Kopf, der das Publicum verstand; obgleich er dem Hanswurst Prehauser an echter Komik nicht gewachsen war, überflügelte er ihn dennoch, indem er eine noch größere Beweglichkeit entwickelte, den Wortwitz pflegte und seine Späße schärfer würzte. Es war der Pfeffer nach dem Salze. Prehauser war vorsichtig genug, um sich im Lauf der Dinge mit Kurz zu gemeinsamer Arbeit zu verbinden. Es hat sich ein literarisches Denkmal ihres gemeinschaftlichen schauspielerischen Wirkens erhalten: „Bernardon, die getreue Prinzessin Pumphia und der Hanswurst, der tyrannische Tatar Kulikan.“ Bernardon-Kurz gab die Prinzessin Pumphia, Hanswurst-Prehauser den Kulikan, Befehlshaber der Tatarei. Kulikan und König Cyrus von Persien, die miteinander im

Krieg liegen, sind zwei großsprecherische Hasenherzen, die einander mit einer Handvoll Feiglingen abwechselnd besiegen, je nachdem sich der eine weniger feig geberdet als der andere. Erst ist Kulikan der Sieger, dann Cyrus. Kulikan will die Prinzessin Pumphia, des Cyrus Tochter, zur Liebe zwingen, sie ist aber mit dem Heiduken Faustibus längst heimlich vermählt und hält ihrem Gatten die Treue. Kulikan wird besiegt. Cyrus aber, erst empört über die Liebeskeckheit des Heiduken Faustibus, segnet das getreue Paar. Auch Kulikan überwindet seine Gefühle. Die „Prinzessin Pumphia" war lange Zeit ein Lieblingsstück der Wiener und in ihrem Munde lebt sie noch heute sprichwörtlich fort. Die Darstellung muß in ihrer Weise vollendet gewesen sein, denn neben jenen Häuptern der Wiener Komik spielte noch Odoardo-Weißkern und der berühmte Liebhaber jener Tage J. K. Huber. Das Stück, von Kurz geschrieben, stolzirt in steifen Alexandrinern einher, welche die schwankende Gesinnung der auftretenden Helden und den unvermittelten Wechsel ihrer Stimmungen noch komischer markiren. Kurz hat es in diesem „kleinen Werke" auf eine „Kritik" oder Parodie der sonst von vielen deutschen Truppen sehr übel vorgestellten „Tragödien" abgesehen. Sein Spott scheint die alternde Haupt- und Staatsaction zugleich mit den neuen deutschen Trauerspielen, die nach französischem Muster gebaut sind, treffen zu wollen. Die Wiener Hanswurste wehren sich gegen den Ernst.

Indem die Stegreifcomödie, die Hanswurstposse sich von dem regelmäßigen Schauspiele bedroht sieht, wird sie streitbar, und die Geschichte des Theaters wird selbst dramatisch. In Leipzig ist dem Hanswurst längst die Thüre gewiesen worden, der neue Geist, der in der deutschen Literatur erwacht, drängt auf das regelmäßige Schauspiel hin. In Wien ist Josef von Sonnenfels der Hauptvertreter des neuen Geistes, sein bester und einflußreichster Anwalt. Er kämpft nicht eigentlich gegen den Hanswurst, aber gegen die Stegreifcomödie, das eigentliche Nest des Hanswurst. Er kämpft gegen den unsauberen Geist der Bühne, gegen die Roheit, Gemeinheit, die Zote. Er erweckt sich Widersacher, Freunde des Hanswurst, den Hanswurst selbst. Eines Tages wird die Sache des Theaters auf das Theater gebracht. Das Stück heißt „Der auf den Parnaß versetzte grüne Hut", der Verfasser ist Christian Gottlieb Klemm, ein früherer Gesinnungsgenosse von Sonnenfels. Apollo, mit ihm die Muse des Lustspieles, wird vom Olymp herabgeholt, damit sie sich von der Unschuld des Hanswurst und von der schwarzen Gesinnung seines Verleumders überzeuge. Hanswurst wird freigesprochen und sein grüner Hut auf den Parnaß versetzt. Prehauser spielte bei dieser Gelegenheit den Hanswurst und führte in einer seiner Verkleidungen den Regierungsrath Sonnenfels vor, wie er leibte und lebte. Sonnenfels mußte sich alles Wegwerfende auf den Kopf zusagen lassen, was man der Kritik — dieser scharfen Magd der Production — je nachgesagt hat. Der Regierungsrath benimmt sich wie ein engherziger Spießbürger: er ruft nach der Polizei. Und die Polizei erscheint, wenn auch

nicht sofort, doch nach einer Weile. Sonnenfels siegt schließlich in dem Kampfe gegen die Stegreifcomödie, und das Improvisiren auf der Bühne wird verboten. Der Hanswurst war todt, wenn er überhaupt umzubringen wäre.



Sophie Schröder.

Hinter solchen Fratzenspielen und Zänkereien wird allmälig das Burgtheater sichtbar, erst in schwankenden Umrissen, dann erkennbarer und immer deutlicher. Es war eine langwierige Arbeit, dieses Haus, das ein Stolz der deutschen Bühne werden sollte, auf sichere Grundlagen zu stellen. Unter Maria Theresia ist es aus dem Hofballhause herausgewachsen. In den ersten Vierziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts erfährt es eine räumliche Erweiterung, einige Jahre später wird es in ein „wahrhaftes Theater" umgewandelt und 1756 erhält es die Gestalt, wie wir es noch heute sehen, mit der Façade

gegen den Michaelerplatz. Der erste Pächter des Burgtheaters mußte sich verpflichten, je nach dem Bedürfnisse des Hofes täglich eine Oper oder eine Comödie, sei es eine deutsche oder eine wälsche, aufzuführen. Da das Pachtgeschäft nicht gedeihen wollte, wurden die beiden Hoftheater, das am Kärntnerthore und das in der Burg, unter einer Hofdirection vereinigt; dem Kärntnerthortheater fiel das deutsche Schauspiel zu, in der Burg wechselte französisches Schauspiel mit italienischer Oper. Als das Kärntnerthortheater abbrannte, kam auch das deutsche Schauspiel als Gast in die Burg, doch wanderte es in das neuerbaute Haus wieder zurück. Als ein Zeichen dafür, wie zähe die alten Theatergewohnheiten sich erhielten, ist hervorzuheben, daß das Extemporiren, obgleich das erste regelmäßige Stück schon 1747 aufgeführt worden war, erst 1769 in den Hoftheatern ein- für allemal verboten wurde. Verschiedene Versuche, das Burgtheater zu heben, es mit den Forderungen der erwachenden deutschen Literatur, die vernehmlich an die Pforte klopfte, in Einklang zu bringen, scheiterten an ökonomischen Rücksichten; doch war es immerhin ein Zeichen der Zeit, daß die französischen Schauspieler, die übrigens Treffliches geleistet hatten und unauslöschliche Spuren im Burgtheater zurückließen, verabschiedet wurden, 1772.

Diese dramaturgischen Vorspiele haben nur geringe Bedeutung für die Geschichte des Burgtheaters. Das Burgtheater in dem Sinne, wie wir es heute kennen, hat erst im Jahre 1776 seinen Anfang genommen. Kaiser Josef, der „große Wollende", wie Herder, des Mannes großherzige Anläufe und endliches Scheitern in zwei Worte bannend, ihn genannt hat, ist der eigentliche Gründer des Burgtheaters. Von dem frisch aufquellenden Geiste der deutschen Nationalliteratur lebhaft berührt, durchdrungen von dem Nutzen des Schauspiels für die Volksbildung, beschloß er, der dramatischen Kunst eine ehrenvolle, freie Stätte zu bereiten. Er wies die Pächter, die Vertreter der alten Ansichten, die Ängstlichen und Besorgten mit den entscheidenden Worten zurück: das deutsche Schauspiel solle fortan unter der Verwaltung des Hofes stehen. Das Burgtheater, eine Bühne für das deutsche Schauspiel, ist künftighin Nationaltheater und die Schauspieler treten als k. k. National- und Hofschauspieler in den Dienst des Kaisers. Der erste Obersthofmeister überbrachte den versammelten Schauspielern den kaiserlichen Befehl: „Daß, nachdem Seine Majestät das Theater nächst der Burg zum Hof- und Nationaltheater zu erklären geruht haben, von nun an nichts als gute regelmäßige Originale und wohlgerathene Übersetzungen aus anderen Sprachen darin aufgeführt werden sollen, und daß die Schauspieler bei der Wahl neuer Stücke nicht auf die Menge, sondern auf die Güte derselben Bedacht zu nehmen haben." Wurde der eigentliche geschäftliche Theil der Theaterleitung ganz vom Hofe aus besorgt, so wurde die künstlerische Leitung des Instituts, allerdings mit stetem Vorbehalte der Genehmigung der obersten Hofdirection, in die Hände der Schauspieler gelegt. Der Josefinischen Verfassung des Burgtheaters liegen die Principien

des Selfgovernements zu Grunde. Wöchentlich treten die älteren männlichen und weiblichen Mitglieder des Theaters zusammen, bilden so die sogenannte Versammlung und entscheiden als solche über die Auswahl der Stücke und über die Rollenbesetzung. Die Versammlung



Heinrich Anschütz.

wählt aus ihrer Mitte Regisseure, Wöchner genannt, weil sie wöchentlich mit einander abwechseln, und diese besorgen die Kanzleigeschäfte und vermitteln den Verkehr mit der höheren Behörde. Ein menschlicher, ein freisinniger Zug geht durch diese Bühnenverfassung, allein sie ließ sich auf die Dauer nicht halten, weil sie mit den Leidenschaften der Menschen,

zumal mit den Leidenschaften der erregbarsten Menschen, der Schauspieler, nicht gerechnet hatte. Schon im dritten Jahre nach der Einführung dieser Bestimmungen hat Kaiser Josef dem Burgtheater ein Organisationsstatut gegeben, das, unter dem Namen des Josefinischen Theatergesetzes bekannt, im Wesentlichen bis zum Anfange unseres Jahrhunderts in Kraft blieb. Die verwirrte und verwirrende Vielherrschaft wurde beschränkt und ein Ausschuß aus fünf, von sämmtlichen Mitgliedern für ein Jahr gewählten Inspicienten eingesetzt. Für die Wahl der Stücke wurden dem Ausschusse die strengsten Regeln eingeschärft, die in ihrer moralisirenden, die Kunst einseitig als etwas Nützliches auffassenden Tendenz ganz den Geist der Aufklärungsperiode athmen. Auch dieser Ausschuß trug noch genug Elemente der Confusion in sich und mußte später einem Dramaturgen, einem Director weichen.

Wie ein Hauch des Frühlings ging es durch das Burgtheater, als Kaiser Josef ihm seine Sorgfalt zuwendete. Er hatte Sinn für das Werdende, Hoffnungsvolle, auch als er neben dem Schauspiele das deutsche Singspiel pflegte, aus dem die deutsche Oper hervorgegangen. Ihn beseelte eine warme persönliche Theilnahme für seine Bühnenschöpfung, er freute sich jedes neuen Erfolges, lobte und ermunterte in freundlichem Gespräche die Schauspieler und sah es gerne, wenn sein Burgtheater auf fremde Gäste einen guten Eindruck hervorbrachte. Er sorgte für seine Schauspieler, er führte eine Art Tantième für die Autoren ein. Im Gegensatze zu den beschränkten Ansichten mancher Wiener Schriftsteller suchte er mit dem „Auslande“ Fühlung zu erhalten, veranlaßte er Engagements bedeutender Schauspieler von draußen, dachte er an Anknüpfungen mit den hervorragendsten Vertretern der deutschen Literatur. Das Engagement des großen Schröder war, kann man sagen, sein eigenstes Werk, und als Schröder aus dem Burgtheater austrat, entließ ihn der Kaiser mit den Worten: „Sie sind Hamburg zweimal satt geworden, ich sage Ihnen vorher, Sie werden es auch zum dritten Male aufgeben, und dann wenden Sie sich an Niemand als an mich.“ Kaiser Josefs Segen hat im Burgtheater fortgewirkt. Seit er ihm seine Theilnahme zugewendet, ist der Eintritt in das Burgtheater an keine andere Bedingung geknüpft, als an die der Tüchtigkeit.

Die vier Jahre, in denen Schröder in Wien spielte (von 1781 an), bezeichnen den Höhepunkt des Burgtheaters im vorigen Jahrhundert. Zwar hatten schon vor Schröder die neueren Strömungen der deutschen Kunst nach Wien herübergewirkt. Versprengte Reste der Neuber'schen Truppe kamen dem regelmäßigen Schauspiele zu Hilfe; Schauspieler wie Josef Lange, Müller, Brockmann, Schauspielerinnen wie Nanny Jaquet, Christine Friederike Weidner geborene Lorenz, Johanna Sacco wirkten an der Burg — Künstler, die zum Theile unter ähnlichen Einflüssen gestanden wie Schröder, für die er zum Theile ein Vorbild gewesen. Nun kam er aber selbst. In diesem einzigen Manne ist die ganze deutsche Schauspielkunst seiner Zeit versammelt. Er hat von unten auf

gedient, um das Höchste zu erreichen, was seiner Natur und Epoche erreichbar war. Mitwirkend und mithelfend hat er Alles erlebt, was das deutsche Theater des vorigen Jahrhunderts bewegt hat. Der Hauswurst war noch sein Zeitgenosse, er hat den Harlekin gespielt, er war, wenn er wollte, ein Muster im Stegreifspiele. Er hat Alles gekonnt, was die Bühne von einem Manne irgend verlangen kann: er war Tänzer, Mimiker, Sänger, Schauspieler, und als Schauspieler hat er die ganze Laufbahn vom Hanswurst bis zum König Lear durchmessen. Schröder hat die Natürlichkeitsrichtung der Hamburger Schule



Karl Fichtner.

in Sprache und Spiel zur Vollendung gebracht. „Ich habe ihn nie über, noch unter dem Leben auf der Bühne gesehen“, sagt von ihm sein Biograph Meyer. Sein Spiel und seine Persönlichkeit, der Künstler und der tüchtige bürgerliche Charakter, der ganze große Schröder hat im Burgtheater Epoche gemacht und dem Institute die Richtung gewiesen, die es bis zum heutigen Tage nicht verlassen. Wenn auch Sophie Schröder, das tragische Genie des Burgtheaters, wenn auch Ludwig Devrient und Eßlair, die dem Burgtheater wenigstens durch Gastspiele angehörten, über die Kunst Schröders hinausgeschritten sind, indem sie die Aufgaben, die von der neueren Dichtung gestellt wurden, congenialer lösten und die überkommenen Rollen mit Hilfe neuer poetischer Anschauungen vertieften, ihnen

dort rednerischen Glanz, hier Fülle der Charakteristik verliehen, so ruhte ihre Kunst doch auf dem Fundamente, das Schröder ein- für allemal gelegt hatte. Die bedeutenden Schauspieler, die wir im Burgtheater noch erlebt haben, sie pflanzten doch alle die Bewegung fort, die von Hamburg und Schröder ausgegangen. Anschütz war ein großer Sprecher, dem in ruhiger Auseinandersetzung des Sinnes, an Pomp und Pathos der Rede kein Anderer gleichkam; aber im bürgerlichen Trauerspiele bis hinauf zum König Lear ging er mit aller Schärfe in die realen Bedingungen des tragischen Charakters ein und war reich an bezeichnenden Details, ohne einen Augenblick den Gesammtcharakter der Rolle aus den Augen zu verlieren. Sein Musicus Miller, sein Erbförster, sein König Lear waren die tragischen Lieblinge des Burgtheaters. La Roche, steif und aufgebauscht im Trauerspiele, ein unverkennbarer Weimaraner, war in genreartigen Darstellungen, die ebenso tief ins Gemüthliche, als ins Komische gehen konnten, von sprudelnder Originalität und Erfindungskraft; eine vornehme Künstlernatur hielt Alles harmonisch zusammen. Im Charakteristischen war seine äußerste Grenze der Mephisto. Ludwig Löwe, vielleicht der glänzendste jugendliche Held, den das deutsche Theater je gesehen, fand sich später in bürgerliche und tragische Väterrollen mit der ganzen Elasticität und brausenden Gewalt seiner Natur hinein. Er hat noch in spätem Alter neue Rollen geschaffen. Fichtner übernahm von dem älteren Korn man möchte sagen das Fach männlicher Anmuth und Liebenswürdigkeit. Es lag eine Grazie der Natur in Fichtner, die ihr mildes Licht bis in die Tragödie hineintrug, aber im Conversationsstücke, im Lustspiele ihren erquicklichsten Glanz verbreitete. Seine künstlerische Schwester in der Grazie war Luise Neumann, die Tochter der Frau Amalie Haizinger; in ihrem gedämpften, leisen Spiele prägte sich eine vornehme Gesinnung aus. Und die Mutter selbst, Amalie Haizinger, war bis in ihr hohes Alter die Laune des Burgtheaters, sein gesundes Gelächter. Mit der Autorität, welche Geist und Charakter verleihen, bewegte sich Julie Rettich unter diesen Künstlern. Josef Wagner war der Repräsentant der Romantik und des poetischen Schwunges. Alle die hervorragenden Schauspieler, die wir genannt, werden mehr oder minder durch die Schlagworte Natur und Naturell bezeichnet. Die künstlicheren Manieren der Mannheimer Schule, die classischen Attitüden der Schule von Weimar haben in Wien nie recht Fuß fassen können; Schröder und nicht zu vergessen die Franzosen, die im Burgtheater ihren Parfüm zurückgelassen, haben die Kunst dieser Bühne wesentlich beeinflußt.

Die bedeutenden Directoren, die das Burgtheater gehabt, waren die Hüter dieser Kunst und die Vermittler zwischen der Bühne und der Literatur. Sie waren eifersüchtig auf den deutschen Charakter des Institutes und wahrten diesen Charakter, in welchem ja ein universaler Zug lebt, auch dadurch, daß sie gute und brauchbare Werke aus den fremden Literaturen, sowohl der alten als der neuen, in den Bereich des Burgtheaters

zogen. Auf einem guten Repertoire, meint Schreyvogel, beruhe doch am Ende die Erhaltung jeder Bühne. Mit der Klugheit praktischer Naturen, die zugleich ein edleres Ziel verfolgen, ging Schreyvogel scheinbar und schonend auf die gegebenen Verhältnisse ein, um, leise an ihnen rückend und sie unmerklich nach seiner Absicht wendend, etwas Anderes und Besseres



Karl La Roche

aus ihnen zu machen. Vielfach im Gegensatze zu den Schauspielern, deren überwiegenden Einfluß auf Wahl und Besetzung der Stücke er als ein Unheil beklagt, überdies im beständigen Kampfe mit einer Censur, die keine Vernunft annehmen wollte, hat er das alte Repertoire durch verständige Bearbeitungen und durch Originalstücke wesentlich erweitert. Goethe und Schiller, deren Schauspiele zum Theile verpönt waren, den Spaniern, Engländern und

Franzosen hat er in Wien freieren Raum geschaffen. Einheimische Kräfte wußte er zu schätzen, zu wahren und zu leiten als ein Mann von fein geschultem Urtheile, dem selbst poetische Gestaltungskraft in bescheidenem Maße zur Verfügung stand. Grillparzer ist durch ihn seines dramatischen Talents sicher geworden. Das Burgtheater wurde des Glücks theilhaftig, einen Dichter zu haben, der ungeachtet des innigen Zusammenhanges mit der classischen Dichtung der Deutschen aus diesem Theater selbst und aus dem Grund und Boden, worauf es steht, hervorgewachsen ist. Grillparzer war durch und durch ein Österreicher in dem Sinne, wie sich Österreich in seiner Reichshauptstadt spiegelte. In diesem Geiste ergriff und führte er nationale Stoffe aus: nichts ist in diesen Stücken, was nicht ein wohlgesinnter Wiener mitempfinden und billigen könnte. Auch in den Stoffen, die er dem Alterthume entnimmt, verräth sich der Altösterreicher, der Wiener, zumal in der Weichheit und Schmiegsamkeit der Empfindung und in der Scheu vor einer harten Lösung heraufbeschworner Conflicte, die man als tragische Wehleidigkeit bezeichnen könnte. Medea erscheint in diesem Lichte: zumeist die Umstände tragen die Verantwortlichkeit für sie, sie ist keine souveräne Persönlichkeit. Grillparzer ist ein Wiener Classiker. Später gesellte sich in Bauernfeld dem Tragiker ein Lustspieldichter, der gleichfalls dem Burgtheater und dem Wiener Boden entwachsen ist. Bedeutende Schauspieler werden productiv, indem sie Dichter zu Hervorbringungen anregen. Es läßt sich nicht berechnen, was Bauernfeld einem schauspielerischen Weltmanne wie Fichtner und einer schauspielerischen Weltdame wie die Neumann verdankt. Auch Bauernfeld ist ein echter Österreicher, und doppelt echt, weil er auf Österreich nicht gut zu sprechen ist; das Burgtheater besitzt dafür ein feines Gefühl und hat daher Bauernfelds satirische Anwandlungen nie übelgenommen. Leichtes, munteres, geistreiches Gespräch zeichnet seine Lustspiele aus; man merkt die große Stadt, die hinter ihm steht, und die gesellschaftlichen Kreise, in denen er verkehrt. Gute Theater schaffen sich von jeher ihre Dichter, und diese wirken auf das Theater wieder zurück. Auf solcher Wechselwirkung beruht das eigentliche Leben der dramatischen Kunst.

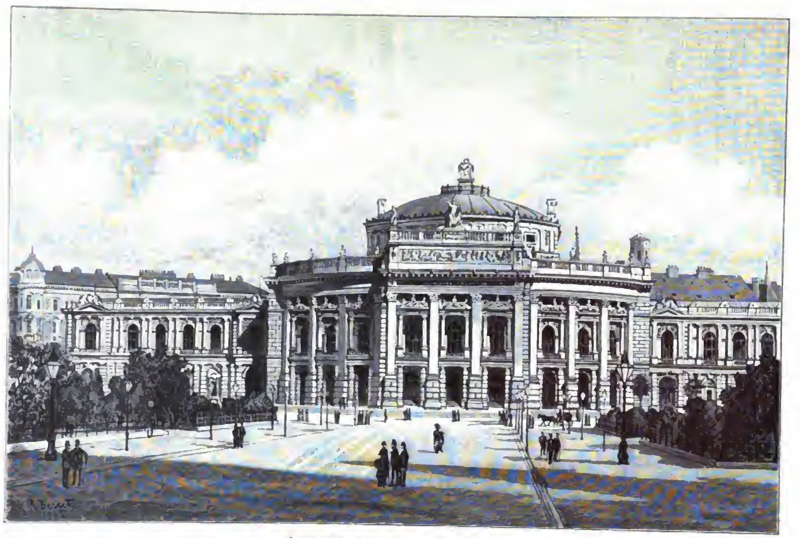
Die Bestrebungen Schreyvogels sind nach einer Unterbrechung von Jahrzehnten durch Heinrich Laube wieder aufgenommen worden. Laube fand freiere Verhältnisse vor und er benützte sie sofort zur Erweiterung des Repertoires, welchem endlich nur noch selbstverständliche Rücksichten Schranken setzten. Nach Laubes Absicht sollte das jährliche Repertoire ein übersichtliches Bild von Allem geben, was die dramatische Literatur der Deutschen seit Lessing an lebensfähigen Werken hervorgebracht; die fremde Literatur war natürlich nicht ausgeschlossen, die moderne französische sogar bevorzugt. Laube lebte und webte im Burgtheater. Er war eine Arbeitskraft ersten Ranges, voll Begeisterung für seine Aufgabe. Ein vortrefflicher Vorleser, selbst ein schauspielerisches Talent, dem nur die glücklichen sinnlichen Mittel fehlten, arbeitete er rastlos mit seinen Schauspielern. Die Schröder'sche



Amalie Haizinger.

Erbschaft, das natürliche Sprechen, hat unter ihm die liebevollste Pflege erfahren. Bei seiner Rastlosigkeit, seiner Jagd nach dem Neuen und Neuesten konnte es an mißglückten Versuchen nicht fehlen; Personal und Repertoire sahen sich oft von einem fieberhaften Wechsel ergriffen, ältere Mitglieder fühlten sich zurückgesetzt, Laubes Geschöpfe, und nicht immer die besten, traten in den Vordergrund. Doch hat Laube bei seinem sanguinischen Temperamente, das von jeder Neuerung das Außerordentliche erwartete, auch die Kunst besessen, das als unzulänglich Erkannte oder von außen Zurückgewiesene mehr oder weniger rasch fallen zu lassen. So stellte sich aus Wagnissen und Zugeständnissen immer wieder ein erträglicher Mittelzustand her, und schließlich hat Laube doch Bleibendes geschaffen, indem er tüchtige Kräfte herbeischaffte und dem Repertoire nachwirkende Impulse gab. Als Laube, da man ihm seine Befugnisse beschränken wollte, seinen alten geliebten Wirkungskreis freiwillig, doch mit schwerem Herzen verließ, wollte er dem Burgtheater ein Trutztheater gegenüberstellen; allein seiner Rechnung lag ein grober Fehler zu Grunde, denn dem Burgtheater trotzen ließ sich nur durch die eigenen Kräfte des Burgtheaters, die freilich nicht verfügbar waren. So ist das Wiener Stadttheater, an welches Laube eine unsägliche Arbeit wendete, noch mehr durch die innere Unmöglichkeit, als durch die Ungunst der Verhältnisse zu Grunde gegangen. Der unfruchtbaren Periode, die auf Laube folgte, hat Freiherr von Münch-Bellinghausen — einst als Friedrich Halm nicht ohne hervorragende dichterische Bedeutung für das Burgtheater — seinen Namen geliehen. Er berief einen ehemaligen Schauspieler, der die Mannheimer Bühne geleitet hatte, zur Direction des Burgtheaters. Der Gedanke, einen Schauspieler über die Schauspieler zu setzen, erwies sich sofort als unpraktisch. In einer besseren Stunde des Intendanten Baron Münch wurde Franz von Dingelstedt zum Director herangezogen, so daß wieder ein literarischer Name an der Spitze des Institutes stand. Dingelstedt war kein Freund der Schauspieler, für ihre Bestrebungen, für ihren Ehrgeiz, künstlerisch vorwärts zu kommen, hat er keine Theilnahme gehabt. Er nahm die Schauspieler, wie sie waren, ohne sie ändern zu wollen. Seiner innersten Meinung nach war es nicht der Mühe werth, sich näher mit ihnen zu befassen. In ihm lebte ein tiefer Zug nach Repräsentation, in seinen Unternehmungen wollte er zugleich persönlich glänzen. In diesem Sinne hat er Goethes „Götz von Berlichingen", hat er die Historien Shakespeares gegeben und indem sie ihm Ehre einbrachten, unwillkürlich auch das Darstellungsvermögen der Schauspieler von Grund aus aufgerüttelt. Ein bequemer Lebemann, mit der Eitelkeit dieser Welt mehr als billig beschäftigt, hat er in das Getriebe des Theaters nur selten eingegriffen, dann aber entschieden den Herrn gezeigt.

Mit ihm — einer glänzenden, aber in ihren Wirkungen wenig nachhaltigen Erscheinung — nehmen wir Abschied vom Burgtheater, da der Zweck dieser Darstellung die Gegenwart ausschließt. Noch lebt der Geist des Burgtheaters, und hoffentlich wird



Das neue Burgtheater am Franzensring in Wien.

er sich von seiner alten historischen Stätte hinüberretten in die festlichen Räume des neuen Theatergebäudes.

Mit und neben dem Burgtheater haben sich die Vorstadtbühnen Wiens vielseitig ausgebildet. Das Theater an der Wien und die Josefstädter Bühne pflegten sämmtliche dramatische Gattungen, auch das Ballet und die Oper. Eigenthümlicher hat sich das Leopoldstädter Theater, das spätere Carltheater entwickelt. Es hat die Erbschaft des Hanswurst angetreten. Theaterschriftsteller wie Pernet, Meisl und Bäuerle, Schauspieler wie La Roche und Ignaz Schuster haben es emporgebracht. In verschiedenen Gestalten, als Kasperl, Staberl, Lipperl, Thaddädl lebte der alte Hanswurst wieder auf und bereitete den Wienern unendlichen Spaß. Kasperliaden, mythologische Stücke, Parodien, Zauberpossen, Alles wechselte mit einander ab, Alles war echt volksthümlich, echt Wienerisch und doch wieder so echt komisch, daß es den Weg nach ganz Deutschland fand. Der Zauberposse hat sich darauf ein bedeutender Dichter bemächtigt, der ihr dauernde Gestalt verliehen. Jene ganze lustige Herrlichkeit ist verschwunden, nur Ferdinand Raimunds Stücke leben fort und werden stets noch mit Beifall gegeben. Die gleichmäßigste Wirkung als Ganzes macht der „Verschwender", wie er denn auch das ausgetragenste, reiffste Werk Raimunds ist; am stärksten packt „Alpenkönig und Menschenfeind", ohne Zweifel die genialste Schöpfung des Dichters, die in der Scene, wo dem Rappelkopf sein eigenes Wesen entgegentritt, in unvergleichlicher Weise gipfelt; dagegen fällt der „Bauer als Millionär" einigermaßen ab, doch wird er gerettet durch die herrlichen Scenen, in denen der übermüthige Bauer Fortunatus Wurzel mit der Abschied nehmenden Jugend und dem herannahenden Alter verkehrt. Die Jugend, einst eine vielbewunderte Rolle der Therese Krones, hüpft herein, ein Mädchen in Männertracht und dadurch doppelt reizend. Nie ist das schmerzlichste Ereigniß des Lebens, der Abschied des Menschen von der Jugend, oder vielmehr, da Niemand nachgeben will, der Abschied der Jugend von dem Menschen, mit übermüthigerem Humor dargestellt worden, und doch mit einem Humor, der die Härte des Moments wohl fühlen läßt und ihn nur mit Rosen übertäuscht. Die Verszeilen: „Brüderlein fein, Brüderlein fein" — diese Wiederholung, wie musikalisch einschmeichelnd! — werden mit ihrem, in seiner Selbstverständlichkeit so tiefen und erschütternden Vergleiche: „Scheint die Sonne noch so schön, einmal muß sie untergeh'n", so lange dauern und wiederholt werden, als es Menschen gibt, die eine Jugend und ein Glück zu verlieren haben. Einmal ausgesprochen, sind solche Worte ewig. Und diese allegorische Gestalt der Jugend, ist sie nicht ein blühendes Wesen voll Wärme und Athem, eine echte Wienerin, der wir schon einmal im Prater oder auf dem Stefansplatz begegnet sind? Sie rauscht vorüber und ein Duft wie von Rosen bezeichnet ihren Weg. Und nun läßt sich das Alter melden. Es ist, wie der Diener mit einer local-witzigen Wendung meldet, aus Eisgrub.

Nun wieder die Theaterweisung, die selbst ein Stück Poesie ist: „Die Fensterflügel werden vom Winde aufgerissen und zerbrechen klirrend, daß die Scheiben herumfliegen. Das Alter fliegt zum Fenster herein auf einem Wolken-Leiterwagen. Zwei alte Schimmel vor, Bauernpferde. Der Wagen ist mit gelbem Gesträuch ausgefüllt. Das Alter sitzt in einem



Ferdinand Raimund als Aschenmann (Wurzel) im „Bauer als Millionär".

alten Hausrocke, der bis an die Knie geht, darin, den Kopf mit einer Pelzschlafhaube bedeckt, die Füße in Polstern, auf dem Schoße einen schlafenden Mops und auf der Achsel eine Eule. Ein kleiner uralter Kutscher ist auf dem Bock. Der Wagen ist etwas beschneit..."
Die Ankunft des Alters ist stimmungsvoll vorbereitet: Wurzel sieht vom Fenster aus, wie es schneit, wie alles weiß ist und alle Blätter gelb werden. Ihn fröstelt, er läßt einheizen. Kamillenthee will er nun haben statt des vorher bestellten Champagners. Da kommt das

Alter, seine „mühselige Aufwartung" zu machen. Wurzel sträubt sich, er will nichts wissen von dem hereingeschneiten Gaste. Da berührt der alte Herr aus Eisgrub den Kopf des Ungeberdigen, „und Wurzel bekommt ganz weißes Haar". „So", sagt das Alter, „jetzt ist aus dem Bräundl ein Schimmel worden. So! Hotto, mein Schimmel! Nu, nichts hotto?" Unwillkürlich fällt es dem alten Knaben gegenüber in die Kindersprache, die hier so natürlich und zugleich so sarkastisch klingt. Und wieder: „So! jetzt ba (adieu), alter Papa, und befolgen Sie meinen Rath", nämlich mäßig zu leben. Das Alter wäre aber kein guter Österreicher, wenn es nicht zuletzt noch einen schlechten Witz machte. „Kein' Thee müssen S' nicht trinken", sagt das Alter zum altgewordenen Wurzel, „den haben S' so schon". Er steigt in den Wagen.



Therese Krones als Jugend im „Bauer als Millionär".

Durch den „Bauer als Millionär" geht dieselbe Anschauung wie durch den „Verschwender", nur knüpft der Dichter seine Sache an zwei verschiedenen Enden an. Flottwell und Wurzel haben dasselbe Schicksal: sie suchen und finden das Glück. Der Eine wird durch die Prüfungen der Armuth, der Andere durch die Prüfungen des Reichthums geführt. Weder Armuth noch Reichthum machen glücklich, aber es gibt eine glückliche Armuth, wie es einen glücklichen Reichthum gibt. Glücksgüter haben einen relativen Werth; was das Glück ausmacht, ist das reine, zufriedene Herz. In dieser Anschauung begegnen sich Raimund und Grillparzer — der größte Komiker und der größte Tragiker Wiens. Diese Anschauung wurzelt im Wiener Boden und war auch

in einer Zeit, wo das goldene Vließ den Sinn der Menschen noch nicht verwirrt hatte, die allgemein verbreitete Volksanschauung. Wien hat das Glück, in Raimund einen Volksclassiker zu besitzen, der die besten Seiten des Wienerthums verherrlicht hat. Er hat die Gestalt des Valentin geschaffen, in welchem die Schönheit des Wiener Gemüthes, seine Milde und sein Mitleid verkörpert ist. Auch die Schärfe, die der Wiener Gemüthlichkeit nicht fremd ist und sich zunächst als Witz äußert, vertritt er in liebenswürdiger Weise. Alles, was gut österreichisch und gut wienerisch ist, scheint mit sich selbst und der Welt ein wenig unzufrieden zu sein. Die echten Wiener Dichter, Raimund, in viel höherem Grade Grillparzer und Bauernfeld sind unzufrieden mit ihrer Zeit und Heimat, sind voll scharfer Worte und Bemerkungen, und doch ihrer Heimat mit Leib und Seele angehörig, nicht ohne sie zu leben fähig, obgleich scharf züchtigend, was sie zärtlich lieben. Auch Valentin hat einen Zug von dieser Schärfe. Als armer Tischler, der sich und die Seinen mühselig fortbringt, weist er, wie Raimunds Dichtung überhaupt, auf die Vorstadt hin. Er ist derb und innig, in Worten so rein, daß er, nach seinem kleinsten Knaben befragt, als Äußerstes seiner Frivolität nur die verschämten Worte hervorbringt: „Das jüngste Kind meiner Laune.“ Man sollte nicht denken, daß diese reinliche, verschämte Seele mittelbar vom Hanswurst abstammt. Valentin beginnt als Bedienter und endigt als Handwerker. Er zieht den Hanswurst aus und den



Fanny Elßler, eine Cachucha tanzend.

Bürger an. In Raimunds Phantasie hat sich diese bedeutsame Umwandlung vollzogen. Es war eine Blütezeit des Volksstückes und der volksthümlichen dramatischen Darstellung, als Raimund in seinen eigenen Schöpfungen auftrat, ein grübelnder, gemüthvoller und witziger Mensch, und neben ihm Therese Krones spielte, jene Zauberin der Vorstadtbühne, die, ähnlich wie Fanny Elßler auf anderem Gebiete, eine Repräsentantin der Wiener Anmuth war.

Johann Nestroy schloß sich an Raimund an, doch war er schon im „Lumpazivagabundus" mit seinem derben Realismus und scharfen Humor ein ganz anderer als sein Vorgänger. Es war ein rücksichtsloser Spott- und Zersetzungsgeist in diesem Manne, der sich stark genug in dem Schriftsteller, aber noch stärker in dem Darsteller aussprach. Johann Nestroy und Wenzel Scholz schienen sich in die Erbschaft des Hanswurst getheilt zu haben: alle Schärfe und Beweglichkeit fiel Nestroy zu, alles Breite und Behagliche kam auf Scholz. Nestroy mußte sich seinen Erfolg stets erringen, Scholz, der unverbrüchlich das Werthercostüm trug (blauen Frack und gelbe Beinkleider), hatte schon gewonnen, wenn er nur erschien. Der lange magere Nestroy und der kurze dicke Scholz waren ein unvergleichliches Komikerpaar. Scholz war ein Vertreter der zuständlichen, der duldenden, Nestroy ein Repräsentant der thätigen und angreifenden Komik. Gegen Scholz, den göttlichen Philister, stand Sansquartier-Nestroy, der Alles, das wirkliche Leben und das ideale Leben der Dichtung unbarmherzig zerfaserte. Seine Stücke holte sich Nestroy aus Paris. Er nahm das französische Gerüst herüber und behängte es, indem er die Fabel localisirte, mit seinen Späßen und Witzen. Wie der griechische Comödiendichter in der Parabase, trat er zeitweise aus dem Zusammenhang des Stückes persönlich hervor, um mit einer schwindelnden Redefertigkeit, die an die alten Improvisatoren erinnern konnte, sich an das Publicum zu wenden, das er schließlich mit einer Reihe durch einen schlagenden Refrain zusammengehaltener Couplets bewirthete. Mit ungewöhnlichem Talent pflegte Nestroy die alte Wiener Gattung der Parodie, die Alles in ihren Bereich zog, was auf den ernsten Bühnen Wiens Aufsehen erregte. Meisterhaft parodirte er beispielsweise Hebbels „Judith". In dieser Parodie steht Nestroy zwar nicht der Kunst und dem Schönheitssinn, aber dem sicheren Treff nach auf gleicher Höhe mit den genialsten Comödiendichtern. Aristophanes hat den Euripides nicht bitterer gezüchtigt, Molière die Precieusen nicht schärfer durchgehechelt, als Nestroy der Hebbelschen Gestalt des Holofernes zugesetzt. Er hat diesen Kraft-Hanswurst, diese mit philosophischer Kleie gefüllte Lederpuppe ins Herz getroffen. Fast jedes Wort, welches Nestroys Holofernes spricht, ist vernichtend für den Holofernes Hebbels: „Ich bin der Glanzpunkt der Natur", ruft Holofernes bei Nestroy aus, „noch hab' ich keine Schlacht verloren, ich bin die Jungfrau unter den Feldherren. Ich möchte mich einmal mit mir selbst zusammenhetzen, nur um zu sehen, wer stärker ist: ich oder



ich." Da dem Holofernes die Nachricht zukommt, daß Nebukadnezar als Gott verehrt sein wolle, wirft er das Wort hin: „Da kann man sehen, wie käbig (übermüthig) die Könige werden, wenn sie Holofirnisse haben, die ihnen die Welt erobern. . . Sixt es, sixt es, jetzt ist der Nebukadnezar ein Gott. Und wer hat ihn dazu gemacht? Mein Spadi



Wenzel Scholz als Eulenspiegel in „Till Eulenspiegel".

durch die Bastoni, die er dem Feinde austheilt." (Aufs Schwert schlagend:) „Hier ist die Götterfabrik! Was in der neuen Zeit durch Bajonnette geht, das richten wir, die grauen Vorzeitler, durch das Schwert." Von sich selbst trunken, ruft Holofernes einmal aus: „Ich bin ein großartiger Kerl!" Als er in den Kampf gegen die Hebräer zieht, befiehlt er: „Sattelt mir das bucklichste meiner Kameele. Auf nach — nach — wie heißt das Nest?" — „Bethulien!" — „Also auf nach Betteltuttlien!" In dem Augenblicke, da Judith sich bei

ihm anmelden läßt, befiehlt er, die Leichname in seinem Zelt, die er in seinem unberechenbaren Zorn geliefert, zu beseitigen. „Laß aber erst das Zelt ordentlich zusammenräumen. Überall liegen Erstochene herum: nur keine Schlamperei!“ Durchaus ist hier echt komische Steigerung vorhanden und Holofernes wird aus seinem eigenen Geiste heraus vernichtet. Nestroys parodistische Kraft war in der That einzig. Für alles Nichtige und Lächerliche besaß er ein scharfes Auge. Nicht nur Hebbel hatte diese Kraft an sich erfahren, sondern auch die Schicksalsdichter, sowie Friedrich Halm, Meyerbeer und Richard Wagner.

Freilich auch nach dem Höchsten hat Nestroy seine unfromme Hand ausgestreckt und das Reine war nicht sicher vor seinem Griff. Das ist oft einseitig ausgesprochen worden und hat das Urtheil über Nestroy getrübt. Man hört sagen, Nestroy habe den Wienern ihre Ideale zerstört. Dieses Urtheil ist zu hart, zu unbedingt. Nestroy ist nicht als ein Fremder nach Wien gekommen, hat den Wienern das Joch seines Geistes nicht gewaltsam aufgelegt, im Gegentheil, er ist aus dem Schoße Wiens aufgestiegen und hat sich nur vorhandener Richtungen bemächtigt, vorhandene Neigungen gesteigert. Als er heraufkam, gab es in Österreich kein großes öffentliches Interesse. Alles wurde von oben besorgt, der Staat war dem Österreicher eine verbotene Sache. Erwerb und Genuß, ein Drittes gab es nicht. Und wie leicht war der Erwerb, wie billig der Genuß! Mit einem Silberzwanziger konnte damals ein einzelner Mann einen Tag lang flott leben. Der Dunstkreis von Wien war erfüllt von dem Dufte gebackener Hühner, von der Blume des Gumpoldskirchener Gewächses, und dazwischen hörte man den bezaubernden Dreischlag der Walzer von Strauß und Lanner. Der Frühling hatte seine Blumen, der Sommer seine Ausflüge, der Winter seinen Tanz und das ganze Jahr seine schönen Frauen. Gegen die Übergriffe der Großen wehrte man sich durch einen schlechten Witz, der die angeborne Lachlust befriedigte. Und doch versteckten sich unter dieser glatten Oberfläche ernstere Regungen, die nur des befreienden Wortes harrten, um sich hervorzuwagen. Für eine solche Lage der Geister und Gemüther war Nestroy gerade der rechte Mann. Eine gute, rechtliche, innerlich weiche Natur — denn ihn, den Unbändigen, fesselte zuletzt eine kleine Frauenhand — ging ihm alle Ungerechtigkeit, alles Nichtige, das sich aufbläht, alles Lächerliche, das imponiren will, zu Herzen. Die Form seines Zornes war der Witz, der Sarkasmus und manchmal jene schamlose Entrüstung: der Cynismus. Er stieg die ganze Leiter des Spottes auf und nieder und sein vernichtender Hohn konnte sich momentan bis zu Swift'scher Höhe steigern. Wie es eine halbstumme Zeit mit sich brachte, flüchtete Nestroy seine halbe Kraft in sein stummes Spiel. Was das Wort unausgesprochen ließ und lassen mußte, gab sein Spiel kund. Er hatte witzige Geberden, spöttische Mienen, ja das Spiel seiner Augen und Augenbrauen war dämonisch und konnte sich bis zum Teuflischen verzerren. Wenn er nun durch seinen Witz nicht selten wahrhaft befreiend wirkte, so hielt er doch nicht immer die



Grenzen des Wohlanständigen ein. Witz ist eine Macht, die sich schwer handhabt; der Witz strebt nach Souveränetät und besitzt nicht selten Den, der ihn zu besitzen glaubt. Leicht opfert dann der Witzige Alles dem Spaße und fällt der Gesinnungslosigkeit anheim. Von dieser Sucht, Alles zu bewitzeln, ist auch Nestroy nicht freizusprechen. Die weit-



Johann Nestroy als Sansquartier in den „Zwölf Mädchen in Uniform“.

verbreitete Manier, sich mit der ernstesten Sache durch einen Witz abzufinden, hat er zwar nicht erfunden, aber durch sein Beispiel ermuntert. Daß sich Nestroy zu stark mit der Zote eingelassen, hängt gleichfalls mit der Zeit zusammen, die jedes freie Wort über große Gegenstände verpönte, wo sich dann der Witz immer des allezeit beliebten Themas der geschlechtlichen Beziehungen bemächtigt, die, falls nicht Leidenschaft oder sittlicher Ernst

sie adelt, so leicht ins Lächerliche fallen. Nestroy und seine Zeit haben einander gemacht und verstanden. In ihm erscheint noch einmal der Wiener Spaßgeist des vorigen Jahrhunderts, aber mit schärferen Organen ausgestattet und mit einer zugleich vereinfachten und wirksameren dramatischen Technik. Nestroy war der letzte große Hanswurst der Wiener.

Fragen wir nun, indem wir auf die durchwanderte Gegend zurückschauen, was Wien für das Schauspiel geleistet, so ist die Antwort erfreulich genug. Es hat die Hanswurstzeit gründlicher in sich verarbeitet als irgend eine deutsche Stadt und durch seine komischen Erfindungen die Bühnen Deutschlands von sich abhängig gemacht. Es hat in seinem Burgtheater eine musterhafte deutsche Bühne geschaffen, die in ihrer Darstellung canonisches Ansehen genießt. Es hat in Grillparzer einen tragischen Dichter, in Bauernfeld einen Lustspieldichter hervorgebracht, deren Werke in ihrer Art classisch sind. Es hat in Raimunds Schauspielen das deutsche Volksstück idealisirt. Das Alles ist aus der Natur und dem Geiste Wiens hervorgegangen, und es ist daher dem Wiener nicht zu verargen, wenn er mit Vorliebe bei seinen Bühnenerinnerungen verweilt und mit einigem Selbstgefühl auf sein Theater blickt.







Malerei und Plastik in Wien.

Vom Mittelalter bis zur Neuzeit.



enn es auch unleugbar ist, daß seit den frühesten Tagen, trotz so mancher Veränderungen, Einwanderung und Vermischung mit fremden Elementen, der Charakter des Wiener Volksthumes im großen Ganzen seine auszeichnenden Merkmale beibehielt, so würde es doch schwer fallen, aus den älteren Perioden an den Kunstwerken der Stadt diese Beziehungen, diese Verwandtschaft und Durchdringung zweier Factoren — der Kunstthätigkeit und des Stammeswesens — haarklein nachzuweisen. Die culturelle Erscheinung der bildenden Kunst hat in Wien ja, bei allem Werthe ihrer Hervorbringnisse, doch niemals eine so vielseitige, so Alles beherrschende Bedeutung erreicht wie etwa in Florenz, in Venedig, in Nürnberg; sie bildete immer nur eine glänzende Facette, nicht das Spiegelglas, in dem sich das ganze Wesen unserer geistigen und gemüthlichen Beschaffenheit wiederspiegelt.

Die Zeiten des Mittelalters waren übrigens auch an anderen Orten durch den gebundenen, typisch bestimmten Charakter ihres Kunstwesens weniger geeignet, in ihren Schöpfungen Volksindividualitäten deutlich herausreifen zu lassen; erst der Geist der Renaissance und der folgenden Zeiten, der nach der Schule der Alten ja auch beim einzelnen Menschen die Entfaltung des Charakteristischen so sehr begünstigte, bereitete hier die Möglichkeit zur Ausprägung localer Eigenart, zur Bildung einzelner Schattirungen im großen Gesammtbilde des Kunstschaffens.

Durch das ganze Mittelalter erringt die gesammte Kunst Österreichs — ich meine hier das deutsche sogenannte Innerösterreich — und somit auch diejenige Wiens noch kein selbständigeres Gepräge. In diese östlichen Grenzgebiete flutete damals nur die äußerste Brandung der deutschen Culturbewegung, spielte an einzelnen verstreuten Punkten im Süden auch zuweilen ein Wellenschlag der italienisch-mittelalterlichen Kunst herein; in der Kirchenbaukunst war durch besondere Umstände hier und da selbst Frankreichs Einfluß mächtig, ein local Eigenthümliches kam aber noch nicht zum Wachsthum. So tragen denn auch unsere größten mittelalterlichen Schöpfungen diesen Charakter, der der Charakter des ganzen Landes und seines Volksthumes in jenen Zeiten ist, wo von Barbaren verheerte Gegenden erst allmälig durch deutsche Ansiedler aus Baiern, Franken und anderen Gauen cultivirt worden waren, wo der wachsende Verkehr später Niederländer und Wälsche herbeiführte, wo ein slavisches und magyarisches Nachbarthum das Mosaik noch bunter machte und fortdauernde Kämpfe noch durch Jahrhunderte jene Ruhe raubten, unter deren Segnungen allein alle diese bunten Elemente in einen Ton verschmolzen werden konnten. So stehen die italienischen Einflüsse im Gurker Dom, die französischen in den Kirchenbauten Böhmens, der deutsche Hallenbau von St. Stefan nebeneinander in Einem Lande.

Die Tafelmalerei läßt sich durch das XV. und XVI. Jahrhundert als Nachfolgerin der Schulen von Köln, der niederländischen, fränkischen und baierischen bis auf die Elemente der Dürer'schen und Holbein'schen Richtung nachweisen, aber bei allen diesen mannigfachen Wandlungen fällt es selbst vom rein kunstwissenschaftlichen Standpunkte ungemein schwer, an den Producten nach Stil, Auffassung und Technik bezeichnende Symptome localer Natur zu finden, geschweige denn, daß etwa ein im allgemeinsten Sinne österreichisch und wienerisch zu nennendes Hauptmoment charakteristisch aus ihnen entgegenleuchten würde.

An Ansätzen zur Bildung desselben, welche aber der Sturm jener rauhen Zeiten größtentheils wieder verwischte, fehlte es übrigens auch im Mittelalter keineswegs. Sie gingen weniger von dem im Allgemeinen am meisten kunstfördernden Factor, von der Geistlichkeit aus; denn der einheitliche, in der gesammten damaligen Welt von denselben kirchlichen Idealen und Normen beherrschte Geist ihres Kunstschaffens begünstigte eine Entwicklung im Sinne des Stammeseigenthümlichen nicht. Das städtische Bürgerthum, in Deutschland wie in den Niederlanden und in Italien der mächtigste Hebel für die Individualisirung der Kunst, kam in Österreich gerade nicht zu freier Blüte; dem Adel versagte der endlose Krieg und stete Besitzwechsel hierzulande im früheren Mittelalter die Möglichkeit, die edle, aber zarte Pflanze zu warten; so ist es denn seit den ältesten Zeiten das dynastische Element gewesen, das in Österreich die Künste nicht nur auf das

kräftigste förderte, sondern auch der Factor war, welcher ihnen einen heimatlichen Charakter aufzudrücken vermochte.

Speciell in Wien sehen wir bereits die Babenberger diese erhabene Mission erfüllen. Die nahen, selbst verwandtschaftlichen Beziehungen des Hauses zur byzantinischen Kaiserfamilie können, obwohl uns alle Belege dafür mangeln, für die Kunstentwicklung in der Heimat gewiß nicht ohne Einfluß geblieben sein. Wie an den spärlichen Resten des romanischen Baustils äußert sich auch an ihrem noch dürftigeren plastischen Schmucke die Einwirkung der Klosterschulen im Lande. Haben wir in Wien auch keinen noch so kleinen Farbenfleck von Malerei des XI. bis XIV. Jahrhunderts, so läßt sich doch aus den



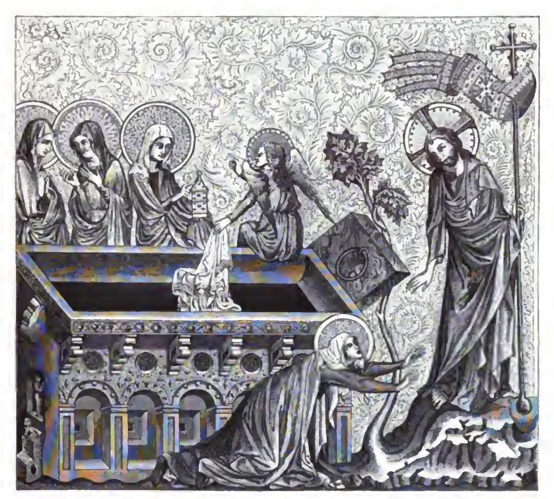
Tympanon-Relief vom Riesenthore der Stefanskirche in Wien.

erhaltenen Fresken in den Karnern (Todtenkapellen) von Mödling und Tulln ꝛc. schließen, daß eine ziemliche derbe Nüance des allgemeinen romanischen Stiltypus mit deutlichen Betonungen eines national-germanischen Physiognomienschemas auf der Grundlage mönchischer Kunstübung verbreitet war. Die Glasgemälde von Heiligenkreuz aus jener Epoche bekunden dagegen in ihrer grau in Grau gehaltenen Ornamentik eine genaue Imitation südfranzösischer Muster, wie dies die Herkunft der Mönche, welche ihre Verfertiger waren, veranlaßte. In Wien scheint indeß die Malerei sehr bald in die Hände der Laien gelangt zu sein, denn schon um 1190 kommt urkundlich ein Miniaturmaler Namens Marchwardus vor, der bürgerlichen Standes und verheiratet war. Etwas später hatte der deutsche Einfluß in der Glasmalerei das französische Element bereits verdrängt; er stammte von dem baierischen Kloster Tegernsee her, der Centrale dieser Kunst für den ganzen Osten, woher wohl auch jener Meister Eberhart gekommen ist, der unter Albrecht I. 1291 für die berühmte Capella speciosa in Klosterneuburg beschäftigt erscheint.

Von der Plastik des Romanismus ist uns in Wien äußerst wenig überliefert. Das sogenannte Riesenthor mit dem Tympanonrelief des thronenden Salvator zwischen zwei Engelgestalten bekundet den ideal-kirchlichen Stil der Zeit mit antiken Reminiscenzen in der Draperie, während die Ornamentik der Wandsäulchen die Motive des germanisch-barbarischen Flechtwerkstils zur Schau trägt, wie Ähnliches an den Kirchenbauten von St. Jak in Ungarn, Wiener-Neustadt und Heiligenkreuz zu Tage tritt. Von der Kleinkunst und Miniaturmalerei Wiens jener fernen Zeit haben wir keine Proben, doch nahmen an der Huldigung der Wiener Bürger unter Leopold dem Glorreichen bereits Goldschmiede und andere Kunsthandwerker theil. Dagegen scheint zur Zeit der gothischen Stilblüte, also schon im XIV. Jahrhundert, die Miniaturmalerei in unserer Stadt bereits hervorragende Vertreter gehabt zu haben. Einer der bedeutendsten war wohl Hans Sachs, Herzogs Albrecht (mit dem Zopfe) Maler, der um 1380 bis 1390 als begüterter Bürger vorkommt und wahrscheinlich der Urheber des in der k. k. Hofbibliothek bewahrten prächtigen Codex des Rationale divinorum officiorum des Durandus sein dürfte, welches für jenen Herzog und Wilhelm IV. gemalt wurde. Andere Meister jener Periode, deren Werke wir jedoch nicht kennen, waren Heinrich Vaschang, Friedrich Sternseher, Hofmaler Herzogs Leopold um 1375, Jakob Grün, der auch im Rathe Sitz hatte und zu jener weitverbreiteten Bruderschaft des heiligen Christof vom Arlberg gehörte, in deren Gedenkbuch überhaupt eine Anzahl Wiener Maler durch ihre Wappen vertreten sind. Von Kaspar Dunkelsteiner, um 1420, haben wir noch sein Testament, in dem er unter Anderem über seine Farben und Malgeräthschaften verfügt. Schon 1410 erhielten die Wiener Maler, zu deren St. Lukaszeche auch (wie an anderen Orten) die Goldschmiede und sonstige Kunstgewerbe gehörten, ein Gesetzbuch, das Maler-Recht, welches, später mehrmals erneuert, sie in geistliche Maler und sogenannte Schilter trennte; die letzteren hatten ihren Namen von den Schilden, welche sie, sowie Lanzen, Fahnen, Pferdedecken für Turniere und dergleichen, mit farbigem Schmuck zu verzieren hatten. Meister Hylprant der Schilter wird 1349 erwähnt. Die Schulter- (einst Schiltergasse) erinnert heute noch an ihren Wohnplatz, die meisten der „geistlichen", also eigentlichen Kunstmaler liebten die Strauchgasse als ihren Wohnort. Von der Kunstfertigkeit der Ersteren geben uns einige sogenannte Todten-(Gedächtniß-)schilde, die einst in der Stefanskirche hingen, einen Begriff. Neben solchen kleineren Arbeiten blühte aber auch das Fresko, denn in der schönen Beschreibung, welche Äneas Sylvius von dem Wien des XV. Jahrhunderts gibt, gedenkt er bereits der vielen bemalten Façaden der Wohnhäuser.

Älteste Tafelbilder der Wiener Meister, von denen einige die kaiserliche Galerie besitzt, zeigen den Einfluß der idealistischen Schule von Köln mit zarten, blassen Gesichtchen, goldenem Hintergrund und naiver Andeutung des Körperlichen, sowie der Natur und

Landschaft. Sehr bald jedoch drang das entgegengesetzte Element des Realismus sehr kräftig ein: sein Weg ging über die Schulen Süddeutschlands, besonders durch diejenige des elsässischen Meisters Schongauer; seine Wiege jedoch waren die Niederlande, wo durch die große Reform der Gebrüder van Eyck der kirchlich-ideale Stil der Vorzeit verdrängt



Die heiligen Frauen am Grabe; Gemälde vom Verduner Altar in Klosterneuburg.

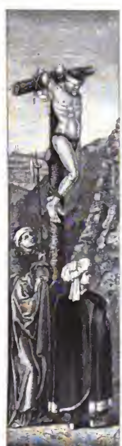
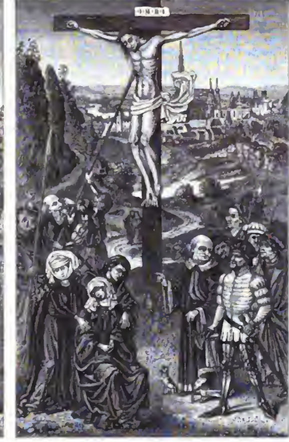
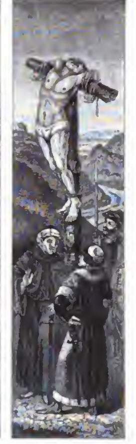
worden war durch eine der lebenswahren Auffassung, dem stofflichen Detail und der scharfen Charakteristik huldigende Kunstweise. Die neue Technik der Ölmalerei trat an die Stelle der blassen, weniger geschmeidigen Tempera. In Wien haben speciell wohl die steten Verbindungen der als reiche Kaufleute angesiedelten Niederländer mit ihrem Stammlande, später aber besonders die Beziehungen Friedrichs IV. zu Burgund die Einwirkung des neuen Kunstelements begünstigt, das schon um die Mitte des XV. Jahrhunderts hier in voller Kraft erscheint.

Diese Richtung brachte den größten Maler Wiens vor der Renaissance, neben dem Tiroler Michael Pacher überhaupt Österreichs bedeutendsten Namen auf dem Gebiete der Malerei während des Mittelalters, hervor, Meister Wolfgang Rueland. Von seiner Hand haben wir noch in der Bildergalerie des Stiftes Klosterneuburg einen Cyklus aus der Johannislegende voll feiner Züge, schöner Landschaftsmotive und edler Charakteristik; ein Kreuzigungsbild des Klosters St. Florian in Oberösterreich, ganz in seiner Art, ist durch die beigegebene Ansicht Wiens mit St. Stefan und der alten Herzogsburg besonders interessant. Rueland war öfter „Genannter" des Stadtrathes und bewies sich bei der Rebellion der Wiener gegen Friedrich IV. als treuer Anhänger des Kaisers; wir hören, daß er bei diesem Anlasse in Gefangenschaft gerieth (1462).

Beinamen damaliger in Wien ansässiger Maler: vom Rhein, von Paris rc. deuten genugsam an, wie verschiedene Kunstschulen ihre Strömungen hier vereinigten. Es war nicht anders als auf den übrigen Gebieten, wo z. B. Janko der Böhme als Goldschmied, ein Glockengießer von München und Andere dergleichen erwähnt werden. Auch die Sculptur der Gothik bietet eine Musterkarte fremder Einflüsse dar, doch sind ihre Vertreter von denjenigen des Architekturfaches kaum zu sondern, da die Arbeit des Baumeisters, des Steinmetz und Statuars in besagter Stilepoche zumeist in einer Hand vereinigt lag. St. Stefan, der herrliche Dom, mit seinen schönen zahlreichen Meißelarbeiten allein zeigt auf die anschaulichste Weise, welches Conglomerat von Kunstrichtungen im XV. Jahrhundert sich auf dem Boden Wiens zusammendrängte. Da schafft der treffliche Niklas Lerch das gewaltige Friedrichsgrabmal von rothem Marmor; er stammte aus der berühmten Bauhütte von Straßburg. Ganz verschieden, weitaus zierlicher, den niederländisch-französischen Werken verwandt ist die köstliche Kanzel. Meister Veit Rollinger, der Urheber der schönen holzgeschnitzten Chorstühle des Presbyteriums um 1480, hat ohne Zweifel die Schöpfungen Jörg Syrlins von Ulm geschaut, während der Taufstein mit den Apostelfiguren des Meisters Heinrich von Wien und eine Christusfigur von Jörg Jordan, an dessen Haus auf dem Judenplatze auch noch ein schönes Relief der Taufe Christi vorhanden ist, die einheimische Art vertreten. Zu dem Bedeutendsten gehören auch die beiden Baumeisterbüsten an der Kanzel und am Orgelfuße, welche die Meister Pilgram und Oechsel vorstellen sollen. Bruder Jakob von Paris, Beichtiger Albrechts II., wird mit der Bauthätigkeit an der Minoritenkirche zusammengebracht, in der uns an dem Portalrelief der Kreuzigung eine ausgezeichnete Probe von edler Sculptur des gothischen Stiles erhalten ist. Noch schöner sind übrigens einige der dort befindlichen Heiligenfiguren, darunter ein Johannes von fast idealem Adel des Hauptes.

Leider hat sich sonst nur Geringes von altwienerischer Malerei und Plastik vor der Renaissance erhalten. Zu ersterer gehören die kreisrunden Consecrationszeichen (Heiligen-

brustbilder) im Dome aus dem XV. Jahrhundert, jedoch noch von älterem Stilcharakter; die Reste des Martinsaltars daselbst, vielleicht noch früheren Ursprungs, die Madonna des sogenannten Speisaltars, der geschnitzte Altar in der Bartholomäuskapelle schon aus dem XVI. Herrlich in Farben leuchtende Glasmalereien besitzt nur noch St. Stefan (die Herzogsbilder) und Maria am Gestade. Von Sculpturwerken finden wir noch ziemlich

In der Art des Rueland: Kreuzigungsbild mit der Wiener Burg und der Stefanskirche in St. Florian.

viele Grabplatten, theils blos mit Wappen, theils mit den Gestalten der Verstorbenen, worunter die schöne Tumba eines herzoglichen Paares aus dem XIV. Jahrhundert im Dome (angeblich Rudolf des Stifters) das Bedeutendste ist. Ein Beispiel eines prächtigen Baldachingrabes ist dasjenige, welches man früher dem Minnesänger Nithard zuschrieb, an der Südseite der Kathedrale. Großartiger scheint das Grabmal der Königin Blanca († 1305) bei den Minoriten gewesen zu sein, welches im vorigen Jahrhundert verschwunden ist. Eine vorzügliche Galerie trefflicher, wenn auch nur kräftig decorativ gedachter Arbeiten enthalten endlich die zahlreichen Baldachine der Innenpfeiler der Schiffe von St. Stefan,

wo wir eine Fülle realistisch behandelter Heiligenstatuen in dem echten alten Schmucke bunter Bemalung gewahr werden. Am Äußeren findet sich neben manchem schönen Grabmal der Gothik noch ein besonders interessantes jüngstes Gericht, bei den Michaelern ein derber Ölberg in großen Figuren, endlich in der Barbarakapelle des Domes ein lebensgroßes Crucifix von scharf-realistischer, aber fesselnder Wahrheit.

Auch sind mancherlei Hausschilde und Wahrzeichen hierher zu zählen, wie z. B. der sogenannte Winter, ein sich am Feuer wärmendes Männchen, in dem die Sage König Matthias Corvin erblicken will, der schöne Wappenengel der Stadt Wien ꝛc. Alles dies ist nach den Nachrichten über die Thätigkeit in Wien beschäftigter Künstler und nach der Zahl der zerstörten oder später umgebauten Kirchen jedoch nur als ein verschwindend kleiner Theil des ehemals Vorhandengewesenen zu betrachten.

Der Flügelschlag der Renaissance ist in Wien früher fast als sonst irgendwo in deutschen Landen zu verspüren. Unsere Denkmäler der Sculptur dieser Stilart reichen bis in das erste Viertel des XVI. Jahrhunderts zurück, aber es ergeben sich Anzeichen dafür, daß schon im vorhergehenden Werke im neu-antikischen Geschmack in unserer Stadt Eingang gefunden haben müssen. Es waren dies zunächst Malereien, wie z. B. ein Prediger bereits um 1450 den Wienern zum Vorwurf macht, daß sie ihre Schlafkammern und Baldachinbetten mit „schandbaren“ Bildern (nackten Figuren) ausschmücken statt mit der Kreuzigung oder dem jüngsten Gericht. In dem reichen, lebenslustigen Wien, dessen stattliche Bürgerhäuser Äneas Sylvius, Bonfinus und Andere in rhetorischer Übertreibung schon mit den Behausungen der „Alten“ vergleichen, brachte zunächst der Handel aus dem Süden solche neue seltene Kunstwaare herbei, gerade wie wir um dieselbe Zeit hier bereits Händler mit dem berühmten Glase von Venedig angesiedelt sehen. Wichtiger war dann aber der Impuls, als mit herannahender Türkengefahr an eine umfassende Ausbesserung der Fortificationen der Stadt gegangen werden mußte, wozu man nur Italiener brauchen konnte, deren Befestigungssystem damals das herrschende war. Jene Künstler, meist aus Como, Mailand, Padua ꝛc., wie die Pozzo, Allio, Spazio ꝛc., waren aber nicht blos Architekten, sondern auch Plastiker, Ornamentiker und Maler, sie brachen der Renaissance eine breite Gasse.

Österreich wurde so recht der Boden der Frührenaissance für Deutschland. Die Motive der venetianischen, veronesischen und mailändischen Bauweise nahmen hier einen eigenartigen, selbständigen Typus an, ein heiteres und dabei naives Gepräge, welches bereits ganz anders als ehedem die nach fremdem Vorgang einfach importirte Gothik das landesübliche Wesen ausdrückte. Monumentale Bauten jenes frühen Renaissancestiles haben sich in Wien zwar nicht erhalten, waren auch kaum vorhanden, doch mögen zahlreiche zierliche Bürgerhäuser dieses Stils bestanden haben mit Laubengängen und Erkern. Das



Lerch: Tumbadeckel des Kaisers Friedrich III. (IV.) in der Stefanskirche zu Wien.

Bedeutendste leistete jedoch die Plastik, wenn auch in ganz bescheidenem Maßstabe. Den ersten Rang nimmt das herrliche, mit Ornamenten und Büsten reichgeschmückte Portal der Salvatorkirche im Frührenaissance-Stil ein, ein zierliches Meißelwerk, welches an Altären venetianischer Kirchen sein unverkennbares Vorbild findet. Ferner repräsentirt die Richtung eine ganze Reihe von tafelartig an den Wänden befestigten Epitaphien in der Gestalt kleiner Altärchen mit dockenförmigen Säulchen, die dann ein Relief zu umrahmen pflegen. Sie sind für Wien geradezu typisch und anderorts selten. Namen von Künstlern dieser Grabwerke sind außer demjenigen des Meisters Dichter um 1513 bis 1517, welchem die Vollendung der Friedrichstumba und das prächtige bemalte Denkmal des Priesters Kaltenmarkter im Dom angehört, nicht überliefert. Die deutsche Renaissance im Charakter der nach-Dürer'schen Richtung vertritt die schöne Grabtumba des Vertheidigers von Wien anno 1529, Grafen Niklas Salm, einst im Dorotheerstifte, jetzt in der Votivkirche aufgestellt. Von Malerei der eigentlichen Renaissance hat sich sehr wenig erhalten, wenngleich die Urkunden Malernamen in großer Menge vorführen. Das Wesentlichste sind die Decorationen der schönen Durchgangshalle im Schweizerhof der Burg (1551 von Ferrabosco hergestellt) und das Gewölbe eines Gemaches im Landhause. Beide enthalten reiche phantastische Zusammenstellungen von Ornamenten antikisirenden Charakters mit Emblemen, zuweilen derbsatirischer Art, Verzierungen, welche von den römischen Grotesken der Loggien ausgehend diese Ornamentik in deutschen Kunstgeist umgesetzt zeigen.

Wenngleich die habsburgischen Fürsten seit dem kunstsinnigen Gönner des Stefansmünsters Rudolf IV. niemals versäumt hatten, den Flor der Stadt in künstlerischer Hinsicht zu fördern, so beginnt doch erst seit den Tagen der späteren Renaissance ihre eigentliche stete Fürsorge. Denn bis auf Maximilian II., dessen Sohn und Nachfolger, der als Kunstfreund unübertroffene Rudolf II. übrigens ebenfalls auswärts residirte, verweilten sie dauernd nicht in Wien; selbst des großen Kunstförderers Maximilian I. Walten hatte mehr Früchte für Tirol, für Franken und andere Theile des Reiches getragen als für Österreichs Capitale, deßgleichen Karls V. hoher Kunstsinn, obwohl ihm Tizian und die größten Meister der Renaissance dienstbar waren. Unter Maximilian II. vollzog sich indeß eine sehr wichtige Sache. Es war die Zeit des Sammeleifers, der Bildung von Antikencabineten und Museen gekommen und auch Wien erhielt durch seinen kunstliebenden Kaiser, dem ein Strada und andere gelehrte Männer zur Seite standen, die ersten Schätze von antiken Büsten, Münzen, Bronzen und dergleichen. Verbindungen mit italienischen Künstlern, zum Theil ersten Ranges wie Giovanni da Bologna, wurden seitens des kaiserlichen Hofes eingegangen und dadurch deren elegante, zierlich vornehme Gebilde hierorts bekannt. Das Wichtigste aus jener Epoche ist wohl die Gründung des einst glanzvollen, vollkommen im italienischen Stil gehaltenen kaiserlichen Lustschlosses Fasangarten bei Wien,



dessen Säulengänge, Säle, Gärten und Wasserwerke eine große Menge meist wälscher Steinmetzen und Maler, darunter eigens von Giovanni da Bologna dem Kaiser gesendete Schüler seines Ateliers, herstellten. Der berühmte Niederländer Alexander Colin, der Meister der Reliefs am Maxgrabe in Innsbruck, arbeitete eine Zeit lang für den Wiener Hof, andere treffliche Bildhauer waren Matthias Manmacher, Giovanni da Monte ꝛc. Auf diese Weise



Tympanon-Relief vom Hauptportal der Minoritenkirche in Wien.

kam auch der im Stile Italiens schaffende niederländische Maler Bartholomäus Spranger nach Wien, der spätere Liebling Rudolfs II.

Die Wirksamkeit dieses Kaisers, der so großartige Schätze in seiner Kunstkammer zu Prag aufhäufte, kam zwar Wien nicht zugute, alle späteren Regenten aber mehrten unablässig dessen Kunst mit neuen Beiträgen und Förderungen. Neben der Unterstützung durch fürstliche Gunst war ferner in dieser Zeit noch ein anderes Moment herangetreten, dem die Künste, wie überall im katholischen Süden so auch in Wien, einen neuen, gewaltigen Aufschwung verdanken sollten: die Action der Gegenreformation, insbesondere

des Jesuitenordens. Die deutsche Renaissance war hauptsächlich zur Kunstform des Protestantismus geworden, in dessen Dienst sie sich indeß aus Mangel an großen, monumentalen Aufgaben theils in der Nüchternheit des Profanwesens verflachte, theils im Kleingewerbe zersplitterte. Die katholische Gegenreformation leitete mit voller Kenntniß des südlichen Volkscharakters den Strom italienischer Kunst und Cultur ins Land und fand bei dem leichterregten, warmen und phantasievollen Wesen des Stammes das lebhafteste Entgegenkommen. Was sie brachte, war jener glanzreiche üppige Stil von imponirender Massenwirkung, blendender Farbenpracht und schwungvoller Decoration, welcher barocco genannt wird; er sollte für Österreich und Wien derjenige werden, der sich dem Stammeswesen dieser Gegenden zum ersten Male als vollkommen passendes Gefäß darzubieten bestimmt war.

Unter den Ferdinanden gewann das neue Kunstelement indessen noch nicht das volle Gepräge der eigentlichen Prachtfülle des Barockstils. Die Epoche war theils eine von den Stürmen unaufhörlicher Kriege beunruhigte, theils äußerte sich die Anfangszeit der Gegenreformation noch vielfach in ascetischen Bestrebungen, welche die Entfaltung der Künste nicht vollends begünstigen konnten. In stilistischer Hinsicht vollzog sich erst der Übergang von der strengeren, zu Ende dieser Phase sogar ziemlich nüchternen Hochrenaissance in das beginnende Barocco, wie es selbst die ersten Jesuitenbauten bekunden. In der Malerei stehen einige Künstler an der Spitze, wie Bachmann, Beutl, Tobias Bock (Hochaltarbild von St. Stefan), wie die Fremden Sandrart, Cagnacci, Turriani, Tencala, Wolf, Rem und Andere, deren Werke vielmehr den Samen der Barocke erst in das heimische Kunstleben herbeibringen, als daß sie schon eigentliche Producte des österreichischen Barockstils zu nennen sind. Es waren Repräsentanten der Malweise Guido Renis, Cortonas einerseits oder des Rubens und anderer Flamländer anderseits; aus dem, was sie schufen, sollte sich erst in der nächsten Zeit, durch Verschmelzung mit dem localen Wesen, die charakteristische Kunstweise Wiens in der Periode Leopolds I. und Karls VI. bilden, welche deren höchste Blütenepoche gewesen ist. Weniger ansehnlich entwickelte sich im XVII. Jahrhundert hierorts die Plastik, deren Thätigkeit über die Herstellung von Epitaphien und Heiligenstatuen für Kirchen sich wenig erhob. Im Zusammenhange mit der Architektur hatte sie indeß in der Stuccoarbeit sich ein Feld gewonnen, auf dem sie Außerordentliches an Pracht und technischer Geschicklichkeit leistete, wobei vor Allem die Mitglieder der aus Como stammenden Künstlerfamilie Carlone hochzuschätzen sind.

Der Barockstil hatte sich nach der Türkenbelagerung glänzend entfaltet. Die zahllosen künstlerischen Kräfte, welche seine Werke ausführten, besaßen noch die alte Vielseitigkeit, welche ihre Vorfahren im Renaissancezeitalter ausgezeichnet hatte; die meisten von ihnen beherrschten sämmtliche oder doch mehrere Zweige der Künste gleichzeitig. Die

Galli-Bibiena, Burnacini 2c. waren wahre Universalgenies in ihrer Art. Als plastischer Techniker erwies sich der Nürnberger Erzgießer Balthasar Herold an der Säule der Immaculata am Hof; in der feinen Elfenbeinplastik war Matthias Steindl ausgezeichnet, aber er fertigte ebenso gut imposante Hochaltäre in Marmor, wie z. B. den in Klosterneuburg. Der große Fischer von Erlach, der in seiner Jugend auch Medaillen modellirte,



Von der Gewölbemalerei des Schweizerhofthores in der Hofburg zu Wien; (combinirte Details).

lieh seine Dienste gleichfalls der Pestsäule auf dem Graben. Matthias Fruhmüller meißelte daran die schönsten Figuren, war aber daneben auch ein virtuoser Plastiker in Elfenbein und malte gleichzeitig al fresco. Als eigentliche Bildhauer begegnen wir Paul und Dominik Strudl aus Cles in Tirol, als deren Schöpfungen die wirkungsvollen lebensgroßen Statuen habsburgischer Fürsten (in Laxenburg, früher in Wien), ein Marmoraltar bei den Kapuzinern und Vieles am Grabenmonument überliefert sind.

Auf die Epoche des kecken Manierismus und der waghalsigen technischen Bravour folgte unter den Kaisern Josef I. und Karl VI., die goldene Aera der wienerischen Kunst-

übung, während welcher auch Malerei und Plastik zur höchsten Vollendung in den Grenzen jenes Stiles sich insofern erheben sollten, als reinere Form, größeres Maßhalten und ein wahrhaft monumentaler Zug ihre gewaltigen Gebilde zu regeln begannen.

Die Barockzeit sah zum ersten Male den großen Adel Österreichs in Wien um seine kunstsinnigen Kaiser geschart und eifrig beflissen, nach deren Beispiel die Residenz mit stolzen Palästen italienischen Stils, die Umgebungen mit Villen und Gärten zu schmücken. Hier überall erforderte das gesellschaftliche Leben die Anlage geräumiger Repräsentationssäle, deren meist imposante Architektur nicht minder wie diejenige der Kirchen, welche in großer Zahl entstanden, eine ebenbürtige farbige Zier nur im Fresco der Plafonds, Spiegelgewölbe oder Kuppeln finden konnte. So war der monumentalen Malerei ein reiches Feld geboten, auf welchem, dem Geschmack der Zeit entsprechend, die Blüten der mythologischen und allegorischen Compositionen entsprossen, während eigentliche Geschichtsmalerei sehr spärlich vertreten ist. Das lebhaft pulsirende Wesen dieser fröhlichen Götterversammlungen, die gesunde Sinnlichkeit der bunten Bilder spiegelt getreulich den damaligen Charakter der stolzen Kaiserstadt, das vornehme und zugleich heitere Wien unter dem warmen Hauche des obwaltenden italienischen Culturelementes. Sämmtliche ausübende Meister des Genres waren Italiener von Geburt oder doch nach Schule und künstlerischer Richtung. Martino Altomonte (eigentlich Hohenberg) und sein Sohn Bartholomäus, nach römischen Mustern gebildet, der Salzburger Franz Rottmayr, Schüler Carlo Lottos in Venedig gleichwie sein College, der Tiroler Peter Freiherr von Strudl, der weiche, sanfte Antonio Bellucci, der decorativ prächtige Beduzzi, die in Ornament- und Architekturmalerei ausgezeichneten Gaetano Fanti und Antonio Galli-Bibiena, Chiarini, Lanzani, Solimena, der geniale Entwerfer scheinbarer perspectivischer Kuppeln und Gewölbe P. Andrea dal Pozzo, der gewandte Darsteller massenhaft gehäufter verkürzter Gestalten in der Höhe Antonio Pellegrini — sie sind die wichtigsten, in gedachtem Sinne zu erwähnenden Künstler, deren Schöpfungen allerorten heute noch das Auge erfreuen. Neben ihrem echt italienischen Wesen treten nur selten Repräsentanten fremder Schulen im großen Fresco auf, wie etwa der Schüler Le Bruns Louis Dorigny und der Augsburger Jonas Drentwett, beide von dem kunstsinnigen Prinzen Eugen zur Ausschmückung seiner von dem älteren Fischer und Lukas Hildebrandt errichteten Paläste berufen.

Viele der Genannten waren im Fache des Ölgemäldes als Altarbild ebenso bedeutend; als Specialisten dafür treten aber noch eine Reihe tüchtiger Meister hinzu, welche theils auch bei den Italienern, wie Rottiers, theils aber bei den Ausläufern der Rubens'schen Schule gelernt hatten, wie Schoonjans, Spielberger, Brandel. Das Porträt als effectvolles Repräsentationsbild schilderte die ganze Würde, den Pomp und die Grandezza der hochadeligen Erscheinung im Geiste der herrschenden spanischen Etiquette



und hatte in Auerbach, Balko, Lauch, Roy, später unter dem nach französischen Vorbildern schaffenden Martin van Meytens Vertreter von echter Kraft, wozu sich noch als Thier-, Blumen- und Stilllebenmaler die Brüder Hamilton, Werner Tamm, Angermeyer und endlich eine Anzahl Miniatur- und Emailmaler wie Charles Boit, der genannte Meytens und Andere würdig gesellen. Alle ihre Schöpfungen vereinen sich zu einem Gesammtausdruck des damaligen geistigen und gesellschaftlichen Lebens voll Glanz und



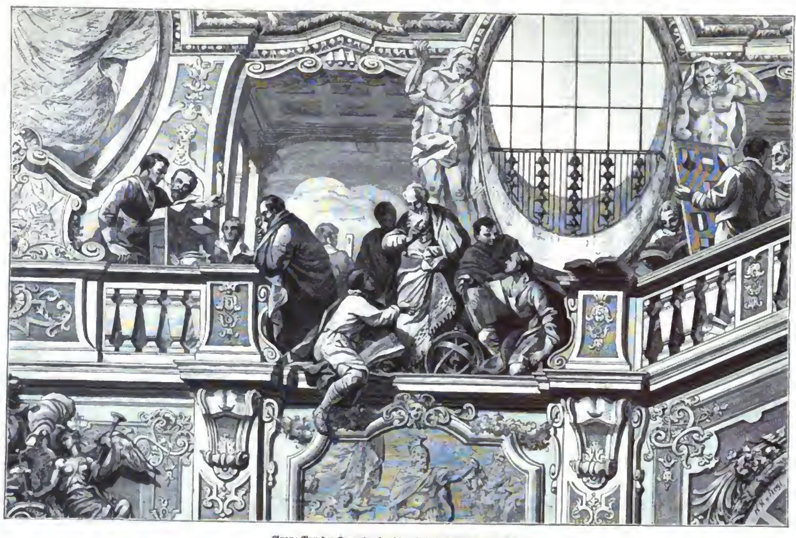
Donner: Brunnenfigur der March auf dem Neuen Markt in Wien.

Reichthum, voll Lebenswahrheit, und zeigen sich als künstlerische Früchte, denen ihr mütterlicher Grund des wienerischen Lebens — allerdings nur desjenigen der vornehmen Welt — Gestalt und Farbe verliehen hat. Die Plastik blieb zum Theil in der gewohnten Gefolgschaft der pompösen Kirchen- und Palastarchitektur, zum Theil raffte sie sich als Ausschmückerin der neuentstandenen Parke zu einer mehr selbständigen Thätigkeit auf, erhob sich aber auch damit vorerst nicht viel über das Niveau des Decorativen. In besagtem Rahmen gaben die vielen großen Bauwerke der Fischer, Hildebrandt, Gabrielli, Christian &c. mannigfache Gelegenheit zur Entstehung prunkvoller Arbeiten, worunter die zahllosen Giebel- und Attikafiguren der Matthielli, Stanetti, Giuliani besonders zu nennen sind.

Obwohl, namentlich in der Sculptur, die Vorliebe der Bauherren und auch der Architekten den Wälschen zugewendet war, strebten unter denselben allmälig auch junge deutsche Künstler kräftig empor, so Mader und Schletterer, welche an der Karlskirche beschäftigt waren, unter Stanetti, dem Meister der Figuren im Belvederegarten, der begabte Tiroler Lechleitner, endlich unter Giuliani, dem Bildhauer des Liechtensteinpalais, der Genius der Zukunft Georg Raphael Donner. Der bedeutendste dieser Epoche war jedoch sicher Lorenzo Matthielli, der Schöpfer der Herkulesgruppen in der Burg, der Figuren des Schwarzenberggartens, der Engel am Tambour von St. Karl ꝛc. Höchst originell in seiner barocken, aber geistreichen Statue Eugens (im Belvedere) erwies sich der Baier Balthasar Permoser, einer der heftigsten Kämpen im Streit wider die Obmacht der verhätschelten Italiener jener Tage.

So reich und üppig hatte sich Malerei und Plastik neben der glänzenden Architektur entfaltet, als im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts eine neue Tendenz allmälig in allen drei Schwesterkünsten an die Oberfläche zu dringen begann. Sie strebte, wenn auch nicht gewaltsam, wenn auch mit vielfacher Beibehaltung der gewohnten Erscheinungsformen des barocken Stils, im innersten Kern der künstlerischen Idee zu den älteren strengeren Mustern zurück. Sie hat an drei Meistern, welche die größten Österreichs sind, ihre Vorkämpfer: in der Architektur an Fischer dem Älteren, welcher auf die Antike und auf die Theoretiker der Renaissance (Vignola, Serlio ꝛc.) zurückging, — an Daniel Gran, der sich durch das Studium Marattas dem Zeitalter Raphaels zu nähern suchte, — und an Raphael Donner, dem ein engbegrenzter Lebenskreis zwar Italien und die Antike zu schauen wehrte, der aber dafür mit der höchsten Kraft des Genies mitten in der Zeit des Manierismus die Plastik auf das strenge Studium der reinen Natur zurückzuführen verstand. Leider fanden die drei großen Meister keine geistesebenbürtige Nachfolge, und so führte ihr Streben nach Läuterung und Reinigung des Stils in Österreich nach mannigfachen Stationen ebenfalls nur zu jener Ernüchterung, welche in der Luft des gesammten Kunstlebens der späteren Zeit lag und endlich im akademischen Treiben des Classicismus verödete. Ihre eigenen Werke aber adelt jener Drang nach Hebung und Klärung in herrlichster Weise und stempelt Grans Fresken der Hofbibliothek und des Schwarzenbergpalais, Donners Brunnen auf dem Neuen Markt und im Magistratsgebäude zu ebenso unvergleichlichen Schöpfungen wie Fischers Karlskirche, Reitschule oder Reichskanzlei.

Schon unter Leopold I. beginnt das Wirken der Wiener Akademie der bildenden Künste, einer Anstalt, welche indeß für die geschilderte Glanzzeit noch keine Bedeutung gewann. Außer Peter von Strudl und Meytens standen ihr sämmtliche genannte bedeutende Meister gänzlich ferne. Ihre Wirksamkeit fällt erst in die Theresianische und Josefinische Periode, in der durch diese Künstler der Übergang zum späteren Classicismus



Gran: Von der Kuppelmalerei der k. k. Hofbibliothek in Wien.

geschaffen wird. Vorerst war der Impuls der großen Meister noch mächtig genug, um ohne staatlich geregelte Pflanzschule die Kunstübung fortzusetzen, wie denn die Schüler jener Barockmeister noch Bedeutendes zu leisten vermochten. Donners Richtung lebte in seinem Bruder Matthäus fort, von dem ausgezeichnete Porträtbüsten und herrliche Medaillen geschaffen wurden. Andere Medailleure von hoher Fertigkeit waren Gennaro, Richter, Waron; Plastiker in Blei, Erz und Marmor seine Eleven Fr. Kohl und Zächerl, später Martin Fischer; Balthasar Moll aus Tirol, dessen Sarkophag Maria Theresias in der Kapuzinergruft noch eine im Geist des Barockstils imposante Wirkung hat, zählt unter die Begabtesten dieser Schule. An Gran knüpften Francia, Thassi, Hautzinger mit Erfolg an. Aber es fehlte außer diesen Schulströmungen auch keineswegs an neuen Männern, welche frische Elemente aus der Ferne herbeibrachten und der spätcarolinischen und Theresianischen Ära ein selbständiges Gepräge aufdrücken. Solche sind auf dem Gebiete des Fresko der Römer Guglielmi, dessen Plafonds in der Aula der Universität und in Schönbrunn von großer Wirkung sind, der im Süden gebildete Tiroler Paul Troger und seine Landsleute Michelangelo Unterberger und Ignaz Mühldorfer. Der geistvollste Freskomaler, dessen Werke auch so ziemlich die letzte Blüte des Faches bezeichnen, war damals Anton Maulpertsch, dessen größte Compositionen, mit Ausnahme seiner Jugendarbeiten in der Piaristenkirche, übrigens nicht in der Hauptstadt selbst ihre Entstehung fanden. Unter den Porträtisten nimmt eine besonders interessante Stellung der im niederländisch-Rembrandt'schen Geiste schaffende Realist Kupetzki und der französisirende Pastellmaler Seybold ein; die niederländische Landschafts-, Genre- und Thiermalerei fand Nachahmer in Querfurt, Christ. Brand, Schinnagel, Orient, Ferg 2c., die Watteau'sche Gesellschaftsdarstellung in Platzer. Weitaus die originellsten und hervorragendsten Künstler der Zeit Maria Theresias sind aber der Maler zahlloser Altarbilder Johann Martin Schmidt, genannt Kremser-Schmidt, ein Autodidact von proteusartiger Natur, der bald Venetianer, bald Neapolitaner, bald Niederländer zu seinen Mustern nimmt, und der seltsame Franz Messerschmidt, dessen, allen bisherigen Vorgängen spottende Bildhauerwerke insofern wieder ein treues Spiegelbild der zeitbewegenden Ideen abgeben, als er mit seinen berühmten 49 Charakterköpfen den genialen, aber wunderlichen Versuch machte, im Gewande der rücksichtslosesten Naturalistik die Principien des damals Aufsehen erregenden Mesmerismus, der Lehre vom seelischen und thierischen Magnetismus, in die Kunst einzuführen.

Es sei hier auch kurz erwähnt, daß die graphischen Künste, vornehmlich der Kupferstich durch die geistreichen Leistungen Jakob Schmutzers den Höhepunkt der Entwicklung erreichten. Ihre ältere Geschichte in Wien ist nicht reich an bedeutenden Momenten: die schwarze Kunst fand hier neben der farbigen Lust der Palette weniger



Moll: Der Sarkophag der Kaiserin Maria Theresia in der Kapuzinergruft zu Wien.

Anwerth. Bis auf die Gebrüder Schmutzer betrieben seit dem XVI. Jahrhundert den Holzschnitt und Kupferstich hierorts Fremde. So sind die Ansichten der Stadt von Guldenmund, die Darstellungen der Festlichkeiten im Francolin'schen sogenannten Turnierbuch (1560) von Lautensack Nürnberger und Frankfurter Werk; im XVII. Jahrhundert standen genannte Künste in Wien auf tiefster Stufe. Fischer von Erlach reformirte auch hierin, indem er für sein geistvolles Werk: „Entwurf einer historischen Architektur" (seit 1696) den Nürnberger Delsenbach, die Augsburger Pfeffel, Engelbrecht, Ulrich Kraus, den Franzosen de la Haye &c. für Wien engagirte. Seine Entwürfe für die Hofbibliothek stach der Augsburger Jer. Sedelmeyr in Frey'scher Manier. Indessen erst durch die Schmutzer stieg das Fach zu localer Bedeutung empor, durch sie wurde der malerische Stich der französischen Schule in Wien eingeführt und weiter durch Künstler wie Haid, Maerz, Quirin Mark &c. mit Erfolg geübt.

Die Zeit Josefs II. bietet von dem Fortgange der künstlerischen Thätigkeit in Wien ein eigenartig charakteristisches, aber eben kein farbenfrisches Bild. Am wenigsten erwies sich die Regierung dieses hocherleuchteten Fürsten für die Pflege der Künste günstig. Das Bedürfniß, der innerliche Trieb und Drang nach den Früchten ihres Gartens war bereits sehr stark verringert, an die Stelle des Barocco war das kleinlichere, zahmere Rococo getreten, die Kriege hatten Lust und Vermögen zum Schaffen gemindert und die großen Meister waren einem weit schwächeren Epigonenthum gewichen. Auch stofflich zeigten sich verwandte Symptome der Abschwächung. Das imposante mythologische Fresko räumte das Feld vor der Schäferscene im Watteau-Boucher'schen Charakter, die kühne Architekturmalerei wich den Chinoiserien, deren Geschmack mit der übermäßigen Lust an asiatischer Porzellan- und Lackwaare sich überall eingedrängt hatte. Dazu steuerten die frühesten Regungen der romantischen Richtung allmälig auch Elemente einer wiederausgegrabenen, aber noch ganz unverstandenen Gothik bei, Anfänge jenes schwärmerischen Cultus der Väterzeit, woraus sich gegen Ende des Jahrhunderts die abgeschmackteste Ruinen-, Gräber- und Ritterburgen-Sentimentalität entwickeln sollte. Stand die Romantik jedoch erst im zartesten Keime, so erhob dagegen in der Josefinischen Zeit ein völlig entgegengesetztes Moment, der Classicismus, siegreich sein Banner. Der akademische Unterricht aber war der Boden, auf dem er es aufpflanzen sollte. Mit der äußerlichen Nachahmung des Römer- und Griechenthums, wie es gleichzeitig in Deutschland die erwachende archäologische Forschung, in Frankreich aber auch noch ein politisches Moment förderte, zog auch in Österreich und Wien ein Kunstschaffen ein, dessen Resultate sich hier wie dort gleich seelenlos und frostig zeigten, vielleicht gerade in unserer Heimat auf das unglücklichste, deren lebensfrischer Volksgeist zu dem kalten, steifen Wesen im denkbar größten Gegensatze steht. Völlig übereinstimmend mit dem Charakter dieser Wendung der Dinge erhielt



Messerschmidt: Der behaglich Lächelnde.

die Akademie eine bureaukratische Einrichtung, deren Paragraphensystem zur Ernüchterung des Kunstschaffens noch das Möglichste beitrug.

Als die verhältnißmäßig bedeutendsten Künstler der Epoche haben wir anzuführen den Historien- und Bildnißmaler Hubert Maurer, die eleganten Porträtisten Ritter von Lampi (Vater und Sohn) aus Tirol, die Schüler des berühmten Raphael Mengs Anton Maron und Martin Knoller, den Nachahmer des Rubens Oelenhainz, den fingerfertigen Porträtmaler Josef Hickel, von welchem viele gute Bilder des Kaisers herrühren. Sie alle fußen noch mehr auf der bisherigen Tradition der Nachahmung italienischer oder niederländischer Muster, wogegen eine neue französische Strömung mit dem jungen Heinrich Füger, zuerst als Porträtist im Miniaturenfach, und verwandten Meistern hereinbrach. Eben diese Gruppe Künstler folgte der Entwicklung ihrer Ideale an der Seine auch darin, daß sie in späterer Zeit von der süßlichen Bildnißmalerei des Rococo zum steifen und dabei doch auch schwächlichen Heroencultus im antikisirenden Geschmacke, zur frostigen Auffassung des Griechenthums nach dem Beispiele eines David überging. In der Bildhauerei begegnen uns dieselben Erscheinungen. Die Reformen Donners und Messerschmidts erwiesen sich schon bei der nächsten Generation als erfolglos: an die Stelle reinen Naturstudiums und kräftiger Realistik trat ein geschniegelt glattes, weichliches Wesen, welches in den Leistungen der dazumal in höchstem Flor stehenden Wiener Porzellanfabrik den charakteristischsten Ausdruck finden sollte; dann beherrschte aber auch hier Alles die Nachahmung des antiken Modells. Meister der ersteren Gattung waren Grassi und Johann Beyer, der Schöpfer der Gartenfiguren in Schönbrunn, bei dessen Gehilfen sich allerdings noch manches ältere barocke Streben bekundet, wie z. B. bei Hagenauer, Prokop, Henrici &c. Dem Classicismus werfen sich völlig in die Arme der schon genannte Martin Fischer (in seiner späteren Zeit), Franz Zauner, der Meister des Josef-Monumentes, und Andere. Das Schaffen solcher Künstler nahm stets aus den letzten Erscheinungen des verbleichenden Rococos seinen Ausgang, um endlich ein Ziel zu erreichen, welches in der Richtung des auch für Wien (Theseus-Gruppe und Christinen-Denkmal) sehr wichtigen Antonio Canova den bedeutendsten Abschluß finden sollte. Die noch späteren Österreicher der Zeit Kaisers Franz I. haben die letzten Reize des aus dem heiteren Rococo verbliebenen Kunstgeistes abgestreift und stellen sich, wie Kießling, Käßmann, Schaller, Klieber, als trockene Akademiker in ziemlich unerfreulicher Erscheinung dar. Auf dem Gebiete der Malerei geht mit ihnen eine Reihe Künstler Hand in Hand, welche nicht minder über den Horizont des antikisirenden Schulpensums sich nur selten zu erheben verstanden, so Josef Abel, Dorffmeister, Pietschmann und Andere.

Zu Ende des vorigen und anfangs des laufenden Jahrhunderts hatte es wohl den Anschein, als sei die lebendige Beziehung zwischen den bildenden Künsten und dem



Volksthume Wiens abgerissen. Auf die blutleeren Schemen der übelverstandenen hellenischen Götter- und römischen Cäsarenwelt folgte dann nach dem siegreichen Kampfe gegen Napoleon der gewaltige Ansturm einer germanisch-romantischen Tendenz, welche jedoch gleichfalls nicht ins Herz der Bevölkerung eingriff, weil sie ihre Ideale in einer versunkenen und vergessenen „Ritterzeit“ suchte, die dem Leben der Gegenwart so wenig entsprach als



Füger. Orpheus und Eurydike.

die Alcesten und Catone der Akademiker. Selbst das Ingrediens des nationalen Elementes, welches in jenem „altdeutschen“ Treiben lag, vermochte es unserem Volke eben nicht näher zu rücken. Mit der Romantik trat endlich gar noch eine frömmelnde Richtung des sogenannten Nazarenerthumes in der Kunst der Schnorr, Scheffer von Leonhardshoff, Suttner, später Kupelwieser und Genossen in den Bund, dem das heimatliche Wesen gleichfalls fremd gegenüberstand. So sollte erst die edle Reform der Wiener Maler Danhauser, Waldmüller, Fendi ꝛc. das Herz des Volkes durch die Pflege des vaterländischen Genres und der heimatlichen Landschaftsschilderung für die Kunst wiedererobern.

Das XIX. Jahrhundert.



s ist bezeichnend für den Geist des Wienerthums, daß sich dasselbe der Malerei stets wahlverwandter erwiesen hat als der Plastik. Auf den Gang und Stil der Wiener Sculptur haben oft fremde Meister bestimmenden Einfluß genommen, auch in unserer Zeit. Die Malerei dagegen fand ihren Halt und ihr Gedeihen im Heimatboden selbst. Das gemüthliche, das musikliebende Wien macht seine respectvolle Reverenz vor den Statuen in Marmor und Erz, für die farbigen Gebilde der Meister der Malerei hat es hier stets begeisterte Liebhaber und eifrige Sammler gegeben.

Vor Allem gilt das Gesagte von jener älteren Generation der Wiener Genre- und Landschaftsmaler, welche in den Zwanziger-Jahren unseres Jahrhunderts, wie am Schluß des vorigen Abschnitts angedeutet wurde, über Classicismus und Romantik den Sieg errang. Eine volksthümlichere Kunst hat nirgends existirt, niemals ein treuerer Spiegel der Wiener Art und des niederösterreichischen Wesens, als er in den Bildern eines Danhauser und Fendi, eines Ranftl, Daffinger, Gauermann, Waldmüller, Albert Schindler, Eybl u. s. w. uns vor Augen steht. Wie das ganze damalige Leben, so hatte auch jene Wiener Kunst einen kleinbürgerlichen Zuschnitt, ein durchaus locales Gepräge. In der modernen Großstadt sind die Maler weltläufiger, ihr Stoffkreis ist umfassender geworden, das patriotische Band zwischen Liebhaber und Künstler wurde gelockert, Vereinswesen und Kunsthandel entwickelten sich, die Wiener Kunst wie das Wiener Kunstgewerbe stehen jetzt mitten im Getriebe des internationalen Verkehrs, dem Wechsel der Geschmacksrichtungen und Moden preisgegeben. Trotzdem wußte sich die Wiener Kunst einen starken eigenartigen Zug zu bewahren, und es wird unsere Aufgabe sein, ihn besonders hervorzuheben.

Obwohl der Aufschwung der Wiener Genre- und Landschaftsmalerei im dritten Decennium unseres Jahrhunderts zur Bekämpfung des akademischen Wesens führte, hat er doch von der Wiener Akademie seinen Ausgang genommen. Peter Krafft (1780 bis 1856), der Soldatenmaler aus der Zeit des Kaisers Franz, der Schüler Davids und Fügers, war als Corrector an der Akademie der Lehrer Danhausers und Ranftls. Die Doppelnatur seines Wesens gehört zweien Zeitaltern und Nationen an; sein Stil wurzelt im französischen Classicismus, seine Stoffwelt ist österreichisch; nach Davids und Gérards Art das österreichische Kriegs- und Soldatenleben der unmittelbaren Gegenwart im Gewande der großen Kunst zu schildern: das war das Ideal, welches der Meister zu verwirklichen unternahm. Die Wandgemälde aus den Befreiungskriegen in der kaiserlichen Hofburg, die Darstellungen der Schlachten von Aspern und Leipzig im Invalidenhause — von



denen wir eine in Holzschnitt beifügen — die Bilder von des Landwehrmannes Abschied und Heimkehr in der kaiserlichen Galerie und zahlreiche kleinere Schilderungen ähnlichen patriotisch-dynastischen Inhalts, namentlich die im Besitze Seiner kaiserlichen



Beyer: Faun und Nymphe.

Hoheit des Erzherzogs Karl Ludwig befindlichen Bilder, welche einzelne Züge aus der Regierung des Kaisers Franz, die patriarchalische Art seines Verkehrs mit den Unterthanen und sonstige Scenen aus seinem Leben schildern, sind Kraffts Hauptwerke dieser Gattung. Es ist wesentlich seinem Einflusse zuzuschreiben, wenn die damalige junge Künstlerwelt

Österreichs von den Romantikern und Neudeutschen abgezogen und den heimischen Stoffkreisen zugeführt wurde. Anfangs blickte man aus jenen Sphären vertrauensvoll auf die alte Residenz der Kaiser, mit ihrem reichen kunstliebenden Adel, den stolzen Palästen und herrlichen Galerien. Der junge Cornelius dachte sich Wien als den rechten Ort, um dem erwünschten Ziele näher zu kommen, das Ludwig von Baiern später verwirklichen sollte. Der ältere Schnorr, der 1803 in Wien weilte, war ein Bewunderer Fügers und Zauners, in dessen Werkstatt damals das bronzene Reiterdenkmal Josefs II. im Guß vollendet stand. Allein bald spüren wir den Gegensatz der Stimmung und Richtung zwischen Wien und den Führern der neudeutschen Kunst heraus. Eberhard Wächter klagt über den Mangel an Schwung und Idealität in der hiesigen Bevölkerung. Was die Overbeck und Pforr, die Sutter, Vogel, Scheffer von Leonhardshoff anstrebten, fand weder ein Echo im Wiener Publicum, noch Verständniß bei den strengen Akademikern der Wiener Kunstschule. Der Exodus nach Rom, die Auswanderungen Schwinds und Steinles nach München und Frankfurt waren die Folgen dieser Gegensätze, und erst nahezu ein halbes Jahrhundert später ist es Führich und Rahl vergönnt gewesen, den damals abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen und im neuen Wien auch der großen Malerei monumentalen Stils eine Stätte zu bereiten.

Man kann die Wiener Genre- und Landschaftsmaler der älteren Generation stofflich zunächst nach Stadt und Land in eine bürgerliche und bäuerliche Gruppe scheiden. Danhauser, Fendi, Daffinger und Ranftl gehören zu der ersteren, Waldmüller und Gauermann sind die Koryphäen der letzteren. Sie waren sämmtlich Kinder des Volkes, dessen Wesen sie so tief innerlich erfaßt haben und so meisterhaft zu schildern wußten. Danhauser war der Sohn eines Tischlers, Ranftls Vater war Wirth, die Wiege Friedrich Gauermanns, dessen Vater, Jakob, ebenfalls ein trefflicher Künstler war, stand bei Miesenbach inmitten eines der schönen Thäler Niederösterreichs, unweit von Gutenstein, dessen Waldesdunkel und Wiesengrün uns auf zahlreichen seiner Bilder entzückt. Die vornehmste Erscheinung von allen war der leider in der Blüte der Jahre dahingeraffte Josef Danhauser (1805 bis 1845). Er zeichnet die gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit, das Wiener Leben der Dreißiger- und Vierziger-Jahre mit dem scharfen Blick des Menschenkenners, mit der sprechenden Lebendigkeit des Lustspieldichters. Man hat ihn mit Bauernfeld verglichen, dessen weltmännische Feinheit und Ironie er theilt. Das gutherzige, leichtlebige, wie das blasirte Wien der damaligen Zeit tritt uns aus seiner „Klostersuppe", seinem „Augenarzt", der „Testamentseröffnung", dem „Prasser" und den übrigen zart durchgeistigten, durch weichen Schmelz und blühende Kraft der Farbe ansprechenden Schöpfungen seines Pinsels leibhaftig vor die Augen. — Neben Danhauser glänzt in der Plejade der ihm geistesverwandten Wiener Genremaler jener Tage vornehmlich



Krafft: Die Schlacht bei Aspern.

Peter Fendi (1796 bis 1842) als ein zwar kleineres, aber freundliches Gestirn. Das naive Element des Familienlebens, die Kinderwelt mit ihren Spielen, die er besonders in duftigen Aquarellen reizend zu schildern wußte, bilden seine eigentliche Sphäre. Die Sammlung des Erzherzogs Karl Ludwig, welcher unser Beispiel entlehnt ist, enthält eine Reihe der köstlichsten dieser Blätter, darunter das bekannte Gruppenbild der Familienmitglieder des Allerhöchsten Kaiserhauses. — In demselben Besitz sowie in dem des Fürsten Metternich und anderer Wiener Kunstfreunde befinden sich auch die bewunderswerthen Miniaturporträts von der Hand des geist- und humorvollen Moriz Michael Daffinger (1790 bis 1849), der außerdem als Blumenmaler (Sammlung der Wiener Akademie der bildenden Künste) einen sehr hohen Rang einnimmt. Die Virtuosität der Technik, der edle Geschmack, der zarte Farbensinn, welchen diese Arbeiten bekunden, sind Zeugnisse einer von den ersten Gesellschaftsclassen warm gehegten, im guten Sinne des Wortes salonfähig gewordenen Kunst. — Ein derberer Naturalismus, freilich auch ein weniger feiner Geschmack spricht aus den Bildern Ferdinand Waldmüllers (1793 bis 1865), des niederösterreichischen Bauernmalers par excellence. Von seltener Vielseitigkeit, weit gereist und von tüchtiger Bildung, namentlich auch ein geschickter Copist alter Gemälde, vereinigte Waldmüller in sich die hervorragendsten Eigenschaften eines Führers der Schule. Wenn er trotzdem nur zu vorwiegend localer Bedeutung gelangt ist, so findet dies, abgesehen von der in sich selbst zufriedenen Abgeschlossenheit des damaligen Wiener Kunstlebens, vorzugsweise wohl in dem ungeschminkten Realismus von Waldmüllers Darstellungsweise seine Begründung. Er verschmäht den Parfüm, den melodramatischen Anklang der Bilder Danhausers, er will uns keine Dorfgeschichten erzählen wie Knaus und Vautier, er versucht auch keine Steigerung des Volksthums ins Heroische und Historische gleich einem Defregger: seine Bauern bleiben Bauern schlicht und recht, die Frauen und Mädchen bei der Arbeit, die Kinder beim Spiel oder während der lauten Fröhlichkeit ihrer Feste, wahr und naturgetreu in Art, Sitte und Tracht; weder in der Stimmung noch in der malerischen Haltung will sein Bild etwas Anderes sein als ein Ausschnitt aus der Natur, ein Spiegelbild des Lebens. Die Formen und Farben mögen daher oft hart einander stoßen in seinen Gemälden wie in der Wirklichkeit, seine Sonnenklarheit leuchtet oft allzu grell, seine Charakteristik streift bisweilen an die Caricatur; aber niemals hat er die Natur der Kunst zu Liebe durch eine Lüge von Schönheit entstellt und seine Schilderungen von Land und Leuten, seine „Bauernhochzeit“, seine „Christbescheerung“, seine „Dorfschulkinder“, seine „Bauernmädchen vor dem Muttergottesbilde“, sein „Altes Mütterchen im Lehnstuhl“, sein „Guckkastenmann“ und viele andere Schöpfungen werden fortleben als wahre Denkmäler österreichischer Volksnatur und Sitte. — Die gleiche Stellung, welche Waldmüller für das volksthümliche Genre beanspruchen darf, behauptet



Danhauser: Der Augenarzt.

Friedrich Gauermann (1807 bis 1862) für das Thierstück. Er überragt alle übrigen österreichischen Thier- und Landschaftsmaler seiner Zeit, einen Rauch, Johann und Alexander Dallinger, Josef Höger, Steinfeld, Thomas Ender und Andere. Obwohl der Sohn eines Landschaftsmalers und von diesem früh in die Kunst eingeführt, muß er doch vorzugsweise als Autodidakt betrachtet werden. Die alten Meister, ein Wouverman und Potter namentlich, die er bewundernswerth nachbildete, und die heimische Natur waren seine niemals ausstudirten Lehrmeister. Die Waldthäler Niederösterreichs, die steirischen Alpen, das Salzkammergut bilden die hauptsächliche Domäne seiner Kunst; vor Allem zu Hause zeigt er sich in den Bergen und unter den Bewohnern seiner engeren Heimat, im Viertel unter dem Wienerwald, dessen liebliche Schönheit er in Hunderten von Gemälden und Studien geschildert hat. Gauermanns Hauptverdienst liegt in der innigen Verschmelzung von Landschaft und Thierwelt. Letztere kennt er in allen ihren Specialitäten: die gehetzte Gemse, der gewaltige Bär, der listig dahinschleichende Fuchs, das scheue Reh, die still vor sich hin brütenden Kühe und unter den Vögeln vornehmlich der Adler — alle sind sie in Charakter und Bewegung mit gleicher Schärfe beobachtet und mit der Natur in bald idyllischen, bald leidenschaftlich bewegten, dramatischen Bezug gesetzt. Gauermanns Landschaften leiden bisweilen an einem conventionellen, ins Bläuliche und Schwere fallenden Ton und sind nicht selten in der Behandlung von übertriebener Glätte. Wahrhaft bewundernswerth bleibt er dagegen in seinen Studien, sowohl den gemalten als auch den vielfach zart in Röthel ausgeführten Zeichnungen, die sich dem Besten, was die alten Holländer in demselben Fache geleistet, an die Seite stellen lassen. Manche dieser Blätter hat der Meister selbst geistvoll in Kupfer radirt.

Der vervielfältigenden Künste, welche wir damit streifen, kann hier nicht eingehend gedacht werden. Eine dahin gehörige Individualität aus dem älteren Wien verdient jedoch ihrer ausgesprochenen Localfarbe wegen ganz besondere Beachtung: es ist Josef Kriehuber (1801 bis 1876), der unvergleichliche Porträtzeichner und Lithograph, in dessen Tausenden von weitverbreiteten Einzelbildnissen und Porträtgruppen das ganze vormärzliche Österreich vor uns erscheint. Gleich den Münchener Koryphäen des Faches, einem Hanfstaengl und Anderen, ist auch Kriehuber von der Reproduction alter Meister ausgegangen: seine „Madonna im Grünen", seine „Kreuzabnahme", seine Blätter nach Bonifazio und Moretto zählen zu den besten Nachbildungen von Gemälden der kaiserlichen Galerie. Doch erst im lithographischen Porträt fand er das ihm ganz homogene Feld der Thätigkeit, auf dem seine weiche, schmiegsame, fein angelegte Natur ihren vollen Zauber ausüben konnte. Seine Productivität grenzt an das Unglaubliche, man zählt mehrere Tausend Porträtlithographien von Kriehubers Hand, an denen er freilich später oft das Beiwerk Schülern überlassen mußte, während er die scharf und



lebensvoll individualisirten Köpfe stets eigenhändig ausgeführt hat. Auf das vornehme Wesen, die Eleganz der Erscheinung, die zart verschmolzene Modellirung, welche den besten dieser weltbekannten Porträtlithographien ihr eigenthümliches Gepräge verleihen, ist das von Kriehuber eifrig betriebene Studium der großen englischen Bildnißmaler, eines Reynolds und Lawrence, nicht ohne merklichen Einfluß geblieben. — Überhaupt weist mancher Charakterzug der Wiener Kunst jener Zeit auf englische Muster hin. Vornehmlich



Fendi: Der Brautgang.

gilt dies von dem bedeutendsten Porträtmaler des vormärzlichen Wien, dem hochbetagten Friedrich Amerling (geboren 1803), dessen meisterhaft charakterisirtes, in der ihm eigenen sanften Ausdrucksweise durchgeführtes Selbstbildniß wir im Holzschnitt vorführen. Nicht wenige seiner Bildnisse, namentlich die lebensgroßen Porträts von Mitgliedern der kaiserlichen Familie und des Hofes, haben bleibenden historischen Werth. — Wenn auch mehrere andere hervorragende Künstler jener Zeit, vor allen Rudolf Alt, der geistvolle Aquarellist, und der geniale August von Pettenkofen (geboren 1821), der bedeutendste moderne Genremaler Österreichs, noch unter uns leben und wirken, so darf doch der Geist der Epoche, aus der sie stammen, als abgeschieden betrachtet werden. Die Bewegung des

Jahres 1848 und der Neubau der Stadt haben ein neues Geschlecht und andere Ziele für die bildende Kunst Wiens heraufgeführt.

In erster Linie brachten sie uns jenen Aufschwung der Historienmalerei großen Stils, der ohne den Hintergrund einer weihevollen monumentalen Architektur nicht zu denken ist. Das beweisen die fruchtlosen Anstrengungen, welche der begabte Karl Ruß, durch Collins und Hormayrs Zuspruch begeistert, auf die Begründung einer nationalen Geschichtsmalerei gerichtet hat, ganz zu geschweigen der wesenlosen Schemen der Akademiker aus Fügers Nachfolgerschaft, eines Caucig, Redl, Abel, A. Petter und Anderer. Wien hat auch noch in jüngerer Zeit, vornehmlich in P. Joh. Nep. Geiger und in Leander Ruß fruchtbare Talente historischen Zuschnitts hervorgebracht, von denen jedoch der Eine seine Kraft als Illustrationszeichner im Kleinen versplitterte, der Andere leider früh verstorben ist. Leopold Kupelwieser, Leopold Schulz und die ihnen Gleichgesinnten beschränkten sich auf die kirchliche Sphäre. Nur in Führich und Rahl traf die Gunst der Umstände die rechten Männer, welche nicht nur selbst Bedeutendes hervorzubringen, sondern auch auf Schule und Leben nachhaltigen Einfluß zu gewinnen vermochten.

Josef von Führich (1800 bis 1876) hatte bereits in den mit Schulz und Kupelwieser ausgeführten Wandgemälden der Johanneskirche in der Praterstraße tüchtige Proben seines Talentes abgelegt, als ihm in der malerischen Ausschmückung der Altlerchenfelder Kirche der umfassendste Auftrag religiöser Monumentalmalerei zufiel, welchen die Entwicklung des neuen Wien zu Tage gefördert hat. Er erdachte den nach der Weise der Alten in cyklischen Zusammenhang gebrachten Gemäldeschmuck, welcher den Innenraum der Kirche und der Vorhalle füllt und dessen Grundgedanke die Verherrlichung des Christenthums und seiner Heilslehre ist. Nach diesem Programm wurden dann theils von ihm selbst, theils von seinen Genossen und Schülern die Cartons ausgeführt und von letzteren sämmtliche Bilder gemalt. Es betheiligten sich an der Arbeit die nachfolgenden Künstler: Josef Binder (Vorhalle), Leopold Schulz (Raum unter dem Musikchor und Engel am Triumphbogen), Ed. von Engerth (linkes Seitenschiff, Sanctuarium und Presbyterium, letztere nach Cartons von Führich), Josef Schönmann (rechtes Seitenschiff), Kupelwieser (Querschiff sammt Kuppel und Bilder an den unteren Stirnwänden der Seitenschiffe, letztere ebenfalls nach Cartons von Führich), Karl Mayer und Karl Blaas (Bilder im Hauptschiff), endlich Franz Dobyaschofsky (Wandflächen links und rechts vom Triumphbogen des Sanctuariums). Einzelne dieser Gemälde bekunden etwas allzu deutlich die Tendenz nach selbständiger Bildwirkung. Aber das Ganze fügt sich dem reichgegliederten Bau trotzdem harmonisch ein und legt für des Meisters Gedankentiefe, wie für das malerische Können der ausführenden Kräfte, das rühmlichste Zeugniß ab. — Führich war zugleich einer der wenigen Vertreter des religiösen Faches, der auch im Kleinen seine Größe zu bewähren



Waldmüller: Die Johannes-Andacht.

verstand und als Zeichner für den Holzschnitt wie als Maler von Staffeleibildern selbst in ungünstiger Zeit der ernsten Kunst die Herzen zu erobern wußte. Sein lieblicher „Gang Mariens über das Gebirge", das schöne, von echt biblischem Geist erfüllte Bild: „Jakob und Rahel am Brunnen" (beide in der kaiserlichen Gemäldegalerie), seine herrlichen Bleistiftzeichnungen zur Geschichte vom „Verlorenen Sohn", sein „Triumph Christi", seine Illustrationen zum „Thomas a Kempis" und unzählige andere reizvolle Blätter voll tiefer

Empfindung und lebendigem Naturgefühl halten sein Gedächtniß wach in den weitesten Kreisen. (Siehe die Abbildung.) Was die neuere Malerei kirchlichen und geistverwandten Stils an bemerkenswerthen größeren Werken in Wien zu verzeichnen hat, wie die malerische Ausschmückung der Votivkirche durch Trenkwald, Laufberger, August von Wörndle und Andere, die Bildercyklen in der Brigittenauer und der Fünfhauser Kirche von L. Mayer und Schönbrunner, die Wandgemälde im Akademischen Gymnasium von Trenkwald, die Glas- und Mosaikgemälde von Geyling, M. Klein, Rieser und Anderen in St. Stefan, in der Votivkirche, in der Schottenkirche und an anderen Orten: das ist entweder die Arbeit von Führichs früheren Schülern oder es weist doch auf ihn, als auf den Hauptmeister der modernen kirchlichen Malerei in Österreich zurück. — Trenkwald und Laufberger waren Schüler des aus der Cornelianischen Richtung hervorgegangenen Christian Ruben, der nach seiner Berufung von Prag nach Wien hier zwanzig Jahre lang als Director der Akademie wirkte und unter Anderen Karl Swoboda, Lauffer, Till, Arthur Grottger, Leopold Karl Müller zu seinen Schülern zählte. — Als ein Prachtwerk der Kleinmalerei, welches im Laufe der Fünfziger- und Sechziger-Jahre von den Künstlern dieser strengen Richtung geschaffen wurde, muß das mit Miniaturen und Initialien reich verzierte Meßbuch erwähnt werden, mit welchem Seine Majestät der Kaiser dem Papst Pius IX. ein Geschenk machte. Karl Blaas, der bekannte Bildniß- und Historienmaler, dann der früh verstorbene Bonaventura Emler, Führich, P. Johann Nepomuk Geiger, Kupelwieser, K. Madjera, K. Mayer, Christian und Franz Ruben, Leopold Schulz und Trenkwald waren an der malerischen Ausstattung dieses kostbaren Missales beschäftigt, welches in Stil und Behandlung uns die Prachtarbeiten der Illuminatoren des Mittelalters und der Renaissance in Erinnerung ruft. — Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Wien überhaupt in der Ausführung ähnlicher Arbeiten der Kleinmalerei, in der kunstvollen Ausstattung und kalligraphischen Ausführung von Adressen, Diplomen und dergleichen, einen hohen Rang behauptet. Karl Geiger, Laufberger, Klein, Machold und viele Andere bekundeten in diesem Genre eine seltene Fruchtbarkeit.

Ins Große, Gewaltige, Sinnlich-Schöne ging dagegen der Zug von Karl Rahls Kunst, des andern tonangebenden Meisters der Wiener Monumentalmalerei (1812 bis 1865). Der christlichen Gedankenwelt setzte er den zweiten idealen Gestaltenkreis der modernen Malerei, die griechische Götter- und Heldensage, zur Seite, dichtete sie schöpferisch weiter, wie in seinem Cyklus aus der Parismythe im Palais Todesco, und wußte sie mit der Geschichte der menschlichen Cultur, Sitte und Kunst zu einem Ganzen zu verbinden, welches den Innenräumen der Monumentalbauten, dem Theatersaal, der Aula, wie der Ruhmeshalle, sich als bildlicher Schmuck sinnreich einfügt. In diesem Geiste sind Rahls Gemäldecyklen für das neue Opernhaus und für das Arsenal in Wien, sowie sein leider



Gauermann: Die Heimkehr im Sturme.

unausgeführt gebliebener Fries für die Universität in Athen gedacht. Wenn es den gedankenvollen, rhythmisch klar und schön bewegten Compositionen des Meisters auch bisweilen an tieferer Lebenswahrheit mangelt, so umfließt sie dafür der Zauber und Goldglanz der farbigen Erscheinung, deren Geheimniß Rahl den Venetianern abzulauschen strebte und als ein bis dahin von der deutschen Kunst vernachlässigtes Element sinnengefälliger Schönheit zu neuem Leben erweckte. Rahl war eine vielseitig gebildete Natur von scharfer Auffassungsgabe und feuriger Beredsamkeit, ein geborener Lehrer. Wie sein Schaffen auch auf christliche und romantische Stoffe sich erstreckte (Bilder in der griechischen Kirche und Piaristenkirche, Hagen, Manfred und Andere), wie er nicht minder auf die flach und süßlich gewordene Porträtmalerei durch das Beispiel seiner großen Anschauung und gediegenen Stilistik erziehend zu wirken wußte, so war er anderseits besonders glücklich in der Ausbildung zahlreicher, den verschiedensten Kunstgebieten angehörender Schüler. Wir nennen den fein begabten, leider in der Kraft der Jahre dahingestorbenen Eduard Bitterlich, die Professoren August Eisenmenger und Christian Griepenkerl, die neuerdings in Budapest zu bedeutender Wirksamkeit gelangten Karl Lotz und Moriz Than, die Bildnißmaler Gustav Gaul und A. George-Mayer, den Landschaftsmaler Josef Hoffmann, ferner Mantler, Ignaz Seelos und Romako. — Für die Weiterentwicklung der Monumentalmalerei im Sinne Rahls fallen besonders Bitterlich, Eisenmenger und Griepenkerl ins Gewicht. Sie standen dem Meister bei der Ausführung seiner Compositionen als Hilfskräfte zur Seite; Bitterlich und Griepenkerl haben unter Anderem die Entwürfe für das Opernhaus nach seinem Tode in Zeichnung und Malerei allein durchgeführt und außerdem, ebenso wie Eisenmenger, eine Reihe selbständiger Arbeiten von schön bewegter, wohl durchdachter Composition und gesättigter Farbenschönheit geschaffen. Wir nennen die Decken- und Wandgemälde im Speisesaal des Grand Hôtel (Bitterlich und Eisenmenger), die Decorationen im Musikvereinsgebäude (Eisenmenger), im früheren Palais Epstein (Bitterlich und Griepenkerl), im Palais W. Gutmann (Bitterlich) und vornehmlich die jüngst vollendeten Friesbilder in den beiden Häusern des Reichsrathsgebäudes (Eisenmenger und Griepenkerl). — Zu Eisenmengers Schülern zählt Julius Schmid, der Urheber eines gegenwärtig in der Ausführung befindlichen umfangreichen Gemäldecyklus für die Schottenkirche.

Auch der uns jüngst auf der Höhe seiner Kraft durch einen jähen Tod entrissene Canon (Hans von Straschiripka) erschien als vorübergehender Gast bisweilen in Rahls Atelier, um von den Lehren des Meisters Nutzen zu ziehen und an den Discussionen theilzunehmen. Wenn Canon auch nicht als Rahls eigentlicher Schüler zu betrachten ist, so hat er von diesem doch entschieden in technischer wie in geistiger Beziehung nachhaltige Impulse empfangen. Auch Canons Ideal war ein ausgesprochen malerisches, und zwar

vornehmlich im Sinne des Rubens, mit dessen Studium er sich aufs eingehendste beschäftigte und dessen Kunst auf die Werke seiner vollendeten Reife mächtigen Einfluß geübt hat. Auch an andere Meister jener Zeit, an Jordaens, Jakob van Es und Snyders, bisweilen sogar an Velazquez klingt der Ton seiner Palette an. Es ist, als ob ihn der



Amerling: Selbstporträt.

Enthusiasmus für die Schöpfungen der Alten inniger noch beseelt hätte als die Liebe zur Natur. In seinen glücklichsten Stunden aber drang er zum vollen freien Geltendmachen des eigenen Wesens durch und es gelangen ihm Werke wie das „Fischermädchen" (1859), das „Mädchen aus dem Schwarzwalde" (1863), die „Mittagsruhe", das „Familienglück" (1869), die von uns in Abbildung vorgeführten „Vier Elemente" (1882) und eine Reihe lebensvoller Porträts von vornehmer und farbenglühender Bildwirkung, welche den

Stempel eines ernsten, durchgebildeten Künstlergenius tragen. Wie sich in der Fülle seiner Schöpfungen ein weich empfänglicher, von mannigfachen Gedankenströmungen und Kunstrichtungen bewegter Geist abspiegelt, so umfaßt auch sein Können die ganze Scala der malerischen Ausdrucksformen, von der fleißigsten Miniaturzeichnung bis zur flott und breit hingesetzten Skizze, die den flüchtigen Moment mit raschem Blick erfaßt, vom zartverschmolzenen Altarbildchen im Stile der alten Flandrer („Madonna mit musicirenden Engeln", im Besitze des Grafen Hans Wilczek) bis zum kolossalen, im Freskostil gehaltenen, für weite Distanzen berechneten Deckengemälde („Der Kreislauf des Lebens", für das Treppenhaus des naturhistorischen Hofmuseums). Letzteres Werk mit den dazu gehörigen, leider unvollendet gebliebenen Lünetten bildet den Abschluß von Canons fruchtbarer Thätigkeit auf dem Felde der großen Decorativmalerei, von der unter Anderem die schönen allegorischen Bilder von „Poesie" und „Malerei" im Salon des Herrn K. Auspitz, der Gemäldecyklus bei Herrn D. Gutmann, die umfassenden decorativen Compositionen für Karlsruhe und New-York genannt sein mögen. Nicht wenigen seiner gestaltenreichen Bilder, wie der „Loge Johannis" in der kaiserlichen Gemäldegalerie und dem eben erwähnten „Kreislauf des Lebens", liegen complicirte Gedankensysteme zu Grunde, Beweise von Canons philosophisch angelegtem Geist, der an scharfer Dialektik, an einer Art Fechtkunst des Verstandes seine Freude hatte. Wenn es ihm auch nicht immer gelungen ist, diese Gedankensysteme ganz in lebensvolle Organismen umzuwandeln, so pulsirte doch in Canon eine coloristische Kraft von seltener Glut und sein Schaffen bildet, im Ganzen betrachtet, ein hochinteressantes Element in der Entwicklung der Wiener Kunst.

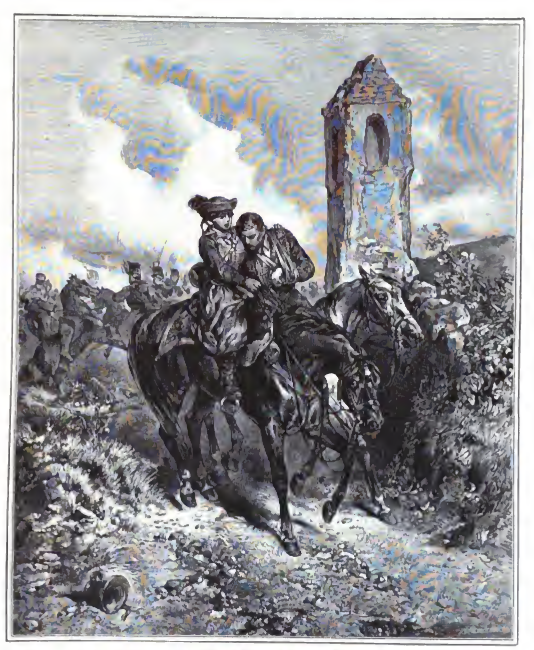
Der malerische Zug, der uns an den zuletzt betrachteten Meistern vornehmlich in die Augen sprang, bildet auch in den Werken der Historienmaler von vorwiegend realistischem Zuschnitt ein Erbtheil der Wiener Schule. Als resolute Technik von männlicher Tüchtigkeit offenbart er sich in den großen Wand- und Gewölbemalereien von Karl Blaas im Waffenmuseum des Arsenals, in blühender Farbenfrische von bisweilen etwas bunter Tönung leuchtet er hervor aus den Bildern Franz Dobyaschofskys im Stiegenraume des Operntheaters. Wenn der geniale Moriz von Schwind mit seinen Foyerbildern der Oper und mit dem poesievollen hellfarbigen Freskencyklus zur „Zauberflöte" in der Loggia derselben (siehe die Abbildung), wenn Anselm Feuerbach mit seinen für Wien geschaffenen Bildern, vornehmlich mit dem grandios gedachten „Titanensturz" (Akademie der bildenden Künste), hier keine vollen Erfolge errungen haben, so ist das vorzugsweise der Zurückhaltung zuzuschreiben, welche sich die deutsche Schule großen Stils in coloristischer Hinsicht auferlegte. — Hans Makarts leichter Sieg dagegen war in erster Linie ein Sieg der Farbe und der in ihren berauschenden Duft gehüllten sinnlichen Schönheit.



Rudolf Alt: Vedute aus Wien (der hohe Markt).

Kein Meister des Jahrhunderts hat auf die Entwicklung der Kunst in Wien einen so tief und weit ausgreifenden Einfluß geübt als der junge Salzburger, der, aus Karl von Pilotys trefflicher Schule kommend, 1868 zuerst mit den „Modernen Amoretten“ und bald darauf mit den „Sieben Todsünden“ vor das hiesige Publicum trat. Man hat sein rasches Aufsteigen und plötzliches Verlöschen meteorartig genannt. Aber das Leuchten seiner Kunst hat nicht nur unser Auge entzückt, sondern das Schaffen und Streben einer ganzen Generation umgestaltet. Makarts Natur war zu einer so mächtigen Wirkung dadurch befähigt, daß ihm die Kunst mehr als eine Specialität, daß sie ihm Lebenskraft, Lebenszweck selber war, daß er sie, gleich den großen Meistern der Renaissance, als eine zweite schönere Natur zur Erschaffung einer neuen, glanzerfüllten Welt berufen erachtete. Wie ein Feenschloß gestaltete er sein Heim und seine Werkstatt, die Geburtsstätte seiner Schöpfungen und den Schauplatz glanzvoller, mit fürstlicher Pracht umgebener Geselligkeit; die ganze Welt, Natur und Geschichte löste sich ihm in eine heitere Gestaltenfülle, in schön bewegte Frauen und unter Blumen spielende Kinder auf; er war der geborene Maler der „Abundantia“; aus der Geschichte nahm er sich nicht die Momente leidenschaftlicher Kämpfe, ernster Entscheidungen zu Vorwürfen für seine Bilder, sondern die Tage der Festfreude, des Genusses, wie in seiner „Katharina Cornaro“, in dem „Einzuge Karls V. in Antwerpen“, in der „Nilfahrt der Kleopatra“, — und zu keiner Zeit hat sich sein Talent glänzender bewährt, durch keines seiner Werke hat er größere Popularität errungen, als durch das künstlerische Arrangement des Festzuges vom Jahre 1879, in welchem die goldschimmernde, farbenglühende Gestaltenwelt aus des Meisters Bildern für wenige sonnenbeglänzte Stunden auf die zur Festbühne umgewandelte Wiener Ringstraße herniederstieg. Ein solches Talent war, wie kein zweites, berufen zur Ausübung jeder Art von decorativer Kunst. Er schmückte die Prachtgemächer der Wiener Paläste mit Wand- und Deckengemälden (z. B. für Nikolaus Dumba, Baron Leitenberger, K. Auspitz und Andere), er entwarf in seinen letzten Jahren den malerischen Schmuck für den Treppenraum des kunsthistorischen Hofmuseums und führte die dazu gehörigen Lünettenbilder noch im Großen aus; er hat sich auch wiederholt mit dem Entwerfen großer Prachtarchitekturen profanen wie kirchlichen Charakters beschäftigt und war erfinderisch für die verschiedensten Zweige des Kunstgewerbes und der Luxusindustrie. Das Makart-Bouquet, die Makart-Rosen, der Makart-Hut sind allgemein bekannt und verbreitet. Sie bilden jedoch nur Einzelheiten in dem zaubervollen Ganzen, zu welchem der unerschöpfliche Reichthum der Phantasie des Meisters die moderne Tracht, den Zimmerschmuck, das Geräthwesen, die Gefäßbildnerei an der Hand der Vorbilder des Renaissance-Zeitalters, vornehmlich der Prachtdecorationen Venedigs, umzuschaffen bestrebt war. Der malerische Zug des modernsten Wiener Kunstgewerbes, der den früheren streng





Pettenkofen: Die brave Marketenderin.

architektonischen Stil mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt hat, ist in erster Linie Makarts Wirken zuzuschreiben.

Das Porträt bildete die schwächste Seite von Makarts Kunst, aber von jeher eine der stärksten der Wiener Schule. Wir finden es von den realistischen Historienmalern, auch von einzelnen Genremalern mit Glück gepflegt und durch eine Reihe tüchtiger Specialisten, trotz der Ungunst der Zeit, zu einem blühenden Kunstzweige entwickelt. Von den Ersteren seien, außer dem bereits erwähnten Karl Blaas, der treffliche K. Wurzinger, ferner der ausgezeichnete Schlachtenmaler Sigmund L'Allemand (Schlacht bei Kolin, großes Reiterbildniß Loudons, Porträt des Grafen Ferdinand Trauttmansdorff-Weinsberg) und Franz Rumpler hier genannt; von den Letzteren hat vor allen Heinrich von Angeli als Bildnißmaler der Fürsten und der vornehmen Kreise sich einen Weltruf errungen (Porträts Seiner Majestät des Kaisers, der Frau Erzherzogin Maria Theresia, des deutschen Kronprinzenpaares und viele andere), aus der älteren Generation reihen wir Aigner, Schrotzberg, Raab, aus der jüngeren vornehmlich den gediegenen Eugen Felix und Victor Stauffer, einen Schüler Canons, hier an.

So wie der greise Amerling für das Porträt ein lebendiges Band zweier Epochen bildet, ebenso ragen Pettenkofen und R. Alt, deren wir mit ihm bereits oben kurz gedacht, aus der Zeit vor 1848 mit noch ungebrochener Kraft in die Gegenwart herein: beide als Führer auf den von ihnen betretenen Kunstgebieten, in ihrem Schaffen wie mit ihrem Ruhm die ganze civilisirte Welt umfassend. — Pettenkofen, der Maler der Puszta, des Zigeunerlebens, der österreichischen Soldatenwelt, hat sich auch in Italien und Frankreich heimisch gemacht; er entwarf Illustrationen zum „Gil Blas" und entzückte die Kunstfreunde durch feinbeseelte Schilderungen aus dem Leben der vornehmen Stände des vorigen Jahrhunderts von scharfer historischer Charakteristik. An die hellen, farbensprühenden Täfelchen seiner früheren Zeit, die Marktscenen mit den rothen und blauen Bauerntrachten, den Bergen grüner Wassermelonen und Kürbisse, reihte er Stimmungsbilder von unübertroffener Zartheit und Geistigkeit des Tons. — Rudolf Alt hat mit seinem treuen hellen Auge die Natur und die Denkmälerwelt halb Europas erschaut und spiegelt sie uns in den Tausenden seiner köstlichen Aquarelle wieder; sein Pinsel ist ebenso sicher in der Charakteristik der Zeiten und der Stile, wie sein Sinn empfänglich ist für die ganze Mannigfaltigkeit der Natur; er gehört zu den bezeichnendsten und charaktervollsten Erscheinungen unseres in alle Weiten strebenden, unermüdlich schaffenden Jahrhunderts.

In reicher Gliederung schließen Genre und Landschaft an die Kunst dieser Hauptmeister sich an. Aus der bunten Gestaltenwelt Italiens und des Ostens, aus Venedig, von der Riviera, von den Gestaden des Bosporus und der Bosna wählt Alois Schönn sich seine Typen. Weiter noch in die Welt des Südens greift Leopold Karl Müller aus, in



Führich: Die Tageszeiten.

seiner Jugend ein witziger Beobachter des heimischen Lebens und Volksthums, gegenwärtig ein ausgezeichneter, vornehmlich in England geschätzter Orientmaler, der das charaktervolle Völkergetriebe des modernen Egyptens und die imposante Denkmälerwelt von Cairo in farbenfrischen, sonnendurchglühten Schilderungen uns vorführt. Sein Schüler ist der viel versprechende Paul Joanowicz. Namentlich in Venedig fühlen sich heimisch Eugen Blaas, Franz Ruben und der geniale Aquarellist Ludwig Passini, der unvergleichliche Schilderer der Volkstypen Italiens, vor Allem der Lagunenstadt, deren graziöses, auch in Bettlerlumpen stets anmuthiges Volk er in immer neuen, farbig schönen Gestalten uns vorführt, das er vom würdigen Prete bis zum Kastanienröster, von der Principessa bis zur Schirmflickerin herab in allen seinen Abstufungen kennt und in dessen Geheimnisse wir durch ihn eingeführt werden, ob nun das Versteck des Beichtstuhls oder die weihrauch-erfüllte Sacristei oder der Schatten des Gäßchens, die Brüstung des blumengeschmückten Balcons ihren Schauplatz bildet.

Von den übrigen Genremalern Wiens reihen sich einzelne noch an die älteren Meister an, wie der Schüler Waldmüllers Fr. Friedländer, der Maler der still dahin wandelnden oder sich von den Thaten ihrer Jugend erzählenden Invaliden, wie Anton Ebert, der Darsteller anmuthiger Kinderscenen, und der früh verstorbene Kurzbauer in seinem Novellenbilde der „Ereilten Flüchtlinge", oder sie gehen die malerische Bahn der jüngsten Zeit unter Aufnahme von Makart'schen und anderen, aus München herüberwirkenden Einflüssen mit vorwiegend moderner, nur zu selten dem Leben der unmittelbaren Gegenwart entlehnter Stoffwelt, wie K. Karger, der sinnige Fr. Rumpler, Ed. Charlemont, J. Fux, K. Fröschl, L. Minnigerode, R. Geyling, K. Probst, J. Gisela, A. Müller und Andere, meistens Schüler Ed. von Engerths und Angelis. Aus der Schule des Ersteren ist auch K. Berger hervorgegangen, der sich vom Genre der großen Decorationsmalerei zugewendet hat und in dieser, sowie im Ornamentations- und Illustrationsfach, eine fruchtbare Thätigkeit entfaltet. Wenn überhaupt manche der genannten jüngeren Talente bisweilen glückliche Griffe ins ideale Genre thun, wie Hans Schweiger zur Märchenwelt oder zu dem Gedankenspiele mit Symbolen und Allegorien sich hingezogen fühlen, so bleibt eine andere Gruppe dagegen fest auf dem Boden der realen Welt. Das Schlachten- und Soldatenbild, welches neben Pettenkofen besonders der bewegliche Straßgschwandtner, die beiden L'Allemand, Maly, Bensa, Berres und Andere cultivirten, ist heute fast ganz ausgestorben. Dagegen blüht der Jagd- und Rennsport; die früher durch den begabten Konrad Bühlmeyer und Andere mit Glück gepflegte Thiermalerei ist heute nahezu ausschließlich Pferdemalerei geworden, wie sie von dem auch als Maler von Kühen bewährten Rudolf Huber und von Julius Blaas meisterhaft geübt wird. Ersterer pflegt neuerdings unter anderen Zweigen der Figurenmalerei auch mit Glück das große Reiterporträt

(Karl von Lothringen, Starhemberg, Washington). In der Darstellung von Schafen hat sich Alois Schrödl hervorgethan.

Es entspricht durchaus dem weichen, lyrischen Zuge des Wiener Naturells, daß die Landschaftsmalerei hier wesentlich Stimmungsmalerei geworden ist. Allerdings zeigten sich auch Ansätze zu stilistischen Bestrebungen. Der feinbegabte Karl Marko folgte den Spuren Claude-Lorrains; Albert Zimmermann, der unübertroffene Lehrer, suchte Rottmanns Vorbild festzuhalten; in Josef Hoffmann besitzen wir einen an J. A. Kochs Ideale sich



Rahl: Allegorie der Kriegsgeschichte aus dem Arsenal in Wien.

anschließenden Stilisten. Sellenys glänzendes Talent, in welchem ein zweiter Eduard Hildebrandt steckte, zog mit den Trophäen der Novara-Reise an uns vorüber, des alten Thomas Enders brasilianische Naturbilder weit überbietend. Nebenher ging ein lebendiger Betrieb einheimischer, im besten Sinne naturalistischer Landschaftsmalerei, welche vornehmlich von Steinfelds trefflicher Schule ihren Ausgang nahm. Aber alle diese Zuflüsse sind mit der Zeit in den sanft dahingleitenden Strom der Stimmungslandschaft eingemündet, in die Malerei des „paysage intime“, des Tons der ausgesprochen malerischen Naturempfindung. Es ist daher kaum thunlich, bestimmte Gruppen scharf zu trennen, die Grenzgebiete greifen ineinander über.

Unter den schlichten, an Enders und Steinfelds Traditionen festhaltenden Naturalisten ist vor allen der aus Mößmers Schule hervorgegangene Anton Hansch zu nennen, dessen Gebirgsansichten, vorzugsweise Naturstudien (Sammlung der Akademie), zu dem Hervorragendsten ihrer Gattung zählen; der Waldmaler Josef Holzer (Karpathenlandschaften), ferner Ludwig Halauska, Leopold Böscher, Munsch und Andere fußen auf derselben Grundlage. Speciell die nordische Winterlandschaft vertritt der feingebildete Remy van Haanen. Einer in Stoff und Empfindung mehr nach Süden weisenden Tendenz huldigt Seelos in seinen sonnigen Bildern aus Wälschtirol und Mentone. In derb charakteristischen Waldbildern und silbertönigen Stimmungslandschaften (Praterlandschaften, Mondaufgang im November) excellirt August Schäffer. Die Poesie der Donauniederungen wie das von Sturm und Wogendrang umtoste Gestade der Adria und die Lieblichkeit der Waldthäler Niederösterreichs beherrscht Eduard von Lichtenfels mit gleicher Meisterschaft in schön gezeichneten Ölbildern und Aquarellen von zart abgestufter Luftperspective (Motive aus Lundenburg, von der Leitha, bei Abazzia und andere). Unter seinen Schülern ist vornehmlich der hochbegabte Hugo Darnaut (Motiv aus Heiligenstadt und andere) zu nennen, dann der besonders als trefflicher Zeichner bekannte Ludwig Hans Fischer; auch Ditscheiner, Onken, Zetsche gebührt hier ein Platz. Der Erstere von den drei eben Genannten besuchte früher Albert Zimmermanns Schule, welcher die meisten der hervorragenden jüngeren Wiener Landschaftsmaler entstammen. Wir nennen in erster Linie den virtuosen, groß angelegten, vornehmlich in breitem decorativem Vortrage sich gefallenden Robert Ruß, dann den von Holländern und Franzosen, in jüngerer Zeit auch von Pettenkofen beeinflußten feinsinnigen Eugen Jettel, ferner Anton Hlavaček, der neuerdings durch eine große Fernsicht auf die Kaiserstadt sich hervorgethan hat, endlich Jakob Emil Schindler, wohl das bedeutendste Talent dieser Gruppe, poesievoll und musikalisch begabt, geboren für die Stimmungsmalerei, die er in ungemein fruchtbarer Thätigkeit einem weit gedehnten, an wechselnden Motiven reichen Stoffkreise zuwendet (Donaugegenden, Praterauen, Waldbilder aus Niederösterreich, Ansichten von Lacroma und andere mehr). Sein weiches, in sanften Tönen ausklingendes Naturell hat namentlich in zwei wahlverwandten Malerinnen ein Echo gefunden, in der früh verstorbenen Marie von Parmentier und der neuerdings auch im decorativen Fache wiederholt mit Glück thätig gewesenen Tina Blau.

Auf die glänzende Entwicklung der landschaftlichen und architektonischen Decorationsmalerei für die Zwecke des Bühnenwesens, an welcher sich Kautsky, Brioschi, Burghart, Jos. Hoffmann und in jüngster Zeit J. Fux in erster Linie betheiligt haben, kann hier nur im Vorbeigehen hingedeutet werden. Ebenso auf das weite Gebiet der decorativen Wandmalerei von theils landschaftlichem, theils ornamentalem, bisweilen auch figürlichem Charakter, wie sie z. B. in der letzteren Art von dem geschickten Franz Lefler (Decorationen



Canon: Die vier Elemente.

im Palais D. Gutmann, Brünner Theatervorhang und dergleichen mehr) erfolgreich geübt wird. Zu den geschicktesten Vertretern der decorativen Malerei überhaupt gehören die aus Professor Bergers Schule hervorgegangenen Urheber der malerischen Ausschmückung des neuen Stadttheaters in Karlsbad: Franz Matsch und die Gebrüder Gustav und Ernst Klimt.

Ins Zierliche und Feine verzweigen sich diese Kunstarten theils in den Werken der Stillleben- und Blumenmaler (Max Schödl, Hugo Charlemont, Camilla Friedländer, Jos. Schuster, Frau Pönninger, Frau Wiesinger-Florian und Andere), theils finden sie ihre Anwendung im Kunstgewerbe und in der Buchillustration. Die letztere hat namentlich durch das Eingreifen der künstlerischen Kräfte des österreichischen Museums und seiner Kunstgewerbeschule einen rühmlichen Aufschwung genommen. Wie der nach Stöbers Zeit länger vernachlässigte Kupferstich durch das Wirken L. Jakobys und J. Sonnenleiters neue Kräfte gewonnen hat, so besitzt Wien in W. Unger und W. Hecht zwei hervorragende Meister und Lehrer der Radirung und des Holzschnitts. Zahlreiche jüngere Talente, wie Johann Klaus, Hans Ludwig Fischer, W. Woernle, Victor Jasper, Karl von Siegl und Andere arbeiten mit ihnen gemeinsam an der Ausführung der Aufgaben, welche die Fürsorge des Hofes und des Staates, der Kunstverlag und das rührige Vereinswesen den vervielfältigenden Künsten in unseren Tagen stellen. Ein besonderer Platz gebührt dem als Zeichner wie als Radirer gleich trefflichen Julius Mařak.

Auch der Wiener Plastik ist dieser allgemeine Fortschritt zugute gekommen. Aber ihr am spätesten. Geschickte Hände, tüchtig geschulte Bildhauer hat es in Wien selbst in der sterilsten Epoche seines neueren Kunstlebens immer gegeben. Allein es fehlte lange am belebenden Geist, an der zielbewußten Pflege. Das untere Stockwerk des Belvedere birgt die namhaftesten Marmorwerke, die von Zauners und Canovas Nachfolgern in der vormärzlichen Zeit geschaffen worden, darunter auch Franz Bauers „Pietà“, das beste Werk dieses wackeren Meisters, der bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts die classischen Traditionen in der Wiener Bildhauerschule wach erhielt. Für die monumentale Bronzeplastik zeugt das im Jahre 1846 enthüllte Denkmal des Kaisers Franz auf dem inneren Burgplatz, das Werk des Mailänders Pompeo Marchesi. Eine trockene, kühle Atmosphäre liegt über diesen Schöpfungen einer begeisterungslosen, gegen die idealen Mächte des Lebens gleichgiltigen Zeit. Was der Wiener Sculptur jener Tage ihren Stempel aufgedrückt hat, war nicht nur die Kärglichkeit in allen Unternehmungen, der Mangel an Aufträgen, sondern jenes bureaukratische Bevormundungssystem, dessen tödtlicher Hauch alle Äußerungen des öffentlichen Geistes vernichtete. Die Sculptur aber verlangt vor allen anderen Künsten das Wehen eines freien Geistes. Sie ist die Tochter desselben Landes, das auch die Ideen der Freiheit und der Menschlichkeit geboren hat. Ihr höchstes Bemühen



Schwind: Aus der Loggia des Opernthеaters in Wien. (Die Zauberflöte.)

gilt den Idealen der Humanität, den Helden der Kraft, der Kunst, des Gedankens. Nach plastischen Werken dieser Gattung aus der Metternich'schen Zeit in Wien zu suchen, wäre ein vergebliches Bemühen. Selbst der Führer aus den napoleonischen Freiheitskriegen, Karls und Schwarzenbergs, blieb man uneingedenk, bis die neueste Epoche diese Dankesschuld abgetragen hat.

Fernkorns Reiterdenkmal des Erzherzogs Karl auf dem äußeren Burgplatz (errichtet 1860 im Auftrage Seiner Majestät des Kaisers) bezeichnet den Beginn des Aufschwungs: ein bewegtes Bild jugendlicher Kraft mit hochgeschwungener Fahne den Sieg verkündend. Anton Fernkorn (geboren in Erfurt 1813) kam von München nach Wien; seine früheren Werke, von denen das schöne Relief des heiligen Georg im Hofe des Palais Montenuovo in erster Linie zu nennen ist, tragen das Gepräge der romantischen Schule, welche damals in Ludwig von Schwanthaler ihren Hauptvertreter hatte. Nicht nur den Impuls zu seiner Stilrichtung, sondern auch die Technik des Bronzegusses brachte Fernkorn von dort nach Wien und erst seit dieser Zeit fand der Bronzeguß hier eine ergiebige Pflege. Zauner sah sich genöthigt, sein Josefs-Monument (1800 bis 1803) im ehemaligen Gußhause der Artillerie herstellen zu lassen, und bemühte sich fruchtlos um die Errichtung einer eigenen kaiserlichen Kunstgießerei. Was in den zunächst folgenden Decennien an größeren Erzgußwerken in Österreich entstand, mußte in München, Lauchhammer oder Nürnberg gegossen werden. Um die Einführung des Eisengusses in Wien hatte Glanz, um die Förderung der Bronzeindustrie für decorative und gewerbliche Zwecke Hollenbach sich verdient gemacht. Jetzt kam der Erzguß für große künstlerische Aufgaben dazu. Die k. k. Kunsterzgießerei auf der Wieden wurde begründet und bestand unter Fernkorns Leitung zunächst als Staatsanstalt lange Jahre, bis ihr neuerdings der staatliche Charakter benommen wurde; sie wird gegenwärtig als Privatunternehmen von Pönninger und Röhlich weitergeführt und hat seit der Zeit ihres Bestehens eine stolze Reihe zum Theil kolossaler Erzwerke zu Tage gefördert, von denen außer den Reitermonumenten auf dem äußeren Burgplatz und dem Schwarzenbergplatz nur noch das von Johann Schilling in Dresden modellirte Schiller-Denkmal in Wien, das Tegetthoff-Denkmal in Pola und ein Theil der Figuren des Denkmals für Maria Theresia genannt sein mögen. Der andere Theil dieses eben seiner Vollendung entgegenreifenden riesigen Monuments wird in der Gießerei von Turbain ausgeführt, welche sich außerdem durch den Guß des Beethoven-Denkmals in Wien (siehe Abbildung Seite 129) bereits rühmlich hervorgethan hat.

Die Kunstgeschichte lehrt, daß zur vollen Entfaltung der plastischen Schönheit stets der Gebrauch des edlen Marmormaterials neben dem Bronzeguß die wichtigste Vorbedingung bildete. Sandstein, Terracotta und andere Stoffe von unschönem Korn und



Makart: Der Tod der Kleopatra.

lebloser Oberfläche sind nur traurige Surrogate für den König der Steine. Holz, Elfenbein und ähnliche Materialien bleiben auf bestimmte Sphären eingeengt. Erst nach energischem Ringen ist es möglich geworden, dem edlen Marmor auch in der Wiener Sculptur den ihm gebührenden Platz anzuweisen. Der ornamentale und figürliche Schmuck der Wiener Neubauten wurde vielfach in gewöhnlichem Stein oder in Terracotta hergestellt. Die technische Vollendung der Terracottafabrication in den Thonbrennereien des Wienerberges bot den Anlaß dazu, sogar an monumentalen Bauten von hoher künstlerischer Schönheit, wie dem Musikvereinsgebäude, der Akademie der bildenden Künste, dem Heinrichshof und anderen, den plastischen und selbst statuarischen Schmuck in gebranntem Thon auszuführen. Die jüngste Zeit hat endlich diesem Surrogatwesen ein Ende gemacht. Nicht nur in Denkmalen und Grabsculpturen, sondern auch in ausgedehnten plastischen Decorationswerken an öffentlichen Bauten, vornehmlich am Reichsrathsgebäude und an der Universität, fand die Marmorsculptur weiten Spielraum zu erfreulicher Thätigkeit. Daß dieser Gebrauch aufrecht erhalten bleibe, bildet eine Lebensfrage der Wiener Bildhauerei. Nur wenn es möglich sein wird, ihr stets eine solche Fülle wahrhaft künstlerischer Aufgaben zuzuführen, wie sie der bildnerische Schmuck der genannten Bauten, die plastische Ausstattung der Votivkirche, der Ruhmeshalle des Arsenals, der Hofmuseen, des Rathhauses, des neuen Burgtheaters mit sich brachten, kann die monumentale Plastik Wiens auf der heute von ihr erstiegenen Höhe sich dauernd behaupten.

Als geistiges Ferment am Wendepunkte der neuen Zeit beansprucht Hans Gasser (1817 bis 1868), der Sohn der kärntnerischen Berge, hier einen besonderen Platz. Er wirkte zwar nur vorübergehend an der Wiener Akademie (1850 bis 1851), hat aber durch seine frische, fein empfundene Naturauffassung einen bedeutenden Einfluß auf die jüngeren Talente ausgeübt und sich an der Entwicklung der statuarischen Kunst in Wien durch eine Reihe tüchtiger Werke betheiligt (Donauweibchen im Stadtpark, Sonnenfels-Statue auf der Elisabethbrücke, eine der wenigen nicht schablonenhaften Gestalten dieser sonst recht fragwürdigen Statuenreihe, treffliche Modellfigur des Faustkämpfers im plastischen Museum der Akademie, Porträtbüsten von Rahl, Marko, Jenny Lind, des Künstlers selbst und andere).

Den segensreichsten Einfluß als Lehrer übte der oben bereits genannte Franz Bauer aus. Drei Altersclassen von Bildhauern sind aus seiner Schule hervorgegangen, welchen die tüchtigsten Kräfte der jetzigen Generation angehören: Künstler der mannigfaltigsten Richtung und Individualität, deren freie Entwicklung auf der gemeinsamen classischen Grundlage sie alle ihrem Meister verdanken. Mehrere von ihnen fanden ihre weitere Ausbildung in Dresden bei Ernst Hähnel, der auch in eigenen großen Schöpfungen (Schwarzenberg-Denkmal, Pegasusgruppen und Statuen der Loggia des Operntheaters) an der plastischen Bereicherung Wiens mitgewirkt hat.



Fernkorn: Das Erzherzog Karl-Denkmal in Wien.

Der älteren Gruppe dieser in Wien und Dresden gebildeten Künstler gehört vor allen Karl Kundmann, der Meister des Wiener Schubert-Denkmals an (siehe Abbildung Seite 131), der ersten einem einheimischen Künstlergenius gewidmeten monumentalen Schöpfung von feiner und lebendiger Charakteristik. Dasselbe ist in carrarischem Marmor ausgeführt und wurde 1872 im Stadtparke aufgestellt. Schon in seiner empfindungsvollen Gruppe des „Barmherzigen Samariters“, dann in dem schönen Grabrelief der Gräfin

Szechenyi Erdödy lieferte Kundmann Proben seines poetisch angelegten Naturells. Zu seinen jüngsten Arbeiten zählen das Tegetthoff-Denkmal und die Hauptfigur für das Grillparzer-Denkmal in Wien. — Ungefähr gleich alt sind Costenoble, Schmidgruber, Silbernagel und Anton Wagner, der Urheber des anmuthigen „Gänsemädchens" in Mariahilf und der vortrefflichen Michelangelo-Statue am Künstlerhause.

Nicht minder fruchtbar erwies sich die zweite Gruppe von Schülern Bauers, welcher Benk, Düll, Hellmer, Tilgner und Weyr angehören. Ihnen fiel der Löwenantheil an der plastischen Ausschmückung der großen Wiener Neubauten zu. Johannes Benk, welcher zuerst durch die prächtige Austriagruppe des Arsenals die Aufmerksamkeit größerer Kreise erregte, schuf später unter anderen die beiden bronzenen Kolossalstatuen, welche die Kuppeln der Hofmuseen krönen, und zahlreiche Werke decorativer Plastik, von denen die Portalsculpturen an der Votivkirche die bemerkenswerthesten sind. Düll hat sich namentlich durch mehrere tüchtige Werke biblischen Gegenstandes und durch seinen Antheil an der Ausschmückung des Reichsrathsgebäudes hervorgethan. Edmund Hellmer, der jetzige treffliche Leiter der allgemeinen Bildhauerschule an der Wiener Akademie, schuf schon in früher Jugend den großartig gedachten „Verwundeten Achill" und bewährt sein auf einfache monumentale Gestaltung zielendes Talent gegenwärtig in der Ausführung der großen Marmorgruppe für den Hauptgiebel des Reichsrathsgebäudes (die Verleihung der Verfassung durch Seine Majestät den Kaiser); eine figurenreiche, im Aufbau dem Wandgrabe der Renaissance verwandte Composition ist sein preisgekröntes Modell für das Denkmal des Türkensieges in der Stefanskirche. Als geistvoller Porträtbildner in malerisch bewegten, bisweilen polychromirten Büsten (Fürst Salm, L. Lobmeyr, Fr. Wolter und viele andere) glänzt Victor Tilgner. Ein eminentes decoratives Talent bewährte Rudolf Weyr, der Schöpfer des Bacchuszuges an der Fronte des neuen Burgtheaters und der Reliefs am Grillparzer-Monumente.

Die jüngste Generation der Schule Bauers (Hoffmann, Swoboda, Lax, Swerczek und Andere) berührt schon den Kreis der heutigen Meisterschulen der Sculptur, in denen die Genannten ihre Studien beendigten. Es sind die Ateliers von K. Kundmann und Kaspar Zumbusch. Die Berufung des Letzteren von München nach Wien und die aus diesem Anlaß (1872 bis 1873) erfolgte Gründung eines besonderen Baues für geräumige Bildhauerwerkstätten (an der Belvederelinie) waren von segensreichen Folgen für die Entwicklung der großen Sculptur. Erst jetzt waren für die Herstellung monumentaler Bildhauerwerke, selbst solcher von kolossalen Dimensionen, von Staatswegen die erforderlichen Räume geschaffen und die Bildhauer Wiens von dem traurigen und für die Kunst verderblichen Nomadenthum befreit, welchem sie bis dahin sich preisgegeben fanden. Durch die zeitweilige Verwendung der „Pavillons des Amateurs" von der Gebäudegruppe der





Zumbusch: Das Maria Theresia-Denkmal in Wien.

Weltausstellung zu dem gleichen Zwecke wurde die staatliche Maßregel durch den Kaiser auf das wirkungsvollste unterstützt, und es ist zu hoffen, daß die auf diese Weise geschaffenen großen Bildhauerateliers, in denen die ausgedehnten decorativen Sculpturen für die Wiener Monumentalbauten entstanden, der Kunst dauernd erhalten bleiben.

In Kaspar Zumbusch gewann die Wiener Sculptur eine bewährte Kraft für die Lösung der ihrer noch harrenden Aufgaben größten Stils. Der Schöpfer des Münchener Maximilian-Denkmals hat das bis dahin ungelöste Problem bewältigt, die unermessenen Tiefen Beethoven'scher Musik, das Wesen des gewaltigsten und räthselvollsten Genius deutscher Kunst plastisch zu verkörpern. Es muß dabei im Gedächtniß erhalten bleiben, daß das Wiener Beethoven-Denkmal, wie die Denkmäler Schuberts, Schillers und Grillparzers, aus allgemeinen Sammlungen hervorgegangen sind und außer den großen für die Pflege der Musik bestehenden Corporationen, Vereinen u. s. w. (wie der Gesellschaft der Musikfreunde, dem Männergesangverein und anderen) den zahlreichen begeisterten und opferfreudigen Kunstfreunden Wiens aller Stände, von den Mitgliedern des Allerhöchsten Kaiserhauses herab bis zum schlichten Bürger und Studenten, ihre Entstehung verdanken. Das gewaltigste plastische Denkmal des modernen Wien blieb der jüngsten Zeit vorbehalten: das auf dem Platze zwischen den beiden Hofmuseen sich erhebende Monument der Kaiserin Maria Theresia.

Zumbusch hatte hier eine ähnliche Aufgabe zu lösen, wie sie Christian Rauch in dem Berliner Friedrichs-Denkmal gestellt war. Das Werk soll mehr sein als eine Verherrlichung der allverehrten Herrscherin, es soll die ganze Zeit ihrer segensreichen Regierung, in welcher die Grundlagen des modernen österreichischen Staatswesens gelegt wurden, den nachfolgenden Geschlechtern lebendig erhalten. Die Gestalt der Kaiserin, welche unser Holzschnitt zeigt, thront hoch auf doppelt abgestuftem Unterbau, aus dem die Reitergestalten der Heerführer, die Gruppen der Staatsmänner, die Männer der Legislative und Verwaltung, der Kunst und Wissenschaft jener Epoche als die Repräsentanten der vielgliedrigen Volkskraft lebensvoll hervortreten.

Auch außerhalb des geschlossenen Zusammenhanges der Schule besitzt Wien eine Reihe trefflicher Bildhauer, deren ausgesprochene Eigenthümlichkeit von uns gewürdigt zu werden verdient. In erster Linie steht der kernige Vincenz Pilz, der Freund und Geistesverwandte Rahls, der Schöpfer der herrlich bewegten Quadrigen auf den Krönungspfeilern des Reichsrathsgebäudes, von denen unsere Abbildung ein Beispiel gibt. Auf den Bahnen der Spätrenaissance bewegt sich der hochbegabte Theodor Friedl, dessen Heliosgruppe auf dem Palais des Markgrafen Pallavicini zu den wirkungsvollsten decorativen Werken der Gegenwart zählt. — Streng kirchlich ist die Richtung des trefflichen Josef Gasser, des Urhebers unzähliger Heiligengestalten und schön componirter



Reliefbildwerke in den Kirchen Wiens und anderer Orte, vornehmlich an der Votivkirche. An ihn reiht der aus Bauers Schule hervorgegangene Franz Erler sich an, ein nicht minder geschickter und stilgerechter Vertreter dieser in den Traditionen des Mittelalters fortschaffenden Sculptur. — Auch Melnitzky und sein Schüler Hertl, sowie die beiden aus Tirol gebürtigen Bildhauer E. Pendl und H. Natter verdienen als Urheber größerer decorativer und monumentaler Werke hier einen Platz.

Vorzügliche Kräfte besitzt das moderne Wien endlich auf dem Gebiete der plastischen Kleinkunst. Den ausgezeichneten Medailleuren des vorigen Jahrhunderts, Matth. Donner an der Spitze, reihte in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts der auch als feinsinniger



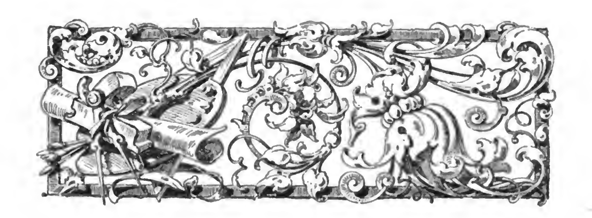
Pilz: Eine Quadriga vom Reichsrathsgebäude in Wien.

Kenner und Sammler bekannte J. D. Böhm sich an, mit seinen Schülern und Nachfolgern Karl Radnitzky, Tautenhayn, Scharff, Leisek und Anderen, welche theils an der Akademie der bildenden Künste, theils am kaiserlich-königlichen Hauptmünzamte diese Kunst vertreten. Während Scharff besonders als trefflicher Charakteristiker und Porträtist sich hervorthat, ruht die Stärke Tautenhayns auf der idealen Seite; er bewährte sein Talent nicht nur in prächtigen Werken der Goldschmiedekunst (Schild mit Centaurenkampf und Schüssel mit den vier Elementen, beide im Besitze Seiner Majestät des Kaisers), sondern erhob sich auch zu stattlichen Schöpfungen monumentaler Decoration classischen Stils (Giebel am Mittelbau der neuen Universität). Eine ähnliche Vielseitigkeit, jedoch mehr im Geiste der romantischen Schule, zeigen die poesievollen Leistungen Otto Königs, des verdienstvollen Lehrers der Bildhauerei an der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums (Marmorgruppe das „Liebesgeheimniß", Bronzestatue der trauernden Victoria für Pola, zahlreiche

Modelle für Brunnengruppen, Tafelaufsätze und dergleichen). Neben ihm wirken der feinsinnige August Kühne, der treffliche Ciseleur Stefan Schwarz, der durch seine farbigen Holzbildwerke populär gewordene H. Klotz und Andere erfolgreich an der Verbreitung der Kunst in allen Zweigen des mit der Plastik verwandten Handwerks. Eine Reihe längst vergessener Arten der Production wurde durch das Zusammengehen dieser Männer mit wissenschaftlich gebildeten Technikern, wie Kosch, wieder zum Leben erweckt. Die Terracotta-plastik, die Stuccaturarbeit, die Modellfabrication in Gyps und die reich verzweigte plastische Ornamentationskunst, welche sich unter der Leitung von Schönthaler, Schönfeld, Lavigne, Schindler, Pokorny und Anderen in Wien zu einer weltbekannten Specialität entwickelt hat, gewann durch die Verbindung mit der figürlichen Sculptur neuen Reiz und neue Nahrung. Die Miniaturplastik besitzt in Straßer, dem Schöpfer polychrom bemalter Statuetten verschiedener interessanter Nationalitäten, einen begabten Vertreter.

Gleich der Baukunst hat auch die Sculptur in Wien sich aus beengter Sphäre zum Höchsten aufgeschwungen; sie hat die weite Stadt mit Statuen und Reliefs geschmückt; sie beginnt auch die Gräber, die so lange vernachlässigt geblieben, mit dem versöhnenden Zauber der Schönheit zu umkleiden. Aber wie der Baukunst, so öffnet sich auch der Sculptur noch ein ausgedehntes Feld der Thätigkeit im Hause. Da möge sie nicht nur als Erzeugerin jenes plastischen Spielwerks der Porzellanfigürchen und sonstigen Nippes ein geduldeter Gast sein, sondern, wie wir es in Italien, in Frankreich und in Deutschland sehen, als ernste, sinnige Muse in Bildwerken aus Erz und Marmor die Schönheit der Räume erhöhen, den Sinn der Bewohner erheben! Ihr Einzug ins Haus verbürgt am sichersten ihre Zukunft.





Wiener Kunstindustrie.

n der Kreuzung nördlicher und südlicher, westlicher und östlicher Cultur, also an einer besonderen Stelle liegt Wien; das glückliche Temperament seiner Bewohner, die Förderung durch kunstliebende Herrscher — sie haben im Vereine es vermocht, daß neben der Kunst auch die Industrie des Luxus erblühte. Das heitere decorative Element, das dem Leben dient, scheint es, lag immer mehr in der Natur seiner Bewohner als Versenkung in den Ernst und in den tieferen Gehalt der Kunst. Schon früh mag man diese Richtung auftreten sehen und mag sie durch Jahrhunderte verfolgen. Doch war es lange ein stilles Wirken innerhalb der geschlossenen Mauern. Erst seitdem Wien die bleibende Residenz eines großen Reiches geworden, erhebt sich diese seine Kunstrichtung zu größerer Bedeutung.

Und auch von diesen Werken ist, obwohl man kaum dreihundert Jahre zurückzugehen hat, auffallend wenig an wirklicher Kunstarbeit erhalten. Was wollen z. B. die alten Silberarbeiten, die einen Stempel von Wien führen, im Vergleich mit denen besagen, die uns von Nürnberg und Augsburg erhalten sind? Die Paläste Wiens gehören der Scheide des XVII. und dem Anfange oder der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts an, und was sie einst an Kunstarbeiten enthalten haben, das ist so gut wie sämmtlich verschwunden. Man muß die in den Archiven wohl bewahrten alten Inventare studiren, um von der ehemaligen Fülle und Kostbarkeit einen glänzenden Begriff zu bekommen. Es sind wiederholt böse Zeiten über Stadt und Reich gekommen. Die Noth hat die Kostbarkeiten, auch die Kunstwerke von Gold und Silber in die Münze senden lassen — welche österreichische Familie

kann sich noch ihres alten Silbergeschirres rühmen? Krieg und Belagerungen haben die alten Häuser und Paläste mit ihrem Inhalt zerstört, und was stehen blieb, wurde in besseren Zeiten nach verändertem Geschmack um- und neugebaut oder umgearbeitet.

So ist es gekommen, daß Wien — und Niederösterreich mit ihm —, wenn wir über zweihundert Jahre hinausgehen, auffallend wenig von alter Kunstarbeit, die seine eigene wäre, als erhalten aufzuweisen hat. Und selbst aus dem XVIII. Jahrhundert sind es



Platte zu einem Frühstück-Service (Seite 267) aus der kaiserlichen Wiener Porzellanfabrik (1790).

nur wenige Zweige des Kunstgewerbes, von deren Blüte noch Zeugen leben oder im Gebrauche stehen. Vorragend sind die geschmiedeten Eisenarbeiten, die auch in den Formen des Rococo sich die Geschicklichkeit bewahrt haben, welche die österreichischen und steirischen Leistungen des XVI. Jahrhunderts auszeichnen. Mit Arbeiten wie die Brunnen auf dem Schloß Seebenstein in Niederösterreich, zu Bruck an der Mur und in Graz lassen sich die Thore von Schönbrunn und des Belvederegartens in Wien wohl vergleichen, was Technik, Größe und Kühnheit der Aufgabe betrifft. Und gleicherweise sind in der Stadt wie auf dem Lande zahllose Thore, Fenster- und Oberlichtgitter erhalten, welche ein Zeugniß ablegen, mit welcher künstlerischen Freiheit in der Erfindung, mit welcher Vollendung in

der Ausführung das Schmiede- und Schlossergewerbe in Wien noch spät im XVIII. Jahrhundert betrieben wurde, bis es vor dem Eisen- und Messingguß versank.

Noch tiefer in unsere Zeit, ja bis in die Tage unserer frischen Erinnerung reicht ein anderer Zweig der Kunstindustrie, dessen Werke ebenfalls noch zahlreich erhalten sind und theilweise selbst noch im Gebrauche stehen. Das sind die Arbeiten der kaiserlichen Porzellanmanufactur in Wien, welche erst vor zwanzig Jahren aus einem Dasein schied, das anderthalb Jahrhunderte gedauert hat. Es gab eine Zeit, etwa von der Mitte der Achtziger-Jahre bis zum Jahre 1810 oder 1815, wo sie der Stolz der Stadt und des Landes war. Mehr als fünfhundert Arbeiter zählte sie. Damals nach ihren künstlerischen Leistungen die erste Fabrik der Welt, war sie eine wahre Kunstanstalt, deren Einfluß über ihr Material hinaus auf andere Zweige der Kunst, z. B. auf die Blumen- und Genremalerei sich erstreckte. Mit welchem Reichthum an malerischem Bildwerk überdeckte sie ihre Porzellangefäße! Mit welcher Freiheit und Originalität zugleich verwendete und behandelte sie die reizenden ornamentalen Motive der pompejanischen Wandmalereien, welche ihren Decorationsstil bildeten! Aber diese Blüte dauerte nur kurze Zeit. Die lange Friedensepoche der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts war wohl einerseits der Entwicklung der Luxusindustrie günstig, aber diese Epoche litt wie keine andere vor ihr an Mangel, vielmehr an Verkehrtheit des Geschmacks. Wer kann heute noch Arbeiten der Kunstindustrie ansehen, die zwischen den Jahren 1820 und 1860 geschaffen wurden? Dazu kam — zum ersten Male in der Culturgeschichte — der überwältigende Einfluß der Maschine, der jegliche Handarbeit — und sie ist doch die Grundlage des Kunstgewerbes — zurückdrängte. Gehen wir über diese Epoche hinweg!



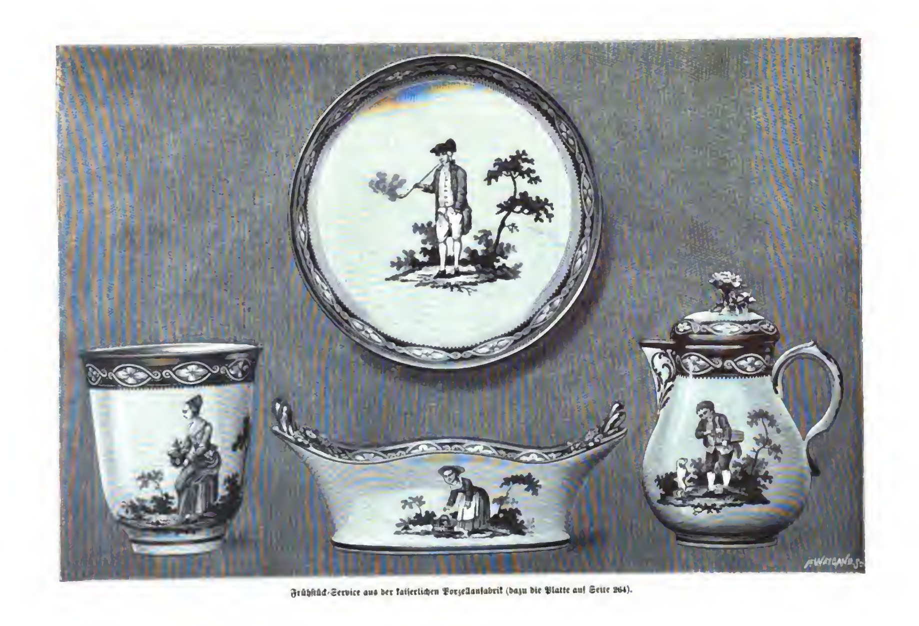
Tasse aus der kaiserlichen Wiener Porzellanfabrik (um 1790).

Die erste große Weltausstellung zu London im Jahre 1851 brachte die Einsicht in diesen Zustand der gesammten europäischen Kunstarbeit. Auf der zweiten Londoner Ausstellung im Jahre 1862 hat England bereits den Beweis geliefert, daß durch Vorbild

und Unterricht dieser Zustand gebessert und die Industrie künstlerisch auf den richtigen Weg gebracht werden könne. Dieser Beweis führte zur Gründung des österreichischen Museums für Kunst und Industrie zu Wien im Jahre 1864, des ersten Museums dieser Art auf dem Continent, ein Vorgang, dem im nächsten Decennium so ziemlich alle übrigen Länder Europas folgten, und zwar mit dem Resultat, daß nunmehr auf allen Gebieten der Industrie ein vollständiger Umschwung des Geschmacks zu verzeichnen ist.

Man kann in Wahrheit sagen, wenn man von dem ersten Anstoß absieht, der dem South-Kensington-Museum in London gebührt: Wien ging auf diesem Wege voran; es hatte, mindestens durch ein Decennium, allein die Führung auf dem Wege dieser kunstindustriellen Reformen. Begünstigt allerdings wurde bei uns dieser Umschwung durch die außerordentliche Bauthätigkeit der letzten zwanzig Jahre, welche dem neu erwachten Drange zu künstlerischer Arbeit reiche Gelegenheit der Bethätigung darbot, aber die Architektur wäre nicht im Stande gewesen, den rechten Weg zu zeigen, wenn er nicht, gleicherweise wie in England, durch Lehre und Vorbild in der Industrie selber zur Klarheit gekommen wäre. Viele Zweige der Kunstindustrie, die Porzellane, Faiencen, Gewebe, Arbeiten in Gold und Silber, sind und bleiben ja unberührt von der Architektur.

Wie Wien äußerlich mit der Gründung des österreichischen Museums und seiner Kunstschule voranging, so auch künstlerisch in den leitenden Ideen. Und hier zeigte es sich bald, daß die Kunst in der Industrie — und zwar zugleich mit der Architektur von Neu-Wien — die Richtung auf die Renaissance einschlug, vorwiegend aber nach italienischen, nicht oder noch nicht nach deutschen Vorbildern, die erst zehn Jahre später in Frage traten. Es war aber nicht diese Richtung allein, die sich geltend machte; sie hätte ja für viele Arbeiten, z. B. in Porzellan, nicht ausgereicht. Neben ihr, oder vielmehr als Grundlage von Allem, trat ein anderes sehr einfaches und doch allumfassendes Princip auf, das Princip nämlich, die Kunstform dem Material und der Bestimmung des Gegenstandes entsprechend zu gestalten und auch die decorative Technik in ihrer verschiedenen Art jedesmal auf die Eigenschaften des Materials zu gründen. Dieses für einen rationellen Geschmack allein richtige Princip fand sich nun — für unsere gegenwärtigen Culturbedürfnisse — am besten und am meisten in den Formen der Renaissance verwirklicht, und somit befanden sich Theorie und Praxis in Übereinstimmung. Aber das war nicht allein der Fall. Viele schöne und edle Gefäßformen, die mit der Renaissance durchaus nicht in Widerspruch standen, bot die antike Gefäßkunst. Ein anderes, überaus großes Gebiet der Kunstindustrie, die Decoration der gewebten Stoffe, also die Decoration der Fläche, war und wird im Orient, in Persien, Syrien, in Indien, so mustergiltig, so durchaus dem rationellsten Princip entsprechend bearbeitet, daß eine auf diesem Princip aufgebaute Reform des Geschmacks oder der Kunstindustrie die orientalischen Muster nicht umgehen



Frühstück-Service aus der kaiserlichen Porzellanfabrik (dazu die Platte auf Seite 264).

konnte. Sie erlangte damit zugleich Vorbilder für eine harmonische, milde und doch wirkungsvolle und blühende Farbenverbindung, wie sie der Geschmacksneigung des Wieners und des Österreichers überhaupt entspricht.

Aus diesen und anderen, die gleiche Bedingung erfüllenden Elementen, vor deren mechanischem Eklekticismus das gemeinsame Grundprincip, daß jedes Ding in sich gut sei, bewahrte — aus diesen Elementen hat sich nun bis heute, man kann wirklich sagen, ein Wiener Kunststil herausgebildet. Ein kundiges Auge wird sofort eine Wiener Arbeit von einer Pariser oder einer Münchener unterscheiden können. Nach und nach ist ein jedes Kunstgewerbe — so viele ihrer in Wien in Übung stehen — in die Reform eingetreten und ein jedes hat sich umgebildet, nicht nach einem von außen her vorgeschriebenen Stil, sondern nach den Bedingungen seines Materials und seiner Art, allerdings mit Anlehnung an Vorbilder.

In keinem Zweige vielleicht tritt das deutlicher hervor als in dem Schmiede- und Schlossergewerbe, kurz gesagt: in den Eisenarbeiten. Vor wenigen Jahrzehnten noch, wer dachte überhaupt an Kunstarbeiten aus geschmiedetem Eisen! Der Guß schien alle Kunst und Mühe des Schmiedens leicht zu ersetzen. Höchstens, daß Architekten und Archäologen neidische Blicke auf die Werke der Vergangenheit zurückwarfen. Diese waren es denn auch, welche mit dem Aufblühen der neuen Epoche in der Wiener Architektur die Eisenkunst neu erweckten. Und heute existiren großartige Etablissements in großer Zahl, welche die geschmiedete Eisenarbeit wahrhaft wie eine Kunst ausüben. Paläste, Kirchen, Häuser, öffentliche Anlagen füllen sich wieder mit mannigfachen Schmuck- und Gebrauchsgegenständen, von denen in diesem Material und in dieser Arbeit gar nicht mehr die Rede war. Der Stil derselben war im ersten Beginn der gothische, wie er für Kirchenzwecke angewendet wurde. Alsbald aber machten sich die schönen, technisch wie künstlerisch so ausgezeichneten Muster der Renaissance geltend, davon wir in Österreich, zumal in Niederösterreich, Steiermark, Kärnten noch mehr als in einem anderen Lande erhalten haben. Rundeisen, kantiges Stabeisen, flaches Bandeisen, durchflochtene und verbundene Arbeit lebten gleicherweise wieder auf, neben ihnen die feinere Technik in der Verzierung der Oberfläche, Ätzung und Tauschirung. Es gibt kaum eine erfreulichere Erscheinung in der ganzen modernen Reform des Kunstgewerbes. Zur Renaissance haben sich in neuester Zeit auch Versuche in den späteren Stilarten des XVII. und XVIII. Jahrhunderts gesellt, zum Theil großartige und vorzügliche Arbeiten, an denen etwa nur auszusetzen ist, daß sie für ihr überaus festes Material zu schwer sind, das heißt zu viel Material verwenden, zu undurchsichtig in der durchbrochenen Arbeit, zu dick im Stabwerk sind.

Anders und doch nicht minder radical war der Weg, auf welchem sich die Wiener Bronzen umwandelten. Bevor die Reform des Geschmackes begann, waren alle Wiener Bronzen vergoldet und sie besaßen in der Schönheit und Reinheit der Vergoldung einen



Der Arkadenhof des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien.

gewissen Weltruf. Die Vergoldung stand im Zusammenhang mit der damaligen lichten Decoration der vornehmen Wohnung, in welcher Weiß und Roth, jenes für Wände und Plafonds, dieses für Möbel und Vorhänge, die Hauptfarben waren. Nun änderte sich der ganze Charakter der Wohnungsdecoration und ging in das Dunkle und in gebrochene Farbentöne über, unter denen das neue leuchtende Gold eine zu grelle Wirkung machte. Es mußten

sich demgemäß auch die Wiener Bronzen ändern. Die französische Industrie besaß bereits die in verschiedenen Tönen braun und grün patinirten Bronzen und hatte ihnen die blasse Messingbronze hinzugefügt, welche mehr mit dem neuen Stil der Wohnung in Harmonie stand. Beides wurde nun auch von den Wiener Bronzen aufgenommen neben der Vergoldung, die mit ihrer Vollkommenheit einen gewissen Platz behauptete.

In diesen Neuerungen waren nun zwar die Wiener Bronzen nicht originell. Worin sie es aber waren, das war im Kunststil. Während die Pariser, wie überall in den Dingen des Geschmacks, sich große Willkür erlaubten und Motive aller Zeiten und Kunststile, je nach den Umständen, ihnen genehm waren, schlossen sich die Wiener bei allem Geräth strenger und ausschließlicher den Formen der Renaissance an, zu streng vielleicht, denn zu sehr noch Compositionen der Architekten, ermangelten sie der Freiheit in der Erfindung und in der Form. In jüngster Zeit sind sie im Begriff auch diese sich anzueignen und damit zu einer Originalität zu gelangen, welche die Wiener Bronzegeräthe leicht von allen anderen unterscheiden läßt. Wie freier in der Form, sind sie auch reicher in der Verzierung geworden und haben es namentlich gelernt, sich mit dem ihnen so entsprechenden Email zu schmücken.

Diese edle Verzierungstechnik, das Email, gehört auch zu jenen bisher vergessenen Künsten, welche die moderne Reform des Kunstgewerbes wieder in das Leben gerufen hat, aber nicht allein in Wien und auch nicht gerade in origineller Weise. Doch gehört sie zur Schilderung der Wiener Kunstindustrie. Die bevorzugte Anwendung des Emails geschieht nicht wie bei den Franzosen in der Bronze-Industrie, obwohl sie auch hier in der Technik des Zellenschmelzes (cloisonné) wie in der Technik des Grubenschmelzes (champlevé) geübt wird, sondern in der Goldschmiedekunst und ganz besonders in der kirchlichen. Hier wird sie in zweierlei Weise geübt, entweder als medaillonartige Einsätze in der Form des transluciden Emails auf reliefartig geschnittenem Silbergrund nach spätmittelalterlicher Art oder als farbig und bildartig gemaltes Email, auch wohl en ronde bosse kleine Figürchen und Ornamente umgebend. Jenes bildartig gemalte Email scheidet sich wieder in zwei Arten, entweder in schwarzgrundirtes Email en camaïeu auf Kupfer nach der Limosiner Art des XVI. Jahrhunderts oder in bunt gemaltes Email mit weißem Grunde auf Gold oder Silber. Jenes dient zu Einsätzen und Gefäßen und geht insbesondere aus der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums hervor, während das bunte, weißgrundirte Email in Form von Medaillons seine Anwendung auf Schmuckgegenständen findet. Und diese letztere Art ist im Moment wohl noch für Wien eigenthümlich, höchstens findet sie in der Schweiz als „Uhren- und Dosenemail" ein Seitenstück.

Mit diesem farbigen Email hat die Wiener Schmuckindustrie eine neue Seite gewonnen. Sie hat sich aber auch andere neue Erscheinungen der Zeit angeeignet, so die Filigran- und Korntechnik des antiken griechischen oder griechisch-etruskischen Schmuckes,

die sich bereits großer Verbreitung erfreut, so die Einführung der Silberniellen nach Tula-Art und der echten Goldtauschirung nach indischer Art, aber mit modernen Motiven. Das Eine wie das Andere hat bereits Ruf als Wiener Specialität.

Weniger Originalität oder eigenthümliche Technik läßt sich den größeren Wiener Silberarbeiten nachrühmen. Getriebene Arbeit, Guß, Ciselirung ist nichts Besonderes, sondern heute allgemein. Wenn man aber die heutigen wirklich guten Silberarbeiten, mit denen vor zwanzig oder dreißig Jahren vergleicht, so wird man künstlerisch einen außerordentlichen Fortschritt, ja eine völlige Umwandlung anerkennen müssen. Dieser Fortschritt besteht in der vernünftigen Gestaltung des Gefäßes oder Geräthes, in der reicheren, kunstvolleren Gliederung, in der Verzierung mit getriebenen Reliefs, in der schönen Zeichnung und plastischen Bewegung des Ornaments. Auch hier sind es vorzugsweise Vorbilder der Renaissance, welche zum Ausgangspunkt gedient haben, namentlich die Arbeiten von Nürnberg



Schmiedeiserne Laterne.

und Augsburg. Größer aber noch als bei den Silberarbeiten hat sich der Einfluß der deutschen Arbeiten aus der Renaissancezeit in der Möbelindustrie erwiesen. Als zuerst auf diesem Gebiete in Wien ein Rückschlag gegen die bis dahin geltende veraltete Schablone der Rococomöbel erfolgte, war noch unter der Leitung der Schule des österreichischen Museums die Richtung nach der italienischen Renaissance vorherrschend. Dann aber, als auch Deutschland sich auf den Weg der kunstindustriellen Reform begab — zehn Jahre später als Österreich — wurde von dort die Losung ausgegeben: deutsche Renaissance. Nun stehen zwar beide, die deutsche und die italienische Renaissance, nicht in einem Gegensatz, vielmehr auf demselben Princip, aber die italienische Stilart ist doch bei weitem

maßvoller, bescheidener in Profilen und Relief, feiner in ihrer ganzen Erscheinung, und das gilt ganz vorzugsweise bei den Möbeln, während die deutschen Möbel derber und überladener sind und umsomehr sich dem Charakter des Barocken nähern. Mit Talent, Geschick und Energie, insbesondere von München aus verfochten, äußerte diese deutsche Stilart, nach allen Seiten vordringend, ihren Einfluß auch auf Österreich und die Wiener Möbelindustrie. Ihre eigenthümlichen, meist sehr glücklich construirten Formen fanden volle Würdigung und Nachahmung, und ganze Zimmereinrichtungen, ganze Wohnungsausstattungen, Wände und Plafonds inbegriffen, wurden in diesem sogenannten altdeutschen Stil zahlreich angefertigt. Immer aber ist bei uns so viel von dem Studium und dem Geist der italienischen Renaissance übrig geblieben, daß man nicht blos Möbeleinrichtungen sieht, welche sich der italienischen Weise anschließen, sondern daß auch die deutsche Art mit viel größerer Feinheit, viel maßvoller behandelt wird, als es z. B. bei den Frankfurter oder Münchener Möbeln geschieht. Wien hat in dieser Beziehung eine gewisse Eigenthümlichkeit des Charakters bewahrt, welche sich auch wohl noch in der Vorliebe für Ebenholz oder derartig geschwärztes Holz (nicht selten mit Elfenbeineinlagen) zeigt.

Die Stilart der Renaissance oder was man darunter zusammenfaßt, der Formen des XVI. und XVII. Jahrhunderts, ist freilich nicht die einzige, welche in Übung steht. Die herkömmliche Weise des modernen französischen Geschmacks, das heißt wieder aufgenommene Formen des XVIII. Jahrhunderts, finden noch immer im Salon die häufigste Anwendung sowohl im geschweiften Möbel wie auch in den Stuccaturen der Wände und Plafonds. Doch ist auch hier eine Veränderung aufzuzeichnen, insoferne als die Wände des Salons statt der früher unbedingt herrschenden weißen Farbe oder statt des lichten und kalten Grau wärmere Töne angenommen haben. Selbst ein feuriges Roth ist wohl an die Stelle getreten. Auch die Bekleidung der Möbel sowie die Vorhänge, welche ehedem meist einfarbig, wenn auch damastartig gemustert in starkem Roth, Gelb oder Blau gehalten waren, haben einen anderen Charakter angenommen, indem sie warme, aber gebrochene Töne zeigen oder mit mehrfarbiger Decoration in milder Harmonie gemustert.

Überhaupt hat sich die gesammte Weberei, soweit sie zur Decoration der Wohnung, also zu künstlerischen Zwecken dient, einer vollständigen Wandlung unterzogen und gibt gegenwärtig einen außerordentlichen Reichthum verschiedenartiger Motive und Geschmacksrichtungen zu erkennen. Aber nur Einiges davon ist original und charakteristisch für Wien und Österreich und auch dieses ist heute Eigenthum der Mode und des allgemeinen Geschmackes geworden. Dahin gehören die nach mittelalterlichen Vorbildern, wie sie das österreichische Museum besitzt, dessinirten Gewebe. Dann erst kamen Franzosen und Engländer. Ebenso ist der Geschmack für orientalische Gewebe und Stickereien, der heute Gemeingut aller Welt ist, zuerst in Wien gepflegt worden und von Wien ausgegangen,

und hier zuerst wurden die orientalischen Muster zur Decoration unserer eigenen modernen Arbeiten, zur Erneuerung und Erfrischung unserer modernen Ornamentation verwendet. Deßgleichen darf man nicht übersehen, daß von hier der Geschmack der farbig decorirten Tisch- und Hausleinwand seinen Ausgang genommen hat und hier von Staatswegen die erste Fachschule für Kunststickerei gegründet wurde, welche möglichst alle verschiedenen Stickmanieren von künstlerischer Art umfaßt. Auch sie haben überall Nachahmung gefunden. Und endlich geschieht es von Wien aus durch den Spitzencurs, daß sich die Spitzenindustrie



Bronzeschale.

des Erzgebirges sowie diejenige in anderen Kronländern künstlerisch und statt ihrer bisher ungenügenden, der besseren Concurrenz erliegenden Arbeit mit verschiedener neuer Technik nach altberühmter Art und durchgehends neuen kunstvollen Mustern regenerirt.

Alles das ist zweifelsohne Wiener Anregung, Wiener Leistung, Wiener Arbeit und darf nicht übergangen werden. Die Früchte dieser Thätigkeit wachsen und gedeihen freilich häufig außerhalb Wien, oft in der Ferne der Kronländer. So gehört die österreichische Glasindustrie ganz vorzugsweise Böhmen an, und doch ist es von Wien aus geschehen, daß sie neue und doch ihrer Eigenart völlig entsprechende Wege einschlagen konnte, mit denen sie sich, allen künstlerischen Anstrengungen und Leistungen anderer Völker gegenüber, vollständig, ja siegreich auf dem Weltmarkt behauptet. Von den verschiedenen Arten, die

hier in Frage stehen und welche an anderer Stelle in dem Bande, der Böhmen gewidmet sein wird, ihre Besprechung finden werden, sei nur eine erwähnt die reizendste von allen, nämlich die des feinen und zierlichen Tafelgeschirrs vom hellsten Krystallglas mit eingeschliffenen oder eingravirten Ornamenten, welche umsomehr ihrer Entstehung nach als wienerisch in Anspruch genommen werden müssen, als ihnen die alten Krystallgefäße der kaiserlichen Schatzkammer direct zum Vorbilde gedient haben. Sie sind heute zur höchsten Stufe der Ausbildung gelangt.

Ähnlich steht es mit dem Porzellan und den verwandten Fabrikaten von Faience und Terracotta, welche beiden letzteren übrigens im Vergleich mit Frankreich oder England künstlerisch weder einen hohen noch einen eigenthümlichen Standpunkt einnehmen. Seitdem die kaiserliche Porzellanmanufactur aufgehoben, wird in Wien kein Porzellan mehr fabricirt, wohl aber ist es wiederum Wien, von wo die Motive, die Anregungen, vielfach auch die Muster und Zeichnungen zur Decoration und Gestaltung des österreichischen Porzellans ausgehen, — alle Fabriken haben ihr geistiges Centrum in Wien. Aber mehr noch. Wenn auch in Wien selber kein Porzellan fabricirt wird, so ist doch die Porzellanmalerei geblieben, ein Überrest der kaiserlichen Fabrik, da die Maler fortfuhren auf eigene Hand zu arbeiten. Und indem sie sich darauf verlegten, die Kunstweise der Sorgenthal'schen Periode (die etwa 1790 bis 1810 in Blüte stand) fortzuführen, schufen sie mit diesem blühenden Stile einen neuen Kunstgewerbezweig, dessen Arbeiten durch die ganze Welt gehen. Es ist zumeist Luxusgeräth, aber auch das feine und feinste Tafelgeschirr wird wieder in Wien reich und reizvoll decorirt und gilt als Wiener Art.

Wenn aber ein Artikel sich in der Welt als „Wiener Specialität" einen Namen gemacht hat, so sind es die Galanteriegegenstände, deren eigentliches Material das Leder ist, das aber zur Decoration fast jedes andere Material herbeizog, Metalle, Elfenbein, Porzellan, Holz u. s. w. Mit ihrer Hilfe entstanden jene Prachtwerke von Hüllen und Decken der Albums, der Diplome, der Adressen, welche auf allen Ausstellungen eine Zierde der Wiener Industrie waren. Aber neben ihnen waren die kleineren Gegenstände, die Kästchen und Cassetten, die Etuis und Taschen, die Mappen und Notizbüchlein, das gesammte Geräth des Schreibtisches nicht minder gern gesehen und gesucht. Was sie vor den fremden Arbeiten ihrer Art auszeichnete, war stets die Nettigkeit und Sauberkeit der Arbeit, ihre bestechend gefällige Erscheinung. Dabei litten sie aber auch an den Folgen der Sucht nach Neuheit. Gezwungen oder wenigstens gewohnt und gedrängt, jedes Jahr zur Weihnachtssaison etwas Neues auf den Markt zu werfen, erging sich diese Industrie alsbald in den widersinnigsten Ideen, welche eigentlich die ganze Kunst so auf den Kopf stellten, daß man weder Material noch Zweck des Gegenstandes erkennen konnte. Von diesem Fehler ist sie in den letzten Jahren größtentheils befreit worden — sie hat gelernt, ihr



Bilderkasten Seiner kaiserlichen Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzogs Rudolf.

Material zu achten und nach seinen Eigenschaften mit Hilfe alter Technik zu decoriren, sie hat auch gelernt, die Hilfsmateriale besser und richtiger zu verwenden und anstatt der Willkür mit schön gezeichneten Ornamenten den Gegenstand zu verzieren. So ist, Alles in Allem genommen, die Wiener Galanterie-Industrie bei weitem reicher und edler geworden, als sie es noch vor zehn und zwanzig Jahren war, und sie hat manches andere Gewerbe, das ihr dient oder verwandt ist, wie zum Beispiel die ornamentale Graveurkunst oder die Buchbinderei, mit sich gehoben. Die letztere hat lange gezögert, wieder richtige Wege zu betreten. Lange schwankend zwischen den überladenen Prachthüllen und den ordinären vergoldeten Leinwanddecken, fängt sie doch jetzt an, ihrem ausgezeichneten und soliden Material, dem Leder, sein Recht werden zu lassen.

Und so ist es überall, auch wenn wir neben diesen Hauptzweigen der Kunstindustrie die kleineren und bescheideneren der Kritik unterziehen wollten. Wenn auch keineswegs alle Spuren des früheren Ungeschmacks vertilgt sind — das Publicum, in ihnen erwachsen, hält ja großentheils noch selber daran fest — so machen sich doch allerseits richtige Grundsätze geltend. Alte technische Verfahrungsweisen sind wieder aufgelebt; man bemüht sich dem Material gerecht zu werden; man müht sich um schöne Form, um edles Ornament, um richtige Farben und vernünftige Construction. Die Wiener Kunstindustrie ist durchaus leistungsfähig geworden und dabei in ihrem Charakter vollkommen wienerisch geblieben, ja sie ist mit ihrer Art, wie wir gesehen haben, den anderen vielfach vorangegangen. Ihr fehlt heute nichts als die entgegenkommende, verständnißvolle und werkthätige Unterstützung des gebildeten und wohlhabenden Publicums.





Volkswirthschaftliches Leben in Wien.

Bedeutung Wiens.

Man hat sich oft gefragt, weßhalb die vornehmsten Städte Europas gerade dort, wo sie stehen, und nicht an einem anderen Platze angelegt worden sind. Kaum eine zweite Großstadt macht die Antwort so leicht als Wien. Nicht blos jene traditionellen Vorbedingungen, welche in frühere Culturepochen zurückreichen, sondern auch die gegenwärtig wichtigste Grundlage des großstädtischen Lebens, die hervorragende Eignung als hauptsächliches Verkehrsorgan der Volkswirthschaft, erklären die Bedeutung der Reichshaupt- und Residenzstadt. Jeder Beobachter dieser Verhältnisse muß die seltene Gunst der Verkehrslage Wiens wahrnehmen. Man darf sie als einen

der deutlichsten empirischen Beweise für den von der Theorie aufgestellten Satz anführen, daß mit dem Steigen der Cultur immer mehr die historische Bedeutung der Städte schwindet, während ihre Aufgabe, als „Herzkammer des wirthschaftlichen Lebens die Pulsschläge eines ganzen Reiches zu bewirken", in den Vordergrund tritt. Für das Gebiet der mittleren Donau, das sich im Norden in die vom hercynischen und böhmischen Randgebirge umschlossenen Plateaux erweitert, das im Marchthale bis an die Grenze von Schlesien und Westgalizien führt, im Osten noch einen Theil der ungarischen Tiefebene wirthschaftlich beeinflußt und im Süden durch das Stromsystem bis an die Hochalpen reicht, ist Wien das natürliche Verkehrscentrum. Die meisten österreichischen Kronländer öffnen sich fächerförmig auf Wien zu, so daß nach den Hauptrichtungen des Verkehrs der kürzeste oder bequemste Weg über Wien führt. „Die höchste volks-, ja weltwirthschaftliche Bedeutung" — sagt Wilhelm Roscher ein ebenso unbefangener als gelehrter Gewährsmann, dessen Stimme mehr bedeutet als unser eigenes patriotisches Gefühl — „pflegen diejenigen Städte zu erlangen, deren Ortslage zugleich dem Sicherheitsbedürfnisse der niederen und dem immer wachsenden Verkehrsbedürfnisse der höheren Cultur entspringt, die also nicht blos Residenzen, sondern zuletzt auch Gewerks- und Handelsplätze ersten Ranges werden. Eine solche Hauptstadt zu besitzen, gehört zu den vornehmsten Einigungs- und daher Machtmitteln jedes Volkes".

Wer wollte daran zweifeln, daß Österreich sich dieser seltenen Gunst erfreut? Wie die alten, auf das Ende des XII. und den Anfang des XIII. Jahrhunderts zurückreichenden Stadtrechte zugleich Stapelprivilegien und Niederlagszwangrechte waren; wie schon der Zudrang der Kreuzfahrer, Pilger, Einwanderer und Schiffer, welche, von der oberen Donau kommend, im Wiener Becken die Grenzen der abendländischen Cultur erreichten, die bald volkreiche Herzogstadt mit Herbergen, Hospitälern, Kaufläden und Waarenmagazinen füllte; wie Wien es ist, dessen Gewerbfleiß schon in der Nibelungensage seinen Ruhm findet, indem der Dichter den Markgrafen Rüdiger von Pechlarn hier die Kleider anschaffen läßt, als er für König Etzel um Chriemhildens Hand warb, — so wurde auch in späteren Jahrhunderten Wien durch die Handels- und Völkerströmung, die von West und Nord und Süd her ihren Weg in das mittlere Donaugebiet suchte, immer wieder ernährt, gefördert, gehoben. Nimmt man, um in vorgerücktere Zeit zu blicken, die vergilbten Wassermauth-Register vom Beginne des XVIII. Jahrhunderts zur Hand, so eröffnen sie das Bild eines umfassenden Verkehrs in allen Zweigen des Waarenhandels und lehren, daß Wien damals auch den oberdeutschen Städten gegenüber eine dominirende Stellung einnahm. Bald erweiterte sich diese wirthschaftliche Macht unserer Hauptstadt über das Eiserne Thor hinab und es kam die Periode, in welcher der österreichische Handelsstand in der Levante seinen größten Einfluß errang.

Und als endlich in unseren Tagen die alte Stadt ihren Festungsgürtel sprengen durfte, als neben die von der Natur dargebotenen die durch Menschenhand geschaffenen Verkehrsmittel getreten waren, wurde Wien wieder der natürliche Knotenpunkt aller jener Fäden, welche den europäischen Westen mit dem Osten und das wirthschaftliche Leben aller Theile des Reiches unter einander verknüpfen.

So sehen wir eine von der Geschichte vieler Jahrhunderte sanctionirte Anerkenntniß der wirthschaftlichen Bedeutung Wiens, einer Bedeutung, deren Anwachsen in gewissen Perioden beschleunigt, in anderen gehemmt werden mag, die jedoch auf einer unerschütterlichen natürlichen Grundlage ruht und die Gewähr ihres ehernen Bestandes in sich selbst trägt.

Man beurtheilt häufig die Prosperität der Großstädte nach dem rascheren oder langsameren Anwachsen ihrer Volkszahl; blickt man auf frühere Zeiten zurück, so war dieses Symptom ein für Wien ungemein günstiges. Zwar darf man berechtigte Zweifel jener allgemeinen Bemerkung des Äneas Sylvius Piccolomini entgegensetzen, nach welcher die Stadt Wien um die Mitte des XV. Jahrhunderts 50.000 Communicanten gezählt haben soll; verläßlich aber ist das Ergebniß der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts vorgenommenen Volkszählungen, nach welchen die Stadt Wien im Jahre 1754 175.460 Einwohner hatte. Am Beginne des XIX. Jahrhunderts finden wir schon 231.049, im Jahre 1840 356.869, im Jahre 1851 431.147 verzeichnet. Die Stadterweiterung bewirkte auch eine Volkserweiterung intensivster Art, denn im Jahre 1864 waren 550.241, im Jahre 1880 704.756 und im Jahre 1883 750.000 Einwohner anwesend. Mit den Vororten, welche einen durchaus integrirenden Bestandtheil der Hauptstadt bilden, ist diese Volksmenge im Jahre 1884 auf 1,100.000 Seelen gestiegen. Die im Verhältnisse zu anderen europäischen Großstädten allerdings im letzten Jahrzehnt zurückbleibende relative Volksvermehrung Wiens erklärt sich vornehmlich dadurch, daß unsere Hauptstadt sich neuestens nicht so sehr auf Kosten des Flachlandes und durch steten Zuzug auswärtiger Elemente bevölkert, als vielmehr durch den eigenen internen Zuwachs ihrer allerdings aus allen Volksstämmen des Reiches bunt zusammengesetzten Bevölkerung vermehrt. Wenn diese Erscheinung einerseits bedauert wird, weil die Macht und das Ansehen großer Städte vielfach numerisch gemessen werden, so bekundet sie doch anderseits, daß Wien, zum Unterschiede von manchen seiner Rivalen in Europa, dem offenen Lande nicht die Gefahr bringt, demselben die für seinen Landwirthschaftsbetrieb und seine übrigen Erwerbszweige erforderlichen Arbeitskräfte in allzu großer Zahl zu entziehen, und man darf aus der Art des Zuwachses auf die Kraft und wirthschaftliche Prosperität der Wiener Bevölkerung schließen. Mehr als die Hälfte der Wiener Bevölkerung ist in Wien und dessen Vororten geboren, die Zugezogenen sind die Minderzahl, während

in Berlin, Paris und London dieses Verhältniß beispielsweise gerade umgekehrt liegt und in diesen drei Städten die Zugezogenen die Mehrheit (bis zu 65 Procent der Bevölkerung) bilden.

Unter der Gesammtzahl von 704.756 in der Stadt Wien (ohne Vororte) lebenden Einwohnern hatten sich im Jahre 1880 297.760 durch Gewerbe und Industrien, 166.131 durch intellectuelle Dienstleistungen und Handarbeit, 112.282 durch Handel und 45.271 durch Verkehrsthätigkeit ihren Unterhalt verdient; der Rest der Bevölkerung entfiel auf Rentner, Pensionisten, Pfründner und jene wenigen der Urproduction dienenden Erwerbtreibenden, die vornehmlich als Gärtner, Milchmeier und dergleichen zur Approvisionirung der Großstadt ihr Schärflein beitragen — nur ein kleines Schärflein freilich, denn der Magen einer Bevölkerung von mehr als einer Million Menschen ist gar groß und seinen Bedürfnissen kann nur durch eine umfassende Organisation, durch ein weitverzweigtes System der Approvisionirung genügt werden, welches wir auf den folgenden Blättern kennzeichnen wollen.

Die Approvisionirung der Großstadt.

Die Haupt- und Residenzstadt und die mit ihr zusammenhängenden Vororte wenden sich mit ihrem Bedarf an landwirthschaftlichen Erzeugnissen in erster Linie an das sie umgebende Land Niederösterreich. Dieses ist aber bei seinem mäßigen Umfange weitaus nicht im Stande, den Bedarf zu decken. Niederösterreich producirt selbst in guten Jahren so geringe Mengen von Getreide, daß dieselben auch nicht entfernt ausreichen, um außer dem für das Landgebiet erforderlichen Saatgut, der Brotfrucht und den Futterkörnern auch noch Genügendes für die Versorgung der Hauptstadt und ihrer unmittelbaren Umgebung zu liefern.

Die Ernährung der Bevölkerung Wiens, für welche in die Stadt und Vorstädte allein in jedem der letzten zehn Jahre (1875 bis 1884) circa 750.000 Metercentner Mehl, Brot und Gebäck eingeführt wurden, das Futter für Pferde und Kühe, die Kornfrüchte aller Art für Brauereien, Brennereien, Stärkefabriken u. s. w. bilden einen Massenbedarf, dessen Deckung Niederösterreich nicht gewachsen wäre. Aber leicht ist es für den großen Handels- und Stapelplatz, das Fehlende aus den Kornkammern des Ostens zu beziehen, und dies geschieht auch in stets wachsendem Umfange um so leichter, je mehr das Eisenbahnnetz entwickelt wird. Wien selbst und seine nächste Umgebung betheiligen sich an diesem Zweige der Approvisionirung activ, insbesondere in der Vermahlung von Weizen und Roggen; die Schiffmühlen der Donau mit ihrem charakteristischen Gepräge, sowie die vielen Kunst- und Dampfmühlen, die rings um die Stadt zu finden sind, legen dafür

lebendige Zeugenschaft ab. An die eigentlichen Brotfrüchte reihen sich als ein bei der Wiener Bevölkerung sehr beliebtes Nahrungsmittel die Kartoffeln; zwar bietet die Versorgung mit diesen aus der nächsten Umgebung die günstigste Gelegenheit, da der Erdäpfel-Anbau in Niederösterreich stark betrieben wird, im zeitlichen Frühjahr und bis gegen den Sommer müssen aber auch Italien, Malta und andere überseeische Gebiete Tausende von Centnern dem Wiener Markte liefern. Von den übrigen Vegetabilien sind es die zahlreichen



Ein Wiener Marktbild: „Am Hof".

Gemüse- und Obstsorten, die in neuerer Zeit nicht blos in steigender Menge, sondern auch in unleugbar besserer Qualität von der billigsten für den Massenverbrauch bestimmten gemeinen Marktwaare bis zu den hochfeinen „Primeurs" und den edlen Tafelsorten herbeigeschafft werden. Der Unterschied der heutigen Versorgung gegenüber derjenigen des alten vormärzlichen Wien ist augenfällig. Das Verständniß und die steigende Genußsucht der Bevölkerung, der Wohlstand und die durch eigene Gartencultur und billige Zufuhren verschaffte Erleichterung haben bewirkt, den Obst- und Gemüsemarkt von Wien demjenigen von Paris und London nahezu ebenbürtig zu machen. Die Art der Organisation ist ebenso charakteristisch als großartig.

Der Großhandel wickelt sich in den frühesten Stunden des Morgens zu einer Zeit ab, wo die consumirende Bevölkerung selbst noch in tiefem Schlummer liegt. Im Stadtrayon sind drei Marktplätze die eigentlichen Centralpunkte der Massenvertheilung: der Markt „am Hof", der „Naschmarkt" und die Esterhazy-Markthalle. Jeder dieser Plätze hat einen anderen besonders lebhaft beschickten Markttag. Der Besuch derselben zeigt uns Charakterbilder, die eines Hogarth würdig wären.

Wir sind im Hochsommer, es ist zwei Uhr; noch herrscht nächtliche Ruhe in allen Straßen. Der Ring, die „Burg", der Michaelerplatz und alle sonst belebten Verkehrsadern der Stadt sind menschenleer und verödet, nur vereinzelte catilinarische Existenzen schleichen längs der Häuser hin. Gewölbwächter und wenige Sicherheitsleute obliegen ihrer Pflicht; kein Fiaker, kein Tramway-Waggon ist zu erblicken. Kaum hier und da steht ein Einspänner, wenige Gasflammen erhellen die Straßen; Wien scheint ausgestorben. Wir nähern uns dem Marktplatze, und plötzlich verändert sich das Bild. In allen zum „Hofe", zur „Freyung", zum „Judenplatz" führenden Gassen und Straßen wird es lebendig, unter den Tuchlauben, am oberen Ende des Grabens, am Kohlmarkt, in der Bognergasse, in der Wallnerstraße, in der Strauchgasse, kurz rings herum im weiten Umkreis um den Markt stehen Wagenburgen — nicht jene vornehmen Gespanne zwar, die während des Tages hier an einander vorüberfliegen, sondern verwahrloste, ärmliche Leiter- und Steirerwagen jeden Schlages, jeder Façon, jeder Herkunft. Die Wagen sind alle bespannt, aber schon abgeladen, der Kutscher liegt in seinen Kotzen gehüllt und schläft den Schlaf des Gerechten; er braucht diese Ruhe, denn er ist meilenweit vom flachen Lande her, Tag und Nacht, oft 15 bis 16 Stunden aus dem oberen Donauthal und dem Wienerwald, aus dem Tullnerfeld und dem Marchfeld, aus dem Viertel ober dem Manhartsberg bis über Znaim hinaus und anderseits aus der mährischen Slovakei und dem Waagthale, aus dem Preßburger Becken und den Vorlagen des Leithagebirges mit dem Gemüse und Obst zugefahren. Wir mustern die Zahlen und Reihen dieser Gespanne, die entweder Waare bringen oder auch abholen, um sie in die Vorstädte oder Vororte, ja meilenweit aufs Land hinaus zur Vertheilung an die Consumenten zu schaffen; ein Rundgang durch alle diese Wagenreihen erfordert mehr als eine halbe Stunde; man zählt leicht 500 bis 600, es sind aber nach den Angaben der Marktcommissäre 800 bis 1.000 Gefährte.

Treten wir nun auf die Marktplätze selbst; welch buntes, wechselndes tausendköpfiges Treiben in dieser frühen kühlen Morgenstunde! Alles packt aus; die Butten und Bütteln, die Körbe, „Simperl", hölzernen und blechernen „Amperl" werden herbeigeschleppt, aufgestellt, geschlichtet, geordnet, von ihren Deckeln oder der Laub- und Grünzeug-Verpackung befreit; der Drill, mit dem sie verschnürt sind, wird gelüftet. Darin sind Kartoffeln, Birnen, Äpfel, Nüsse; sie bergen Kirschen und Weichseln aus der Brünner Gegend

und dem Marchfeld, Johannisbeeren, Stachelbeeren aus Preßburg und der unteren Donaugegend; andere enthalten Walderdbeeren vom Semering und Himbeeren, wieder andere Schwämme aus dem Wienerwald. Dann kommen Wagenladungen mit eigenthümlich nett verflochtenen viereckigen Körbchen; sie bringen Paradeisäpfel aus Italien, Istrien und Görz. Jeder Händler erhält seinen Standplatz, wo er die Waare ausbreitet; die Verkäufer eßbarer Schwämme müssen bei jedem Korb ihr eigenes Licht aufstellen, damit man unterscheidet, ob unter ihren Pilslingen, Röthlingen und Champignons sich nicht ein giftiges Stück eingeschlichen hat. Von anderen Seiten werden in großen, spitz zulaufenden Bütteln die unzählbaren Massen von Gemüse gebracht: Petersilie und Carotten, rothe Rüben und Kohl, Salat und Kohlrabi, Zwiebel und Porree, kurz Alles, was die Jahreszeit bietet und die Küche braucht. Es wird von den Wagen zu den Standplätzen getragen, sauber in Haufen aufgeschlichtet und füllt bald die ganze „Freyung" bis zur Renngasse und in den „tiefen Graben" so an, daß kaum die Passage frei bleibt. Die Marktcommissäre halten strenge Ordnung, hier darf kein Wagen stehen bleiben, nur die Waare wird ausgebreitet. Nun kommen Fuhren mit Blumen: Hortensien, Nelken, Rosen, Pelargonien, Levkoyen, Reseden, in Töpfen oder abgeschnitten, spottbillig. Während so der Großverkauf vorbereitet wird, sind die umliegenden Kaffeehäuser und Gaststuben schon von jenen Leuten besetzt, die später Einkäufe machen wollen: Greißlern, Wirthen, Marktweibern, Händlern, Hausirern, es geht recht lustig und wohlbehäbig in dieser echt wienerischen biederen Gesellschaft im Halbdunkel zu; sie trinken Melange und essen Krapfen, stärken sich mit Punsch oder Schnaps; eine Gruppe von Fuhrleuten vertreibt sich die Zeit mit Kartenspielen, während andere ermüdet auf den Bänken, Sesseln und Billards liegen und schlafen.

Da schlägt die Uhr drei, der En gros-Handel darf beginnen; das Getriebe wächst zusehends; die Bewegung der vielen Tausende von Männern, Weibern, Kindern, Gehilfen, Trägern, Fuhrleuten, macht den Eindruck des Ameisenhaufens. „Am Hof", auf der „Freyung", auf dem „Judenplatze" sieht man Kopf an Kopf, die Leute mit den weißen und bunten Kopftücheln, den niedrigen Kappen, den blauen Schürzen; es wogt hin und her wie auf einem riesigen Corso. Mindestens 6.000 bis 8.000 Menschen verkehren hier emsig mit einander. Das Geschäft erreicht gegen vier Uhr Morgens seinen Höhepunkt, dann beginnen sich die Reihen zu lichten; die Käufer fahren ihr Gemüse und Obst für den Detailhandel fort; die Verkäufer, die ihre Waare an Mann gebracht haben, kehren zu ihren Wagen zurück; der Tag graut bereits; das Bild, welches früher mit einem matten Schleier bedeckt war, tritt nun farbenreicher und immer klarer hervor; die Gruppen ordnen sich neu; gegen fünf Uhr kehren schon viele Wagen mit leeren Bütteln und Körben heim; auf dem Marktplatze selbst fängt man an, für den Kleinverkauf die Gemüse und das Obst zu sortiren; um sechs Uhr muß nach der Marktordnung Alles verschwunden sein, was den Großverschleiß

angeht. Kein Leiterwagen darf mehr die Passage stören oder die frequenten Straßen und Plätze verunzieren; die früher auf dem Pflaster in großen Hürden und Haufen ausgebreiteten Gemüse sind weggeräumt, verschwunden; es wird gefegt und gereinigt; die Abfälle und der Kehricht werden sorgfältig fortgeschafft; neue Figuren tauchen auf; es sind unsere „Damen der Halle", die vornehmeren Detailhändlerinnen mit ihren sauberen „Staudeln" und „Stockerln", mit Parapluies, unter deren Schutz in hübschen Körbchen das Obst und Gemüse appetitlich und sauber ausgelegt wird. Der „Hof", die „Freyung", der „Judenplatz" haben ihr Alltagsgewand, wie es jeder Wiener kennt; auf dem Kohlmarkt und Graben ist kein „Krauterer-Wagen" mehr zu erblicken — die Großstadt ist erwacht.

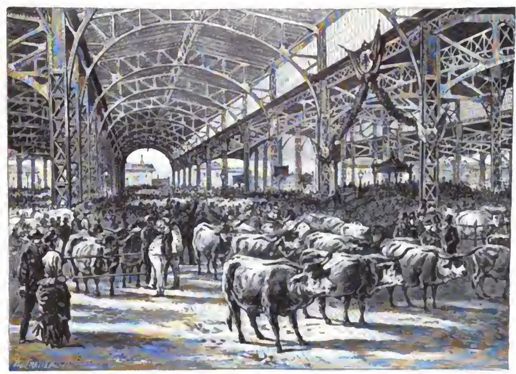
Was sich jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag in der Morgendämmerung zwischen zwei und sechs Uhr am Hof abspielt, wiederholt sich in weniger charakteristischem Gepräge am Sonntag zwischen ein und zwei Uhr Nachts am Esterhazy-Markte in Mariahilf und an drei anderen Wochentagen von sechs bis neun Uhr früh auf dem „Naschmarkte" oder Obstmarkte auf der Wieden. Von diesen drei Märkten aus vollzieht sich strahlenförmig die Versorgung der Reichshauptstadt und ihrer Vororte sowie der ländlichen Umgebung mit Gemüse, Grünzeug und Obst.

Im Linienverzehrungssteuer-Rayon allein wurden in jedem der letzten zehn Jahre (1875 bis 1884) dreieinhalb bis vier Millionen Kilogramm Gemüse und Küchenwaaren, gegen 600.000 Kilogramm Spargel und Blumenkohl und 18 bis 20 Millionen Kilogramm frisches Obst consumirt. Diese Massen, so ansehnlich sie auch erscheinen, sind aber nur ein Theilbetrag desjenigen nicht ermittelten Quantums, welches thatsächlich auf den Stadtmärkten umgesetzt wird, um an die Bewohner der Vororte sowie einer bedeutenden Anzahl von Ortschaften und Städten des benachbarten Flachlandes abgeliefert zu werden.

Nicht minder massenhaft ist das Bedürfniß der großstädtischen Bevölkerung an kräftiger Fleischnahrung. Für die Approvisionirung der Hauptstadt in dieser Richtung leistet Niederösterreich sehr wenig und der Wiener Viehmarkt mit seinen großartigen und prächtigen Viehhallen und dem Nebenapparate der Stallungen und Schlachthäuser hat die Aufgabe, für den Bedarf des hauptstädtischen Gebietes durch die Heranziehung fremder Zufuhren zu sorgen. Unter dem Namen „ungarische, galizische und deutsche Mast-, Weide- und Bauernochsen" wird eine bunte Musterkarte der in der ganzen Monarchie vorkommenden Rinder-Racen und Schläge aufgetrieben, welche mit Einschluß des für den Westländer fremdartig erscheinenden Büffels den Wiener Mastvieh-Ausstellungen ein so eigenartiges Gepräge verleihen.

Die Fleischversorgung ist auf dem Wiener Viehmarkt in St. Marx centralisirt, denn nach der Marktordnung vom Jahre 1883 dient dieser Markt ausschließlich für den Verkauf des zur Schlachtung bestimmten lebenden Viehs sowohl für die Stadt Wien als für eine

große Anzahl von Gemeinden der Umgebung der Reichshauptstadt. An Samstagen und Sonntagen kommen in Eisenbahnzügen die großen Transporte von Rindern dort an. Die Thiere werden ausgeladen, in Stallungen eingestellt, gefüttert und an den Montagen in der prächtigen im Jahre 1883 vollendeten Viehhalle zu Markte gebracht; an den stärksten Markttagen sind hier bis zu 4.500 Stück Rinder zum Verkaufe aufgestellt, im Durchschnitt darf man 3.500 rechnen. Etwa 400 bis 500 Fleischer, gegen 300 Treiber und 120 bis 150 Händler versammeln sich in den Morgenstunden der Markttage, um die Einkäufe



Scene während einer Ausstellung in der Central-Viehmarkthalle.

vorzunehmen. Dieser Markt aber hat nicht mehr jenes urwüchsige und altwienerische Gepräge wie die Gemüsemärkte. Durch die strenge Centralisation und die scharfe administrative Beeinflussung ist der Schlachtviehmarkt auf die Höhe der modernen Zeit gebracht worden und trägt in Allem und Jedem den Stempel unserer Tage.

Von dem wöchentlich aufgetriebenen Rindvieh geht viel hinaus ins flache Land. Die Bevölkerung Wiens selbst verzehrte jedoch in jedem der letzten zehn Jahre eine Menge von durchschnittlich 90.000 Stück Rindvieh (im mittleren Gewichte von 315 Kilogramm) und überdies 11 bis 12 Millionen Kilogramm Rindfleisch, welches als solches in frischem oder conservirtem Zustande sowohl auf dem St. Marxer Viehmarkte als in der Central-Markthalle verkauft wird. Die Bewohner Wiens consumiren daher Jahr für Jahr beiläufig

40 Millionen Kilogramm Rindfleisch, so daß auf jeden Kopf der Bevölkerung etwa 54 Kilogramm dieses Nahrungsmittels entfallen, — eine immerhin ansehnliche Ziffer, wenn man sie mit derjenigen von Berlin vergleicht, wo in den letzten Jahren an Fleisch aller Art (mit Einschluß von Kalb-, Schaf- und Schweinefleisch, Geflügel, Wildpret u. s. w.) nur 55·56 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung entfielen; freilich weit hinter derjenigen von Paris, wo jeder Einwohner 77 Kilogramm Fleisch verzehrt! Allerdings verbraucht Wien im Vergleiche zu Paris und London sehr viel Kalbfleisch, denn nicht weniger als 140.000 bis 150.000 Kälber wurden in jedem der verflossenen zehn Jahre hier consumirt. Dagegen bringt es im Gegensatze zu den westeuropäischen Hauptstädten die Geschmacksrichtung des Wiener Publicums mit sich, daß ausnehmend wenig Schafe verzehrt werden und der Consum ist seit dem Jahre 1875 in auffallendem Rückschritte; er ist von 51.000 auf 25.000 Stücke gesunken. Hunderttausende gemästeter Schafe müssen deßhalb ihren Weg aus Ungarn über Wien nach Paris nehmen. Besser steht der Wiener Consum in Betreff der Schweine; er umfaßt im zehnjährigen Mittel 150.000 Stücke und erhöht sich um mehr als zwei Millionen Kilogramm eingeführtes Stechviehfleisch, Rauch- und Pökelfleisch und Würste aller Art. Endlich spielt das Geflügel mit nahezu zwei und einer halben Million Hühner, Gänse, Enten u. s. w., sowie das Wildpret eine bedeutende Rolle im Haushalte der Wiener Bevölkerung. Bescheidensten Ansprüchen kommt auch noch das Pferdefleisch entgegen. Die Pferdeschlachtung, von Jahr zu Jahr an Umfang leider zunehmend, belief sich im Jahre 1882 auf 5.065 Stück.

An Butter wurden 2,145.900 Kilogramm zumeist aus den Alpenländern eingeführt, an Rindschmalz und Gänsefett 323.500 Kilogramm; daneben werden weit größere Mengen Schweinfett consumirt, theils eingeführt, theils durch die Schlachtung gewonnen. Eier wurden 70,967.208 Stücke aus allen umliegenden, namentlich den östlichen Kronländern der Monarchie eingeführt.

Obwohl auch Oberösterreich, Steiermark, Ungarn, Mähren, ja sogar Schlesien und Galizien sich an der hauptstädtischen Milchversorgung betheiligen, liefert doch Niederösterreich der Natur der Sache nach den größten Theil dieses schwer zu conservirenden Nahrungsmittels. Eigenthümlich für Wien ist es, daß ein nicht unbedeutender Theil des Milchbedarfs in der Stadt selbst gewonnen wird. In den verschiedensten Stadttheilen zerstreut bestehen 351 Meiereien mit 4.527 ausgesuchten und reich genährten Kühen, welche nur durch eine Melkungsperiode beibehalten und, wenn der Milchertrag zu sinken beginnt, als Fleischvieh verkauft werden. Bei einer durchschnittlichen Melkung von neun Liter per Tag liefern diese Stadtkühe ungefähr 15 Millionen Liter, nahezu ein Viertel des Bedarfes von 63 Millionen Liter. Da nun in den anstoßenden Bezirken Hernals und Sechshaus auch noch an 10.000 Kühe stehen und durch dieselben bei 20 Millionen

Liter Milch producirt werden, so ergibt sich, welch große Bedeutung in und um Wien die Milchwirthschaft, der Milchhandel und Milchverschleiß haben.

Während in früheren Zeiten die Versorgung mit Milch durch die Meiereien der Stadt und ihrer Umgebung mit den einfachsten Betriebsmitteln vollzogen wurde, hat die Errichtung des Eisenbahnnetzes und die Vervollkommung der Molkereitechnik dem Vertriebe der Milch eben auch eine moderne Gestalt gegeben. Diese tritt namentlich hervor in den Einrichtungen verschiedener großer Gutsbesitzungen, welche ihr Milcherzeugniß unmittelbar an Consumenten oder Verschleißer abgeben, oder jener Unternehmungen, welche die Milch von den Landgütern beziehen und den Verschleiß oder die Verarbeitung auf sich



Aus dem Innern der Wiener Molkerei.

nehmen. Eines der größten Etablissements neueren Stiles bezieht von etwa 2.000 Kühen bei 15.000 Liter Milch täglich und bietet dadurch 32 Gutsbesitzungen mit einem landwirthschaftlichen Areal von 30.000 Hektaren Gelegenheit zum Absatze der Milch; nicht nur in Niederösterreich liegen diese Güter, sondern auch Oberösterreich, Ungarn, Mähren, ja selbst Preußisch-Schlesien betheiligen sich an der Lieferung. Durch die Zusammenfassung so bedeutender Milchmengen gelingt es, den Consumenten Milch von ansehnlichem und fast gleich bleibendem Fettgehalte anzubieten. Hauptsächlich Abends und in der Nacht kommt dieselbe auf Milch-, Markt- oder gewöhnlichen Zügen an; Kühl- und Pasteurisirungs-Apparate, Centrifugalmaschinen, Butter- und Käsebereitungs-Maschinen und Geräthe wie sie unser Bild zeigt, gelangen tagtäglich nach Bedarf in Betrieb. Die das moderne Molkereiwesen charakterisirenden Centrifugen reinigen die Milch von vorkommenden festen Theilen aller Art. Im Gegensatze zu dem seitherigen längeren Stehenlassen der Milch zum

Abrahmen besorgen die durch Dampfkraft bewegten, an sechstausendmal in der Minute sich drehenden Centrifugen die Abscheidung des „Obers“ (der Sahne) aus der frisch angekommenen Milch in beliebigem Maße, wodurch verschiedene bestimmte, frische Rahmsorten entstehen und infolge dessen auch wieder vortreffliche Theebutter oder feiner Käse bereitet werden kann, aber auch die abgerahmte Milch eine bessere Qualität gewinnen muß.

Nicht blos die substantiellen und consistenten Nahrungs- und Genußmittel, die im unablässigen Kreislaufe der Bevölkerung zugeführt werden, bilden heute die Sorge gut organisirter städtischer Verwaltungen, sondern es ist eine nicht minder wichtige Aufgabe dieser großen Gemeinwesen, auch die regelmäßige künstliche Beschaffung vieler anderen Lebensbedingungen zu übernehmen, welche im städtischen Beisammenleben besonders fühlbar hervortreten oder welche die Natur dem Städter versagt. Dazu gehört die Herbeischaffung des Brennstoffes und Lichtes, wie sie das hochentwickelte Communicationsnetz in der ersteren, die Organisation des Beleuchtungswesens in der letzteren Richtung besorgt. Wien verbraucht wie alle Großstädte von Jahr zu Jahr weniger Brennholz und muß um so intensiver mit Kohle aus allen Bergregionen der Monarchie und aus dem benachbarten Auslande versehen werden. Innerhalb des Verzehrungssteuer-Rayons allein hat sich der Kohlenverbrauch seit 1874 von 3·2 Millionen auf 5·3 Millionen Metercentner gehoben, in Wien und den Vororten aber beträgt derselbe nahezu 10 Millionen Metercentner. Ebenso große Dimensionen erreicht der Verbrauch von Leuchtgas, dessen Erzeugung zwei Unternehmungen besorgen; seit Anfang der Siebziger-Jahre ist derselbe um mehr als die Hälfte gestiegen; er betrug damals ungefähr 40 Millionen und im Jahre 1884 schon 63 Millionen Cubikmeter.

Wie das Licht so gehören reine Luft und gutes, gesundes Wasser zu den Bedürfnissen, deren Befriedigung in den Städten gewissermaßen künstlich besorgt wird; die reine Luft wird erzeugt durch ein geregeltes System der Beseitigung verderbenbringender Abfallstoffe und durch die künstlichen Lungen der Großstadt: Bepflanzungen und Parkanlagen. Es sind zwar wenig ästhetische, ja sogar recht dunkle Posten des hauptstädtischen Budgets, welche wir in der ersten Beziehung andeuten müssen; es dient aber doch zur Charakteristik unserer Großstadt, zu erwähnen, daß das Kanalisirungsnetz derselben innerhalb des letzten Jahrzehntes 1874 bis 1883 von 573 auf 664 Kilometer (nahezu 90 deutsche Meilen) Länge gebracht wurde und für Erhaltung und Räumung einen Aufwand von mehr als 300.000 Gulden jährlich erfordert. Anderseits dürfen wir einen erheiternderen Blick in jene grünen Oasen werfen, welche an Stelle der vormärzlichen Glacis und Stadtgraben die ganze Stadt und ihren herrlichen Ringstraßengürtel mit erfrischendem Blätterschmuck bekränzen und zieren; die städtischen Gartenanlagen, Squares, Alleen haben sich in den letzten zehn Jahren an Zahl verdoppelt; dem Raume nach sind sie von

268.946 auf 340.367 Quadratmeter (im Jahre 1883) gewachsen und die Kosten ihrer Erhaltung sind von 74 331 Gulden auf mehr als 110.000 Gulden erhöht worden: Ziffern, welche man als erfreuliche Symptome eines richtigen Verständnisses für Volks-Hygiene mit Stolz anführen darf. Ebenso befriedigend gestaltet sich die Schilderung der Versorgung Wiens mit vorzüglichem Trinkwasser, welcher wir uns im folgenden Abschnitte zuwenden.

Die Wasserversorgung von Wien.

Wer die Einrichtungen nicht kennt, welche dazu dienen, eine große Stadt mit Wasser zu versehen, den Boden rein zu halten und von den Niederschlägen und Abfallstoffen zu befreien, der kann sich kaum eine Vorstellung von der Großartigkeit der Aufgaben machen, welche mit dieser Sorge für die physische und wirthschaftliche Existenz der Bewohner verbunden sind. Das unsichtbare Netz von Röhren und Kanälen, welche in verschiedenen Etagen den Boden der Stadt Wien durchziehen und den Stoffwechsel in diesem großen Organismus vermitteln, mißt heute schon mehr als 1.000 Kilometer, und noch sind die Vororte, welche als eine abgesonderte Stadt das Weichbild von Wien bedecken, in dieses System nicht einbezogen.

Die heutige einheitliche Wasserversorgung von Wien ist eine Errungenschaft des letzten Decenniums. Zwar haben schon zur Römerzeit Wasserleitungen in Wien bestanden; dann verschwinden aber für eine lange Zeit alle Anzeichen derartiger Bauten und erst im XVI. Jahrhundert wird wieder von einer Wasserleitung berichtet, welche aus Anlaß von Wassermangel bei einem großen Brande über Anordnung des römisch-deutschen Kaisers Ferdinand I. aus der Gegend zwischen Dornbach und Hernals hergestellt wurde. Nach diesem Beispiele entstanden im Laufe der Zeit 18 derartige Quellwasserleitungen, welche theilweise heute noch bestehen. Die bedeutendste ist die von der Tochter der Kaiserin Maria Theresia gestiftete Albertinische Wasserleitung, welche ihr Wasser aus dem Quellengebiete von Hütteldorf bezieht und im Jahre 1804 vollendet wurde. Die meisten dieser Wasserleitungen haben ihren Ursprung in dem Weichbilde der Stadt; dieselben liefern zwar ein sehr gutes Trinkwasser, aber ihre Ergiebigkeit sank infolge der fortschreitenden Verbauung der Grundstücke in der Nähe der Sammelkanäle nach und nach so weit herab, daß im Jahre 1863 zur trockenen Zeit alle Leitungen zusammen kaum 900 Cubikmeter Wasser lieferten, gerade ausreichend, um die Bedürfnisse einer Stadt von etwa 20.000 Einwohnern zu decken!

Die Bevölkerung von Wien war also in der großen Mehrzahl auf die Hausbrunnen angewiesen. Die geologische Beschaffenheit des Untergrundes in dem Stadtgebiete ermöglicht zwar fast überall die Herstellung solcher Brunnen, aber das Grundwasser, in welches dieselben tauchen und welches in dem durchlässigen Boden langsam gegen die Donaurinne

sich hinbewegt, nimmt auf seinem Wege unter der dichtbevölkerten Stadt alle Verunreinigungen auf, die in den Boden eindringen, und so ist es begreiflich, daß nur wenige Hausbrunnen genießbares Wasser enthalten und für die Versorgung der Stadt in Betracht kommen konnten. Unter diesen Verhältnissen war für die Bevölkerung von Wien, welche im Jahre 1835 350.000 Seelen zählte, das Wasser bereits zu einem Luxusartikel geworden, als Kaiser Ferdinand, um der öffentlichen Calamität abzuhelfen, den hochherzigen Entschluß faßte, das ihm anläßlich der Huldigung in Niederösterreich dargebrachte Krönungsgeschenk zur Errichtung eines größeren Wasserwerkes zu widmen. So entstand die Kaiser Ferdinands-Wasserleitung in der Spittelau, welche auf dem Gedanken beruht, das Donaugrundwasser zur Wasserversorgung zu benützen. Das Wasser derselben hält in seiner Beschaffenheit die Mitte zwischen Fluß- und Quellwasser, ein schwer wiegender Übelstand besteht aber in seiner hohen Temperatur zur warmen Jahreszeit und in der nicht genügenden Quantität, welche ungeachtet wiederholter Vergrößerung der Anlagen hinter dem steigenden Bedarfe stets zurückgeblieben ist.

Die Surrogate und verschiedenen Provisorien, zu welchen Zuflucht genommen wurde, reichten nicht aus, da inzwischen die Einwohnerzahl auf 650 000 Seelen gestiegen war; die Noth an Trink- und Nutzwasser drang so sehr in das allgemeine Bewußtsein, daß die ganze Bevölkerung sich dieser Angelegenheit bemächtigte und von Berufenen und Unberufenen Projecte zur Abhilfe vorgebracht wurden. Dem 1861 neu constituirten Gemeinderathe war es jedoch vorbehalten, diese wichtige Lebensfrage Wiens in Angriff zu nehmen und ein Werk zu schaffen, welches sich den Denkmälern jener culturgeschichtlichen Epoche würdig anreiht.

Noch im selben Jahre erließ der Gemeinderath eine öffentliche Concursausschreibung für die Wasserversorgung Wiens; in den zahlreich eingelaufenen Offerten waren alle denkbaren Systeme der Wasserbeschaffung in Vorschlag gebracht. Unter diesen hatte die Idee einer Wasserleitung aus dem Gebiete des Steinfeldes bei Wiener-Neustadt, jenes großartigen Schotterbeckens, welches von dem Quellwasser der Kalkalpen gesättigt ist und von welchem die „Tiefquellen" den natürlichen Abfluß bilden, mit Recht den meisten Anklang gefunden; um jedoch mit voller Beruhigung das Richtige zu wählen, entschloß sich der Gemeinderath, eine besondere Commission für das Studium dieser Frage einzusetzen. Diese durchforschte in weitem Umkreise alle Fluß- und Quellengebiete, welche für die Wasserversorgung von Wien herangezogen werden können; sie schuf volle Klarheit über die Natur, den Ursprung, die Beschaffenheit und den ursächlichen Zusammenhang der sichtbaren Quellen und der unterirdisch sich bewegenden Grundwässer und faßte die Ergebnisse ihrer Untersuchungen in einem Berichte (Mai 1864) zusammen, welcher ein durchaus getreues Bild dieser verwickelten Verhältnisse gibt und für alle Zukunft die wissenschaftlichen

Grundlagen der Wasserversorgung von Wien enthält. Die Commission war hauptsächlich durch den Umstand, daß die gegebene Höhenlage des Steinfeldes es nicht gestattet, den Wasserschatz dieses unerschöpflichen Reservoirs im natürlichen Gefälle auf ein solches Niveau nach Wien zu bringen, daß alle Stadttheile bis in die höchsten Stockwerke der Häuser unter natürlichem Drucke mit Wasser versorgt werden könnten, veranlaßt worden, immer weiter in das Gebirge vorzudringen, und das Ergebniß ihrer Arbeiten war der Vorschlag, drei viel höher gelegene Quellen, nämlich den Kaiserbrunnen, die Stixensteinerquelle und die Altaquelle in einem Aquäducte nach Wien zu leiten.

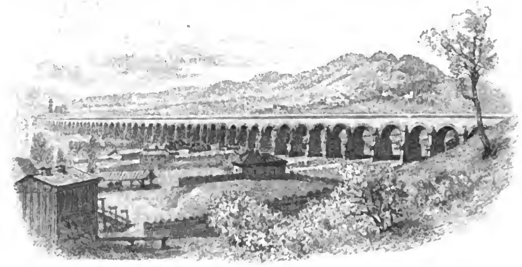


Die Eröffnung des Kaiserbrunnens am Fuße des Schneeberges.

Nachdem die Altaquelle schon früher durch Ankauf in das Eigenthum der Commune Wien übergegangen, der Kaiserbrunnen durch die Municificenz des Kaisers Franz Joseph I. für die Wasserversorgung der Stadt Wien gewidmet, sowie auch die Stixensteinerquelle von dem Grafen Hoyos-Sprinzenstein als Geschenk zu diesem Zwecke überlassen worden war, wurde das Bauproject für die Kaiser Franz Joseph-Hochquellen-Wasserleitung ausgearbeitet und die Ausführung dieses Werkes aus Gemeindemitteln im Juni 1866 von dem Gemeinderathe beschlossen, zu einer Zeit, wo Österreich in einen Doppelkrieg verwickelt und der Kriegsschauplatz bis nahe an das Weichbild von Wien gerückt war. Der Bau der Wasserleitung wurde im April 1870 in Angriff genommen und so rasch gefördert, daß zu einer anderen denkwürdigen Epoche, im Jahre der Weltausstellung 1873, als den Künsten des Friedens in Wien ein Tempel errichtet ward, und zwar am

24. October bei dem Hochstrahlbrunnen die feierliche Eröffnung stattfinden und zwei Jahre darauf die Wasserabgabe auf alle Bezirke der Stadt ausgedehnt werden konnte.

Der Kaiserbrunnen, von Kaiser Karl VI. im Jahre 1732 auf der Jagd entdeckt, ist eine wahre Hochalpenquelle, welche am Fuße des Schneeberges, des letzten mächtigen Alpenstockes der steirischen Alpen, im Höllenthale entspringt, den Abfluß jenes Gebirges darstellt und vom reinsten Schneewasser gespeist wird. Die Stixensteinerquelle ist eine Spaltquelle, welche an dem entgegengesetzten Abhange des Schneeberges im Sirningthale zu Tage tritt und theilweise auch von dem Hochplateau des Gahns Zuflüsse erhält. Da von der Einbeziehung der weit abseits gelegenen und unzuverlässigen Altaquelle später Abstand genommen wurde, so bilden die beiden genannten Quellen die eigentlichen

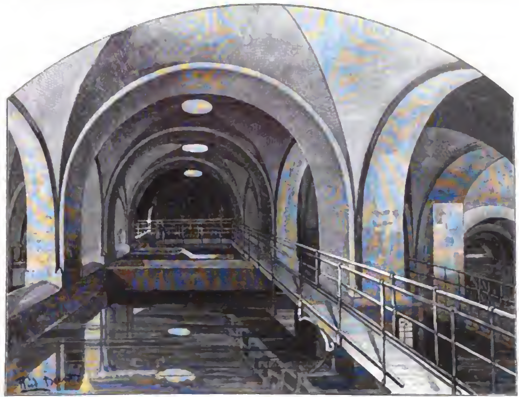


Der Aquäduct der Hochquellenleitung bei Kalksburg.

Stammquellen der Wasserleitung. Die Quellen sind durch Stollen unterfahren, welche ihre Verästelungen aufschließen, und durch ein Wasserschloß, das der Hauptsache nach aus einem Sammelbecken besteht, abgeschlossen. Von den Quellen wird das Wasser in einem 95 Kilometer langen Zuleitungskanale im natürlichen Gefälle die Abhänge des Gebirges entlang zu dem Vertheilungsreservoir auf dem Rosenhügel bei Speising geleitet, welches in einer Höhe von 88 Meter über dem Nullpunkte der Donau die ganze Stadt dominirt und dessen Inneres unsere Abbildung zeigt. Der Aquäduct besteht aus einem gedeckten, wasserdicht gemauerten Kanale, er durchbricht an 29 Stellen auf größere Strecken das feste Gebirge und überschreitet in hohen Bogenstellungen zehn größere Thäler mit zusammen 4·6 Kilometer langen Thalübersetzungen.

Der Aquäduct vermag nach seinem Querschnitte und Gefälle eine Wassermenge von 140.000 Cubikmeter in 24 Stunden abzuführen. Da das Wasser in dem Aquäducte

ununterbrochen gleichmäßig zufließt, während es in der Stadt zu den verschiedenen Tageszeiten in sehr verschiedenen Mengen verbraucht wird, so mußte nahe an der Verbrauchsstelle ein Vorrathsraum geschaffen werden, in welchem der Überschuß für die Stunden des größeren Verbrauches aufgespeichert werden kann. Diesem Zwecke dienen außer dem Reservoir auf dem Rosenhügel noch drei andere gewölbte Sammelbecken auf der Schmelz, auf dem Wienerberge und auf dem Laaerberg, welche vom Rosenhügel aus gespeist werden.



Das Innere des Reservoirs der Hochquellenleitung am Rosenhügel.

In diesen vier Wasserbehältern kann eine Wassermenge von 100.000 Cubikmeter gesammelt werden, welche auch für alle Eventualitäten den „eisernen Vorrath" bildet.

Das Rohrnetz der Hochquellenleitung erstreckt sich mit Calibern, welche zwischen 95 und 5·5 Centimeter variiren, in einer Länge von 360 Kilometer über alle Bezirke der Stadt. Diese sind der verschiedenen Höhenlage entsprechend in zwei gesonderte Zonen gruppirt, denen das Wasser unter verschiedenem Drucke zufließt; an jedem Punkte jedoch hat das Wasser eine Druckhöhe von mindestens 28·5 Meter, so daß es bis in die höchsten Stockwerke der Häuser gelangen kann.

Der gesammte Wasserbedarf der Stadt Wien wurde seinerzeit auf Grund sorgfältiger Erhebungen für eine Million Einwohner mit 90.000 Cubikmeter täglich für die Periode

des größten Consums im Sommer und mit 60.000 Cubikmeter täglich für die kältere Jahreszeit festgestellt und wurden diese Ziffern auch als Basis für das Hochquellenproject angenommen. Schon bei der Aufstellung dieses Projectes wurden von vielen Seiten über die Ergiebigkeit der Hochquellen zur ungünstigen Jahreszeit Zweifel geäußert, aber diese Bedenken wurden in der Hoffnung, den Zufluß durch Unterfahrung der Quellen zu vermehren, und im Hinblick auf die unvergleichliche Qualität des Wassers, welche mit Recht in den Vordergrund gestellt wurde, unterdrückt.

Diese Hoffnung ging allerdings nicht in Erfüllung; schon in den ersten Jahren nach der Eröffnung der Kaiser Franz Joseph-Wasserleitung zeigte sich die außerordentlich schwankende Natur der Hochquellen, die Ergiebigkeit sank zu gewissen Perioden bis auf 25.000 Cubikmeter, also unter die Hälfte des präliminirten Minimums herab, die Ferdinands-Wasserleitung mußte wieder in Betrieb gesetzt werden und der Wassermangel stand wieder auf der Tagesordnung, obwohl lange noch nicht alle Häuser mit Wasser dotirt waren.

Die Unbeständigkeit der Hochquellen ist übrigens keine vereinzelte Erscheinung, sie ist vielmehr in der Natur dieser Quellen, welchen die Meteorwässer auf kurzen Wegen zufließen, ohne ein wirksames Aufspeicherungsgebiet zu durchsetzen, begründet, und es haben auch andere Städte, welche ähnliche Quellen benützen, zu einer Ergänzung ihrer Wasserleitungen sich entschließen müssen. Unter diesen Verhältnissen mußte der Commune Wien der Vorschlag, den Abgang der Hochquellen aus dem unterirdischen Quellwasser zu ersetzen, welches durch das Schwarzathal dem Steinfelde zufließt, willkommen sein, und es wurde im Juni 1878 der Bau eines Wasserwerkes bei Pottschach zur Ergänzung der Hochquellenleitung beschlossen und in der unglaublich kurzen Zeit von sechs Monaten ausgeführt. Das Pottschacher Wasserwerk, dessen Wasser demjenigen des Kaiserbrunnens an Güte nahekommt und jenes der Stixensteinerquelle übertrifft, besteht aus einer Anzahl großer Brunnen, aus deren Tiefe das Wasser durch Dampfmaschinen angesaugt und in einer Druckleitung dem nahe gelegenen Hochquellenaquäducte zugeführt wird. Das Wasserwerk ist nur während eines Theiles des Jahres, je nach Bedarf, in Betrieb; seine Leistungsfähigkeit ist auf 17.000 Cubikmeter in 24 Stunden berechnet, kann jedoch durch Vergrößerung der Anlage auf das Doppelte gesteigert werden.

Obwohl das Pottschacher Wasserwerk die Stadt in den Zeiten der Noth wiederholt vor einer ernsten Calamität bewahrt hat und mit der beabsichtigten Erweiterung desselben die Wasserversorgung von Wien für die Gegenwart als abgeschlossen betrachtet werden könnte, so fordert bereits die Zukunft ihre Rechte und es tritt die gebieterische Pflicht, auch der Vororte zu gedenken, als neue Aufgabe an die Hochquellenleitung heran. Glücklicherweise bieten sich für die Lösung dieser Aufgabe verschiedene Möglichkeiten, denn darin



Der Hochstrahlbrunnen vor dem Schwarzenberg-Palais in Wien.

liegt das Wesen der Hochquellenleitung, daß ein Stammaquäduct besteht, der in das Herz eines der wunderbarsten Quellengebiete der Erde eindringt, so daß es sich nur darum handelt, dort die Schätze zu heben und von dem Überflusse den Aquäduct zu füllen. Wenige Städte haben ein ebenso gutes, keine Stadt der Welt hat ein besseres Wasser als Wien und der Segen der Hochquellenwasserleitung kann nicht anschaulicher zum Ausdruck gebracht werden als durch die statistischen Jahrbücher, welche eine ununterbrochene Abnahme der Krankheitsfälle und eine allmälige Verminderung der Sterblichkeit von 26·6 auf 24·3 pro Mille nachweisen. Die Hochquellenleitung hat einen Aufwand von 24 Millionen Gulden erfordert, welche die Stadt empfindlich belasten, aber man darf nicht vergessen, daß in die Bilanz auch jährlich 4.000 Menschenleben als Gewinn einzustellen sind.

Das städtische Gewerbe.

Liefert uns die Versorgung Wiens mit Nahrungs- und Genußmitteln, mit Brennstoff und Licht, mit Luft und Wasser einen Einblick in dasjenige, was die Großstadt consumirt, zeigt es also gewissermaßen nur die Ausgabeposten, so schafft Wien anderseits auf gewerblichem Gebiete regelmäßig eine Fülle von Überschüssen seiner Händearbeit, die es in alle Königreiche und Länder der Monarchie, ja weit über deren Grenzen hinaus bis in den fernen Orient und jenseits des atlantischen Oceans in alle Theile der Erde als Frucht seiner Betriebsamkeit und seiner Intelligenz verbreitet.

In der That findet, wie bereits erwähnt wurde, der größere Theil der Bevölkerung von Stadt und Vororten den Beruf in der gewerblichen Production. Die glückliche Mischung zahlreicher Nationalitäten mit ihren besonderen Anlagen und Fähigkeiten, der Reichthum, die Fülle und leichte Bezugsweise der Roh- und Hilfsstoffe des Gewerbes aus allen Gauen des Kaiserstaates selbst haben die Grundlagen für die heutige wirthschaftliche Stellung der Großstadt geschaffen.

Wien war von jeher ungeheuer reich an Impulsen, welche als sachliche und persönliche Momente das Gewerbeleben erschaffen oder befruchten. Als im Jahre 1873 der landwirthschaftlichen und gewerblichen Leistungsfähigkeit aller Völker der Erde in der Weltausstellung zu Wien Gelegenheit zur Erprobung gegeben wurde, machte man den Versuch, durch eine Porträt-Galerie von Vorkämpfern der industriellen Arbeit auf die Verdienste Österreichs um den allgemeinen Fortschritt des erfindungsreichen Gewerbes hinzuweisen. Und, wie nicht anders zu erwarten war, fanden sich da Namen hochbegabter Techniker, genialer Erfinder und unermüdlicher Verbesserer in einer langen und ansehnlichen Reihe zusammen. Man mußte erkennen, daß Österreich an Trägern schöpferischer Ideen für das Ingenieurwesen, für die mechanischen und chemischen Gewerbebetriebe insbesondere in dem jetzt zu Ende gehenden Jahrhundert überaus reich war.

Die unter Maria Theresia begonnene Berufung ausländischer Koryphäen bildete den Anfang der Begründung von Geschlechtern, deren Namen als Marksteine in der Geschichte des österreichischen Gewerbelebens dienen. Wien selbst aber inaugurirte in vielen Fällen gewerbliche Richtungen, die dem ganzen Staat, in ihrer weiteren Entwicklung aber auch den anderen Industrieländern Europas zugute kamen.

In diesem Sinne, sowie was die Führung der kunstgewerblichen Regeneration Österreichs in der Gegenwart betrifft, muß Wien unbestritten als das Emporium der Gewerbe in Österreich aufgefaßt werden. Daneben schleppt sich allerdings noch mühselig in mancher Gewerberichtung die alte Arbeitsweise fort und führt unter dem Ansturm der industriellen Productionsform eine höchst bedrohte Existenz. So dürfte Wien in einem

Grade wie kaum eine zweite Großstadt charakterisirt sein durch das Nebeneinander jener Gegensätze, die uns einerseits vollendet moderne und anderseits veraltete Productionsformen derselben Gewerbezweige, — einerseits Unternehmungen, welche dem technischen Fortschritte entspringen, demselben huldigen und den Wettstreit mit dem Auslande nicht zu scheuen haben, und anderseits wieder solche Unternehmungen zeigen, welche durch die ausländische Concurrenz bedroht sind und von dem internationalen Markt werden weichen müssen. Der Systematiker auf dem Gebiete des Gewerbebetriebes sieht sich in Wien einem bunten Durcheinander nicht nur von Productionsformen, sondern auch von Productionsrichtungen gegenüber. Kaum kann man sich des Vergleiches zwischen dem Bilde des gewerblichen Schaffens in Wien und den Figuren des Kaleidoskopes erwehren, welche sich in unerschöpflicher Vielartigkeit stets erneuern und dabei Ursprung und Herkommen durch das Gewirr von Form und Farbe verdecken.

Würde man durch abgestufte Farbentöne die Intensität des Gewerbebetriebes in seiner Vertheilung über Wien darstellen, so müßte der westliche Theil der Stadt am dunkelsten erscheinen; Hundsthurm, Margarethen, Gumpendorf, Mariahilf, Schottenfeld, Neubau und die angrenzenden Vororte von Meidling bis einschließlich Hernals beherbergen die Gewerbetreibenden am dichtesten, doch gibt es keine Vorstadt und keinen Vorort, der nicht einzelne Gewerbebetriebe von Bedeutung aufweist. Man könnte Wien construiren, indem man ein Stück Lüttich mit einer Straße von Schmalkalden oder Remscheid, einen Häuserblock des Pariser Faubourg St. Antoine mit einer Ansiedlung aus dem Thüringer Walde verbindet, den florirenden Gewerbebetrieb für die allgemeinen Bedürfnisse einer sich rasch erweiternden Stadt mit dem Habitus des Londoner Districtes White-Chapel verschmilzt. In einem solchen Durcheinander erscheinen die Productionsformen und Productionsrichtungen der Großstadt an der Donau.

Wien hat den Nachtheil, eine geschlossene Stadt zu sein, das heißt, Wien ist die bedeutendste jener neun Städte Österreichs, in welche man eine Reihe der wichtigsten Consumartikel, darunter auch Brennstoffe nicht einführen kann, ohne eine Staatssteuer, welche den bezeichnenden Namen „Verzehrungssteuer“ führt, und eine accessorische Communalumlage zu entrichten. Außerhalb jener Grenze, welche die geschlossene Stadt umgürtet, der sogenannten „Verzehrungssteuer-Linie“, liegen noch zwei Gemeinden, welche zum Wiener Verwaltungsgebiete gehören, außerdem aber eine Reihe selbständiger Industrialorte, an Ausdehnung und wirthschaftlicher Bedeutung großen Städten gleich, dann größere und kleinere Dörfer, welche unter der Gesammtbezeichnung „Landgemeinden“ in die verschiedenen an Wien angrenzenden politischen Bezirke fallen. Diese „Landgemeinden“ oder „Vororte“ haben, sofern sie unmittelbar an Wien grenzen, städtischen Charakter, der sich gegen die äußere Peripherie hin verdünnt, so daß weiter hinaus die

Stadt zum Dorfe wird, bis endlich noch weiter draußen sich einzelne Häuser, Villen oder Gehöfte in die Forste des Wienerwaldes verlieren oder an die rebenbekränzten Vorhügel des Kahlengebirges lehnen.

Innerhalb der Verzehrungssteuer-Grenze und außerhalb derselben ist in der unmittelbaren Nähe dieses Bandes der Gewerbebetrieb am dichtesten angesiedelt, leider bildet aber gerade diese Linie eine unübersteigliche, nur an verhältnißmäßig wenigen Punkten durchbrochene Scheidewand. Sowohl innerhalb als außerhalb des Linienwalles wechseln Fabrikswesen und Gewerbebetriebe miteinander ab; einzelne Vororte haben mehr das Gepräge von Industriestädten, andere zeigen mehr das Aussehen von Arbeiterquartieren, wieder andere von Provinzstädten mit lebhaftem Gewerbebetrieb. An den Ausläufern der Vororte aber, namentlich in Ottakring und Hernals, findet man die reine Form der Hausindustrie mit ihrem Pauperismus und sonstigem Trübsal. Auf der äußeren Seite des Linienwalles begegnen wir besonders häufig solchen Gewerbebetrieben, welche durch die verzehrungssteuerfreie Zufuhr des Rohstoffes einen Vortheil genießen. So liegen die Wiener Brauereien mit Ausnahme einer einzigen außerhalb der Linie. Aber nicht nur der industrielle Betrieb an sich ist in diesen Vororten durch den billigeren Brennstoff, durch die dort verzehrungssteuerfreien, daher billigeren Materialien: Schmieröl, Talg, Seife rc. erleichtert, auch die Arbeitslöhne stehen etwas niedriger als in den städtischen Bezirken. Der ganze Standard of life ist draußen um etwa zehn Procent niedriger, weil auch für Wohnung, Kleidung und Nahrung außerhalb der Linie weniger ausgegeben werden muß als innerhalb. Infolge dessen ist die Zone der Vororte ganz besonders geeignet zum intensiven Gewerbebetrieb. Eine Ausnahme hiervon macht nur jene Partie, welche dem Ufer des Donaukanales entlang, gegen das Kahlengebirge zu von jeher dem Städter als Zufluchtsort während der Schwüle des Sommers diente. Die Orte Döbling, Heiligenstadt, Sievering, Grinzing u. s. w. haben einen verhältnißmäßig geringen Gewerbebetrieb.

Trotz der Verzehrungssteuer-Grenze der Stadt Wien muß man jedoch die an Wien anstoßenden Industrialorte, gleichgiltig, ob sie zu dem politischen Verwaltungsgebiete Wien gehören oder nicht, einbeziehen, wenn man von dem Wiener Gewerbeleben oder von Wien als Gewerbe- und Industrie-Emporium spricht. Demnach gehören Währing, Hernals, Neulerchenfeld, Ottakring, Fünfhaus, Sechshaus, Unter- und Ober-Meidling, Rudolfsheim, Penzing, Gaudenzdorf, Favoriten, Zwischenbrücken, Floridsdorf und Simmering zur Industriestadt Wien und in diesem Sinne sprechen wir auch hier vom Wirthschaftsleben unserer Reichshauptstadt.

Wenn man sich über den Rang, den ein gewerbliches Centrum einnimmt, oder über die Leistungsfähigkeit des gesammten Gewerbestandes einer Stadt ein Urtheil bilden will, ohne in alle Einzelnheiten einzugehen, so wird man zunächst die Frage aufwerfen dürfen:

liefert der Gewerbestand Bemerkenswerthes an Rüstzeug für die verschiedenen Zweige der Wissenschaft in ihrer praktischen Anwendung oder als Hilfsmittel für die Forschung? Da zeigt sich der Grad der Auffassung wissenschaftlicher Probleme und noch mehr die Präcision der Arbeit, an welche auf keinem anderen Gebiete so hohe Forderungen gestellt werden als in der Erzeugung mathematisch-geodätischer Instrumente, physikalischer Apparate, chirurgischer Hilfsmittel u. s. w. Und wir können es mit Stolz sagen: zu wahrer Befriedigung führen die Erhebungen im Hinblick auf diese vornehmste Seite der gewerblichen Thätigkeit.

Beeinflußt von den Fortschritten, welche Mechanik und Optik schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland gemacht hatten, riefen einzelne Meister dieser Zweige auch in Österreich bald solche Anstalten ins Leben, denen die Wiener Industrie der Präcisions-Instrumente ihre unbestrittene hohe Stellung seit einem halben Jahrhundert verdankt. Von den periskopischen Augengläsern und den in Wien erfundenen Theater-Doppelperspectiven bis zum Mikroskop und dem Urmaß-Comparator, vom dyalitischen Fernrohr bis zum Nivellir-Instrumente wurden alle mechanisch-optischen Hilfswerkzeuge und Präcisions-Instrumente bald in Wiener Werkstätten gearbeitet; nicht blos die meisten Lehranstalten, sondern auch die Sternwarten in Wien, Prag, Ofen, Kremsmünster, Olmütz, Mailand, Kasan, Neapel, Athen 2c. wurden aus Wiener Ateliers versorgt und diese erlangten bald eine führende Stelle für die Provinzen des großen Reiches, sie trugen den Ruhm österreichischer Arbeitstüchtigkeit in ferne Länder.

Die Thätigkeit unserer Wiener Gelehrten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften regte das Berufsleben der Gewerbetreibenden in der mannigfaltigsten Weise an und insbesondere die Herstellung von Hilfsmitteln für den naturwissenschaftlichen Unterricht nahm stets an Ausdehnung und Vollkommenheit zu. Hervorragende Beispiele dieser Art liefert die Wirksamkeit jener Männer, welche die k. k. meteorologische Centralanstalt, das k. k. militär-geographische Institut und die k. k. geologische Reichsanstalt schufen und leiteten. So ist die Erzeugung meteorologischer Instrumente in Wien zu hoher Bedeutung gelangt. In Barometern, Thermometern, Maßstäben, Wagen u. s. w. sind wir vom Auslande fast völlig unabhängig, die Provinzen verdanken in dieser Beziehung ihrer Centralschule Wien Unberechenbares. Und nicht minder rühmlich für unsere Vaterstadt ist die Schaffung jener speciellen Industrien, welche ihren Ursprung in der weltberühmten medicinischen Facultät der Wiener Universität fanden.

Unsere großen Kliniker, anfänglich sehr auf das Ausland angewiesen, entwickelten allmälig die Wiener Gewerbeunternehmungen dieser speciellen Richtung zu früher ungeahnter Bedeutung; freilich zeigte sich auch auf diesem Gebiete die ungewöhnliche Befähigung des Wiener Arbeiters.

Wie Wien, eine Pflegestätte der Wissenschaft ersten Ranges, die den exacten Wissenschaften unmittelbar dienenden Hilfsmittel in seinen eigenen Werkstätten hervorbrachte, so hat auch das stets reichbewegte Musikleben, das in manchen Perioden der Musikgeschichte ein epochemachendes war, dahin geführt, daß die Instrumenten-Fabrication Gegenstand einer sehr schwunghaften und sich immer bedeutender entwickelnden Thätigkeit wurde. Von den Saiteninstrumenten, die in ihren mannigfaltigen Abarten in Wien gebaut wurden, ist es insbesondere die Zither, welche aus ihrer ursprünglichen primitiven Form von einem vortrefflichen Zitherspieler und nicht minder tüchtigen Gewerbsmann durch Vermehrung der Saitenzahl und Einführung des Quintensystems in ein vollkommeneres Instrument verwandelt wurde. Ebenso ist die Physharmonika eine österreichische Erfindung und das aus derselben herausgebildete Harmonium wurde bald und wird noch immer vortrefflich in Wien gebaut. Nicht minder erlangten die Hand- oder Zugharmonika und die Mundharmonika durch einen unermüdeten Industriellen die Bedeutung eines Welthandelsartikels, in welchem Wien bis heute unbestritten dominirt. Auch im Fache der Blasinstrumente kann sich Österreich zahlreicher Erfindungen und Verbesserungen rühmen und auch hierin war es besonders Wien, welches führend auftrat.

Die Kunst des Clavierbaues hat sich in Wien seit nahezu einem Jahrhundert zu großer Bedeutung entwickelt, denn schon im Jahre 1795 wirkten hier drei große Meister des Clavierbaues. So hat mit historischer Berechtigung die Wiener Pianoforte-Fabrication der Gegenwart trotz des Beharrens bei der Handarbeit und der dadurch außerordentlich schwierigen Position gegenüber der fremdländischen Concurrenz, welche durch die maschinelle Fabrication der einzelnen Bestandtheile des Claviers wesentlich getragen wird, noch immer große Bedeutung. Es wäre hier noch vieler Specialitäten der Wiener Musikindustrie Erwähnung zu thun, z. B. der stählernen Claviersaiten, welche sogar von dem berühmten Broadwood in London bezogen werden, doch genügen diese gedrängten Bemerkungen, um zu zeigen, daß Alles in Allem die Musikpflege dem Gewerbefleiß vielfache Anregung und Förderung gegeben hat; die an das Gewerbe von den Musikern gestellten Anforderungen wurden nicht nur schlechthin befriedigt, sondern es gingen aus dem Gewerbestande viele selbständige Leistungen hervor, die wieder dem ausübenden Musiker zustatten kamen.

Aber nicht blos die Kunst der Töne rief neue und dankbare Richtungen der Werkstättenarbeit hervor, auch alle Zweige der bildenden Kunst nahmen Einfluß auf die Entwicklung des Gewerbes in Wien. War auch bei dem Wiener Arbeiter das manuelle Geschick in hinreichendem Grade vorhanden, war auch eine besondere Anlage für technische Aufgaben bei dem kleinen und großen Meister der Werkstätte erkennbar und so im Allgemeinen die Vorbedingung für ein tüchtiges Schaffen erfüllt, so bedurfte es doch noch mächtiger Anregung von außen, um dem Handwerker die Bedeutung von Form, Farbe

und Schmuck klar zu machen, ihn auf den Werth der äußeren Erscheinung des Productes hinzuweisen und schließlich diese selbst als eine Hauptaufgabe für den Erzeuger in den Vordergrund zu schieben.

Die Wiener Bauperiode, welche mit dem großen Werke der Stadterweiterung ihren Anfang nahm, entfesselte eine große Zahl von bis dahin schlummernden künstlerischen Kräften. Die Architektur mit ihren beiden dienstbaren Schwestern, der Bildhauerei und Malerei, trat auf ein neueröffnetes großes Arbeitsfeld und der Gewerbestand, von ihr in den Dienst genommen, sah sich mit seiner angeborenen Befähigung für die neuen Aufträge großen, mannigfaltigen und rasch zu lösenden Aufgaben gegenüber. Die Architekten selbst bildeten eine freie Genossenschaft von Lehrern, von denen jeder für sich und doch in Gemeinschaft mit den anderen die begabten Gewerbetreibenden aufsuchte, anwies und unterwies, wie sie den verallgemeinerten Bedürfnissen des Schönheitssinnes Rechnung zu tragen hätten. Das österreichische Museum für Kunst und Industrie trat als officieller Lehrmeister an die Seite der privaten Agitation, bekämpfte mit dieser gemeinschaftlich das Banale und Geschmacklose in den Wiener Werkstätten und förderte den Umschwung.

Da die Bauweise, wie sie sich in Wien entwickelte, auf starken und feuersicheren Constructionen beruht, kräftige Dimensionen im Äußeren und Inneren der Gebäude als Grundprincip annahm, verhältnißmäßig hohe, weite und lichte Wohnräume von den Besitzern und Miethern der Häuser verlangt werden, so wurde auch consequent die ganze innere Ausstattung der Wohnungen ansehnlich gestaltet. Der Möbelbau verließ plötzlich die bisherige Praxis; das fournirte und polirte Möbel verlor seinen Anreiz und wurde nur noch für die weniger bemittelten Classen und den Export angefertigt. In einem Wiener Vororte (Währing) wurde von einem einheimischen Meister zuerst das massive Eichenmöbel im Stile der deutschen Renaissance gebaut und fand große Anerkennung und Verbreitung. In außerordentlich kurzer Zeit hatte die Möbelerzeugung einen vollständigen Umschwung erfahren; die hochglänzende Politur wurde aufgegeben, Eiche und Nuß als massives Holz in Anwendung gebracht; Bildhauerei, Drechslerei und Intarsia-Arbeit wurden zur Ausstattung der Möbel herangezogen. Gleichzeitig trat die Holzbearbeitungs-Maschine in die Wiener Möbelbau-Werkstätte ein. Der Tapezirer, gleichfalls durch die plötzlich auf ihn einstürmenden Aufträge mächtig angeregt, setzte sich mit dem Möbeltischler in intensiven Verkehr, um gemeinschaftlich mit ihm unter der Führung der Architekten vorzugehen. Die Parquettenerzeugung, seit Decennien in Wien vorzüglich betrieben, behauptete ihren alten Ruf. Es entstanden in bescheidenen Wiener Werkstätten auch ganz neue technische Verfahren für die Herstellung von Möbeln als Massenartikel und in erster Linie die Erzeugung von Möbeln aus gebogenem Rothbuchenholze. Da dieses Verfahren die Grundlage einer Massenfabrication allergrößter Ausdehnung zu

werden versprach, wurde der Schauplatz dieses Gewerbebetriebes von Wien nach den Provinzen verlegt. Andere Techniken, wie gußeiserne Möbel, zerlegbare Einrichtungsstücke u. s. w. blieben bei beschränkter Anwendung, wenngleich auch erstere in sich vervollkommnender Praxis. Die sonstigen Anforderungen an die Ausstattung der Wohnungen und Herstellung des Hausrathes führten unter dem Einfluß der durch die Bauthätigkeit beherrschten Kunstbewegung zum Blütezustand einer Reihe von Kunstgewerben, welcher entweder schon mehrere Decennien hindurch in technischer Beziehung



Das Innere einer alten Hammerschmiede.

vorbereitet worden war oder sich rasch jene Hilfsmittel aneignete, die nicht mehr entbehrt werden konnten.

Die Bronze-Industrie, theils auf der Benützung der härteren Bronze, theils auf jener des weicheren Messings beruhend, hatte schon vor einem halben Jahrhundert eine werthvolle Grundlage erhalten. Seit den Dreißiger-Jahren etablirte sich in Wien eine förmliche Pflanzschule tüchtiger Arbeiter, Former und Ciseleure für alle Arten von Kunstguß. Neue Methoden der Vollendungsarbeiten traten hinzu, und man begann die Erzeugung von Lustern, Candelabern, Uhren in vergoldeter Bronze und Rothguß in ziemlich großem Stile. Heute hat die Wiener Bronze sowohl in der Erzeugung von größeren Gegenständen der Häuserausstattung, des Kirchenschmuckes, als auch was kleinere Artikel anbelangt, einen verdienten Ruf.

Das Zink wurde der Gießerei-Industrie gleichfalls schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts dienstbar gemacht, und so wie die Gußwaaren hohe Vollendung erreichten, wurde durch das Hinzutreten anderer Metallbearbeitungs-Verfahren von einem genialen Unternehmer die Lampenindustrie zur Wiener Specialität ersten Ranges gemacht. Das constructive Moment war dabei allerdings das eigentliche Motiv des Sieges über die ausländische Concurrenz. Der Eisenguß, neuerlich für Bauzwecke wieder erweckt, entwickelte sich in einem großen Wiener Atelier und entspricht allen Anforderungen der Technik.



Aus dem Innern einer modernen Bau- und Kunstschlosserei.

Eine der hervorragendsten Branchen, wenn nicht die hervorragendste selbst, bildet die sogenannte Wiener Kunstschlosserei, richtiger Schmiedekunst. Einige besonders glücklich veranlagte Gewerbetreibende wendeten sich zur Zeit, als die erweiterte Wiener Bauthätigkeit und der gesteigerte Kunstsinn der Bauherren auch die ornamentale Verwendung des Schmiedeeisens neu belebten, den Aufgaben der Schmiedekunst zu. Gitter, Geländer, Wasserspeier, Laternenträger und schmiedeeiserner Zierat bis zur getriebenen Arbeit wurden in ausgezeichneter Weise „aus dem Feuer" herausgebildet. In denselben Werkstätten wurden aber nicht selten einerseits die zierlichsten Artikel kleinster Dimension, wie Leuchter, Cassetten, Aschenschalen &c. aus Schmiedeeisen theils durch Schmieden, theils durch Hämmern und in der verschiedenartigsten Ausstattung nach alter Manier oder modernen Techniken hergestellt, anderseits die Bauschlosserei als solche in der Erzeugung von Thür- und

Fensterbändern, Schlössern, Riegeln allerdings unter Berücksichtigung des gesteigerten Kunstsinnes verfolgt, dabei aber auch bis auf das Bauconstructionsfach ausgedehnt, so daß nebst den Schließen auch Traversen und Träger aus Walzeisen dargestellt und in die betreffenden Bauwerke eingefügt wurden. So entstanden sich allmälig erweiternde große Etablissements, in denen die Grenze zwischen den alten Handwerksbegriffen der Schlosserei und Schmiedekunst nicht mehr aufgefunden werden kann und in welchen unter der Leitung des geübten Auges und der gewandten Hand des Meisters, der nun zugleich ein großer Fabrikant geworden, Alles zu finden und zu bekommen ist, dessen Materiale Schmiedeeisen, Alles: vom Gitterträger einer Brücke, den großen Traversen, dem Dachstuhl für eine Halle, dem Helm eines Kirchthurmes, bis herab zu dem zierlichen Blätterschmuck eines Armleuchters. Die Wiener Schlosserei erscheint bereits siegreich in der Hauptstadt des Kunstgewerbes, in Paris, und trägt wesentlich dazu bei, um Österreich unter die führenden Staaten in der gegenwärtigen Blüte-Epoche des Kunstgewerbes einzureihen. Welcher Gegensatz zwischen den großen Wiener Kunstschlosserei-Ateliers und den alten Hammerschmieden, deren Feuer allerdings von Tag zu Tag seltener werden!

Für die Erzeugung eiserner Heizöfen wurden mehrere Werkstätten begründet, welche diesen bislang in einem kläglichen Zustande befindlichen Artikel wie mit einem Schlage den modernen Vorstellungen von einem Heizapparat entsprechend gestalteten.

Ebenso wurde im Jahre 1851 die Erzeugung feuer- und einbruchsicherer Cassen in Wien begonnen und dadurch der erste Schritt zur Einführung einer Industrie gethan, welche heute in der Reichshauptstadt Hunderte und Hunderte von Arbeitern beschäftigt. Diese Industrie beruht natürlich in erster Linie auf den technischen Vorzügen des Materiales und der Construction, doch kann sie nicht vollständig davon absehen, daß außer den Rücksichten auf Zweckmäßigkeit, Dauerhaftigkeit und Widerstandsfähigkeit noch jene auf den guten Geschmack zu beachten sind.

Die österreichische Gußstahlbereitung nahm im Jahre 1800 zu Wien, allerdings im kleinsten Maßstabe, ihren Anfang, wuchs aber schrittweise durch die ernsten Bestrebungen tüchtiger Industriellen.

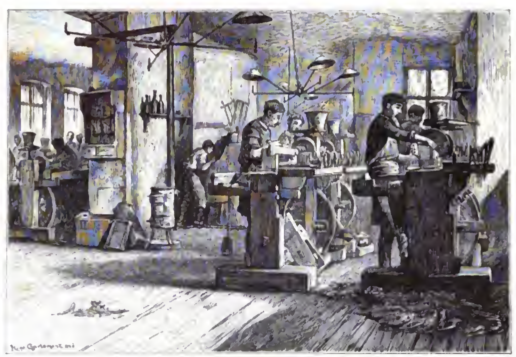
Nicht sehr ausgedehnt, aber immerhin in einzelnen Zweigen bedeutungsvoll sind die auf der Verwendung der Edelmetalle und ihrer Surrogate beruhenden Wiener Industrien. Schon in der Mitte der Dreißiger-Jahre nahm die Goldwaaren-Erzeugung eine bessere Richtung, indem man begann, „nach selbsterfundenen Zeichnungen zu arbeiten" und bei den Goldwaaren farbige Edelsteine, Brillanten und Perlen zu verwenden, und so den Grund zur heutigen Goldjuwelenarbeit legte. Bemerkenswerth ist der Fortschritt, den auch die sonstigen Edelmetall-Industrien machten. Als man sich mit rationeller Arbeitstheilung in einzelnen Etablissements meist auf die Pflege von Specialitäten verlegte, da erreichte

eine Werkstätte bedeutenden Ruf in der Erzeugung von Goldketten, eine andere in der Herstellung von Hanauer Artikeln. Der emaillirte Silberschmuck, die sogenannte Toula-Waare fand schwunghafte Erzeugung in einem Atelier, das sich bald zum Range eines Welthauses emporarbeitete. Die Erzeugung sogenannter Rococo-Waare, auch „ungarischer Schmuck" genannt, bot namentlich in seiner Anwendung auf das ungarische National-Costüm die Gelegenheit zu reicher Entfaltung. Verhältnißmäßig unbedeutend wird die Silberwaaren-Erzeugung in Wien betrieben; wenn auch von einzelnen Repräsentanten dieses Faches Tüchtiges geleistet wird und beispielsweise das Fassen von Brillanten in Silber einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, so ist doch die Surrogat-Industrie überwiegend. Es ist vielleicht nicht ohne Nachwirkung geblieben, daß es einem österreichischen Metallurgen, v. Gersdorff, frühzeitig gelang, Nickelmetall im reinen Zustande darzustellen. Die Legierungen dieses Metalles mit anderen wie Kupfer, Messing, Zink, und zwar Pakfong, Neusilber, Alpacca, Lunald ꝛc. liefern in der That den Rohstoff für mancherlei Wiener Industrien, die heute schwunghaft betrieben werden.

Die sogenannten „Wiener Artikel", unter welchen die Bronzewaaren obenan stehen, umfassen auch noch die durch mehrere tüchtige Kunstgewerbetreibende vor einem halben Jahrhundert eingeführten Leder-„Galanterie"-Waaren, dann die Holz-„Galanterie"-Waaren, welche namentlich auf der Verwerthung von Türkisch-Hasel-, Olivenholz und Badener Weichsel beruhen — und endlich die Erzeugnisse der hundertfältig verzweigten und sowohl räumlich als qualitativ großartig entwickelten Drechslerei-Industrie in enger Verbindung mit der Schnitzerei. Diese letztere verarbeitet Meerschaum, Bernstein, Bruyère-holz u. s. w. für Rauchartikel, das Holz von Bäumen und Sträuchern für Spazier-, Regenschirm- und Sonnenschirmstöcke, endlich Horn, Perlmutter, Steinnuß, Elfenbein, Knochen, Schildpatt zu Knöpfen und anderen Kurzwaaren. Der jährliche Umsatz in Knöpfen allein stieg im Jahre 1872 bis auf die Werthziffer von 2,350.000 Gulden und die Zahl der bei der Knopfindustrie beschäftigten Arbeiter betrug 1872 über 3000.

Sind auch alle diese Gewerbe in Beziehung auf den Umfang seither etwas zurückgegangen, so bilden doch die Werkstätten, welche der Erzeugung der Wiener Artikel, zu denen ja auch noch Fächer, Billardbälle, Metalldruckwaaren, einzelne Spielereiartikel und die Papierconfection gehören, ein so ausgedehntes Arbeitsfeld, daß es den gesammten Industriebetrieb mancher österreichischen Provinz an Umsatz, technischem, artistischem Inhalt weit überragt. Die Art des Betriebes ist dabei merkwürdigerweise gekennzeichnet durch eine Verquickung von Grundsätzen des Fabrikbetriebes mit der Organisation des Kleingewerbes oder der Hausindustrie. Greifen wir z. B. eine der selbständigen Perlmutterknopf-Drechslereien, deren es in Wien und den umliegenden Vororten über 400 gibt, als Beispiel heraus. Der selbständige Unternehmer bezieht seinen Bedarf an

Meleagrina margaritifera von einem Commissionsgeschäft, welches häufig die erzeugte Waare wieder für den Export ankauft. Dieser Unternehmer beschäftigt in ein bis zwei kleineren zu seiner Wohnung gehörigen Zimmern oder auch in großen Arbeitssälen eine Anzahl von Lehrlingen und Hilfsarbeitern. Die ersteren erlernen die Erzeugung einiger Arten von Perlmutterknöpfen, bleiben nach beendeter Meisterlehre häufig in derselben Werkstätte als Hilfsarbeiter und erzeugen mit einer den Laien in hohem Grade überraschenden Fertigkeit vorwiegend das ganze Jahr hindurch und ihr ganzes Leben lang



Aus dem Innern einer Werkstätte für Perlmutterknöpfe-Erzeugung in einem Wiener Vororte.

denselben Artikel. Die Entlohnung ist eine kärgliche, der Betrieb des Gewerbes nicht ohne Gefahren für die Gesundheit. Der Erfolg dieser Unternehmungen in Wien ist wesentlich beeinträchtigt durch die Werkstätten derselben Art, welche auf dem flachen Lande und in den Gebirgsthälern der Provinzen begründet worden sind und dort bei dem viel geringeren Arbeitslohne und sonstigen niedrigen Productionskosten noch einen Gewinn abwerfen, wenn ein solcher in einer Wiener Werkstätte bereits nicht mehr erzielbar ist. Es scheint uns kaum zweifelhaft, daß diese Arten von Massenfabricationen den theueren Boden Wiens schrittweise verlassen werden, während die durch die Kunst geadelte gewerbliche Thätigkeit in der Atmosphäre der Großstadt allein gedeihen kann, wo tausendfältige Anregung und der Zusammenfluß verschiedenartiger Kräfte ihr stets neue Lebenselemente zuführen. Einer der Vorzüge, welcher dem Wiener Gewerbetreibenden zuerkannt werden muß, besteht

in der Findigkeit, die sich häufig bis zum Erfindungsgeiste steigert und namentlich in der geschickten Ausbildung des Werkzeuges äußert. Daraus erklärt sich auch, daß die Anfertigung der Werkzeuge eine der besonders entwickelten Richtungen des Wiener Gewerbebetriebes darstellt. In vielen Fällen bis zur rationell eingerichteten „Fabrication" hinaufreichend, so z. B. bei den Werkzeugen für Holzbearbeitung, für Blechbearbeitung



Die Werkstätte eines Feilenhauers.

— leisten aber selbst die nach ältestem Stile eingerichteten Werkstätten für die activen Hilfsmittel des Gewerbebetriebes noch immer Rühmenswerthes. Ein Beispiel prägnantester Art hiefür sind die Feilenhauereien, deren heute noch in Wien eine große Zahl existirt. Diese Feilenhauereien, meist in den bescheidensten Räumen installirt, mit wenigen Arbeitern betrieben, liefern ein vorzügliches Product, das dem auf maschinellem Wege im In- und Auslande erzeugten noch immer Stand hält. Mancher Zeugschmied oder Schlosser hat es verstanden, sich einen Ruf zu erwerben und ihn zu behaupten in der Herstellung gewisser Specialitäten von Werkzeugen, wie z. B. der Meißel, Bohrer, Hämmer ꝛc. für die Bearbeitung des Marmors und der sonstigen Bausteine.

Wir haben bisher vielfach Kunstgewerbe erwähnt und es sei deßhalb gestattet, hier noch an die graphischen Künste zu erinnern, deren technische Seite ja einen Hauptfactor für das Gesammtergebniß des Betriebes bildet. Gerade in technischer Hinsicht aber sind die Reproductionsverfahren, deren man sich in Wien bedient, zu hoher Vollkommenheit ausgebildet. Die Zinkographie und Heliotypie werden von einer Reihe tüchtiger Firmen ausgeübt. Die Herstellung druckfähiger Clichés direct nach Naturaufnahmen oder Zeichnungen mit Halbtönen hat durch eine Wiener Firma in der neuesten Zeit wesentliche Verbesserungen erfahren. Auch der Lichtdruck, welcher durch die verhältnißmäßig leichtere und billigere Herstellung von Illustrationen wissenschaftlicher Werke, Preisblättern, Katalogen u. s. w. immer häufiger zur Anwendung kommt, macht stete Fortschritte. Der Lichtdruck-Farbendruck findet bereits hier seine Pflege und die Heliogravüre gelangte im k. k. militär-geographischen Institute zu hervorragenden Leistungen. So haben sich die Descendenten der Photographie, welche schon in ihren ersten Anfängen in Wien eine besondere Pflegestätte fand und die wichtigsten Beiträge zu ihrer Ausbildung erhielt, hier eingebürgert und wetteifern mit den älteren Reproductionsverfahren, der Xylographie, Lithographie, dem Farbendruck, der Porzellan- und Emailmalerei u. s. w., welche insgesammt durch verdiente Meister repräsentirt erscheinen.

Überblickt man sämmtliche Gewerbe, welche vom Bau-Constructionswesen ausgehend alle Probleme lösen, die sich an die Ausstattung der Wohnräume knüpfen, bis zum raffinirtesten Schmuck derselben, so darf man behaupten, daß nur wenige Städte Europas Wien in dieser Richtung erreichen oder überragen. Der Comfort, den der Städtebewohner fordert, als Bewohner im engeren Sinne des Wortes, wird in jeder Hinsicht geboten.

Nicht minder günstig stellt sich das Urtheil in Beziehung auf jene Bedürfnisse, die unter dem Gesammtbegriff Bekleidung verstanden werden. Nebst den Herrenkleidern werden Herren- und Frauenhüte, Kunstblumen, Schmuckfedern und endlich Schuhwaaren aller Art in vorzüglicher Qualität und in bedeutenden Mengen für den hiesigen Consum und für den Absatz in allen Ländern der Erde geliefert. Die Posamentierwaaren aus echtem und unechtem Gold und Silber, Seiden- und Schafwollgespinnst für Uniformen, Damenputz, Wagen- und Möbelausstattung werden gleichfalls in Quantitäten, die den inländischen Bedarf überwiegen, und in guter Qualität erzeugt. Die jeweilig vorherrschende Geschmacksrichtung ist auch heute noch durchaus nicht unabhängig von dem Einflusse der Pariser Mode, doch haben gerade Techniken, die in Wien auftauchten oder wiederbelebt wurden, die Wiener Mode in vortheilhafter Weise beeinflußt, so daß diese häufig mehr oder minder selbständig auftritt.

Resumiren wir nun die Eindrücke eines Rundganges durch die Wiener Werkstätten und Gewerbebetriebe, so können wir uns der Überzeugung nicht verschließen, daß das

städtische Gewerbe allen wichtigeren Bedürfnissen des physischen und Geisteslebens der Bevölkerung unserer Hauptstadt zu entsprechen und noch viel darüber hinaus zu leisten im Stande ist. Es befindet sich, wie in allen Großstädten, in einer Übergangsperiode, deren Endpunkt und Endergebniß kaum vorhergesehen werden kann. Das Eintreten jener culturumstaltenden technischen Errungenschaften, die im Verkehrs- und Fabrikswesen zum Ausdrucke gelangen, führen zum jähen Zusammenbruche der von altersher überkommenen Gewerberichtungen, schaffen aber anderseits tausendfältig neue Bedingungen für die Erwerbsfähigkeit des Mannes und der Frau. In solchen Zeitläufen ist die Erkenntniß der Sachlage in jedem Berufszweige von dringendster Nothwendigkeit. In allen Sphären des gewerblichen Berufslebens ist die genaue Vertrautheit mit den technischen und artistischen Factoren des Erfolges ein unabweisliches Bedürfniß des Arbeiters im weitesten Sinne des Wortes geworden. Darum ist die Schaffung einer wahrhaft großartig concipirten Einrichtung des gewerblichen Unterrichtswesens, dessen oberste Leitung ihren Sitz in Wien hat, eine der bedeutendsten Thaten der österreichischen Staatsverwaltung unserer Zeit. Man hat von hier aus die dringendsten Organisationen höherer, mittlerer und niederer gewerblichen Bildungsanstalten im ganzen Reiche geschaffen und so wird die Culturgeschichte der Reichshauptstadt das Zeugniß nicht vorenthalten, daß hier der zeitgenössischen Auffassung von den Bedingungen der Entwicklung des Gewerbestandes in achtunggebietender Weise Ausdruck verliehen wurde.

Die Großindustrie.

Das Anschwellen von Wien in den letzten Jahrzehnten wurde ganz besonders durch die rasche Entwicklung der **Großindustrie** bewirkt. Hier wie anderswo hat das Handwerk nur die Mittelstadt geschaffen, das alte Wien, das als Residenz doppelte Bedeutung gewann; die moderne Riesenstadt dagegen ist das ureigenste Product der großen Industrie. Vor dreißig Jahren zählte man bereits 477 Fabriken, die fast alle wichtigeren Zweige des Gewerbefleißes umfaßten, und wenn schon jede einzelne Fabrik den Keim zu einer Stadt in sich trägt, indem die zahlreichen in ihr beschäftigten Arbeiter die Niederlassung von Bäckern, Fleischern, Krämern und anderen Gewerbetreibenden bedingen, die für ihre Lebensbedürfnisse Sorge tragen, so läßt sich leicht denken, wie jene Hunderte von Fabriken wirken mußten, die bis zum heutigen Tage sich wohl mehr als verdoppelt, mit den Fabriken der Vororte etwa verdreifacht haben. Der Bericht der Wiener Handels- und Gewerbekammer führt für das Jahr 1880 in Wien 1515, in den Vororten 214, zusammen also 1729 industrielle Großbetriebe an, und müßte man auch von diesen Betrieben einige Hundert abrechnen, auf welche die Bezeichnung Fabrik nicht paßt, so ist

der große Aufschwung in der jüngsten Zeit doch in die Augen springend. Die Fabriken in Wien und Umgebung haben aber nicht nur der Zahl nach außerordentlich zugenommen, auch ihr Umfang hat sich im Durchschnitt bedeutend vergrößert. In den oben erwähnten industriellen Großbetrieben ist eine Armee von 70.000 Arbeitern thätig, die mit ihrem Train von Familienangehörigen leicht eine Bevölkerung von 200.000 Menschen und darüber ausmacht, also den fünften Theil der Einwohnerschaft erreicht, wobei die im Gefolge der Fabrik stehenden Gewerbetreibenden noch gar nicht gerechnet sind.

Während so die Großindustrie die Großstadt hervorruft, wirkt diese wieder befruchtend auf erstere zurück. Ein Ort wie Wien vereinigt alle Hilfsmittel der Production; er bietet der Industrie eine zahlreiche und geschickte Arbeiterschaft, erleichtert ihr den Verkehr mit den Bezugs- und Absatzgebieten durch ein System von Eisenbahnen und Landstraßen und durch die große Wasserstraße der Donau, ermöglicht ihr billigen und schnellen Credit bei den großen Banken und bildet in Allem einen Mittelpunkt des Waarenmarktes. So schießt eine Fabrik an die andere an und jede steigert noch die Vortheile der Centralisation. Aber auch eine rückläufige Bewegung macht sich bemerkbar.

Von einem gewissen Zeitpunkte an erscheint es vortheilhafter, sich auf dem Lande niederzulassen, wo der Arbeitslohn gewöhnlich niedriger steht, der Boden wohlfeil ist, häufig die Kraft des fließenden Wassers benützt werden kann und wo man die meisten Hilfsstoffe billiger bezieht. So mußte es kommen, daß viele Fabriken die Stadt verließen und aufs Land verlegt wurden, oft in entfernte Provinzen, wo die Lebens- und Productionsbedingungen gerade vortheilhafter sind. Wien hat beispielsweise die nahezu vollständige Auswanderung einzelner Zweige der Textilindustrie gesehen, die auf das flache Land von Niederösterreich, mit Vorliebe aber nach Böhmen, Mähren und Schlesien zogen; in der Stadt verblieb nur die kaufmännische Leitung. Anderseits wird es immer mehr üblich, daß die größeren Fabrikfirmen nicht nur unseres Kronlandes, sondern von ganz Österreich und selbst von Ungarn in Wien Comptoirs und Niederlagen errichten, weil sie hier die wechselnden Conjuncturen des Marktes besser überjehen und mit den Käufern leichter verkehren können; auf diese Weise wird Wien zum Centralmarkt der Monarchie geschaffen und gewinnt erneute Anziehungskraft für die Begründung von Fabriken.

Die centralisirende Tendenz, die unser wirthschaftliches Leben beherrscht und in der Großindustrie besonders mächtig ist, macht sich auch darin geltend, daß Unternehmungen gleicher oder verwandter Art sich am liebsten räumlich zusammenfinden, dadurch oft einer ganzen Gegend ihren Charakter aufdrücken und eine Fabrikbevölkerung mit geradezu traditioneller ererbter Arbeitsgeschicklichkeit bestimmter Art schaffen. Je höher ein Land auf der industriellen Stufenleiter steht, desto entwickelter ist auch die räumliche Gliederung seiner Industrie. Auch bei uns ist die Zusammenballung verwandter Industriebetriebe

schon ziemlich vorgeschritten, aber freilich noch lange nicht mit England und kaum mit Frankreich oder dem deutschen Reiche zu vergleichen. Betrachten wir einmal die zehn Bezirke von Wien und die angrenzenden Vortortegemeinden unter diesem Gesichtspunkte, so finden wir zunächst in der inneren Stadt die Industrie fast gar nicht vertreten; hier herrscht der Geld- und Effectenhandel, das Credit- und Bankwesen vor, daneben bestehen in ansehnlicher Menge nur Buchdruckereien, welche im I. Bezirk ihren Hauptsitz haben, dann Wäsche- und Kleiderconfectionsgeschäfte, die aber weit mehr Handlungen als Erzeugungsgewerbe sind und ihre Arbeiter meist auswärts in den Vororten oder auf dem Lande beschäftigen. Der II. Bezirk, Leopoldstadt, vereinigt den Productenhandel; von Industrien



Die Schiffmühlen am Donaustrom.

ist die Dampfmüllerei bedeutend und die Schiffmüllerei an der Donau sehr bemerkenswerth. Die folgenden drei Bezirke könnte man die eisernen nennen; Landstraße hat die größten Maschinenfabriken, Wieden und Margarethen die zahlreichsten Eisen- und Metallwaarenfabriken. Daneben ist im III. Bezirk die Industrie in Nahrungs- und Genußmitteln hervorzuheben (Schlachthaus, Bierbrauerei zu St. Marx) und die Tabakfabrication, im IV. und V. Bezirke die Clavierfabrication. Der VII. und VIII. Bezirk, Mariahilf und Neubau, sind unter den Stadtbezirken weitaus die industriereichsten; in ersterem herrscht die Stoffweberei und Färberei, dann die Drechslerei und Meerschaumindustrie, in letzterem die Seidenzeug- und Bandfabrication („Brillantengrund"), dann die Kunstblumenindustrie und Damenconfection; beiden gemeinsam ist eine hochentwickelte Industrie in Gold- und Juwelenwaaren und in Ledergalanterie-Artikeln. Der VIII. und IX. Bezirk, Josefstadt und Alsergrund,

erscheinen industriell schon minder ausgeprägt, doch wäre in der Josefstadt die Fabrication von Bronzewaaren zu nennen, auf dem Alsergrund die Wagenfabrication, und auch die Buchdruckereien drängen sich hier zusammen. Im X. Bezirk, Favoriten, ist wieder der Maschinenbau sehr bedeutend. Von den Vororten ist Gaudenzdorf durch seine Weißgärberei längs der Wien ausgezeichnet, Sechshaus durch seine Stoffweberei, Ottakring, Neu-Lerchenfeld und Hernals durch Drechslerei, Simmering durch chemische Industrie, Waggonbau, Maschinen- und Metallwaarenfabrication. Selbstverständlich beherbergen die Stadtbezirke und Vororte noch viele andere Industriezweige, die aber in diesem Zusammenhange als minder bezeichnend nicht erwähnt werden mußten. Wie kommt es nun, daß von den vielen Fabriken eigentlich wenig zu merken ist? Man sieht wohl einem Bezirke leicht seine Industrie an, besonders wenn man die breiten, aus der Stadt hinausführenden Hauptstraßen mit ihren überall gleichen Läden und Schaufenstern verläßt und die Neben- und Seitengassen aufsucht, aber man würde kaum vermuthen, daß die Zahl der großindustriellen Arbeitsstätten manches Bezirkes in die Hundert geht. Und doch ist dem so, nur daß die weitaus größere Mehrheit der Fabrikgebäude in Wien und den Vororten nicht immer in der äußeren Erscheinung jene bezeichnenden Merkmale an sich trägt, die man landläufig mit dem Begriffe Fabrik verbindet. Weder die Lage im Allgemeinen, noch die Bauart oder hochaufragende Schornsteine lassen auf den ersten Blick von außen erkennen, daß das Gebäude zum Betriebe einer industriellen Unternehmung dient; es präsentirt sich vielmehr als normales Wohngebäude, durch nichts von den angrenzenden Häusern verschieden. In der Regel wird auch die Gassenseite des Gebäudes zu Wohnungen verwendet, während die eigentliche Fabrik im Hofe untergebracht ist und sich leicht dem Blick entzieht. Entfernt man sich mehr vom Centrum der Stadt, so findet man die Fabrikgebäude schon weit öfter unverhüllt dastehen, bis an der Peripherie der Stadt und in manchen Vororten, wo der Grund und Boden wohlfeiler ist, die freie Lage wenigstens der größten Fabriken die Regel bildet.

In diesen versteckt oder offen gelegenen Citadellen der Großindustrie hat die Anwendung mechanischer Triebkräfte und Arbeitsmaschinen einen hohen Grad erreicht, wenngleich in vielen Zweigen die Manufactur noch vorherrscht. Im Jahre 1880 standen in Wien und Umgebung im Dienste der Großindustrie 493 Kraftmaschinen mit 6.283 Pferdekräften, darunter 409 Dampfmotoren mit 5.870 Pferdekräften; die Menge und Mannigfaltigkeit der sinnreichsten Arbeitsmaschinen, die von ihnen oder auch durch Menschenhand bewegt wurden, läßt sich kaum mehr übersehen.

Der Werth der Gesammtproduction in Wien und den Vororten belief sich auf die erhebliche Summe von 175 Millionen Gulden, während vergleichsweise die entsprechende Productionsziffer für ganz Galizien nur 47 Millionen, für Steiermark, Kärnten und Krain

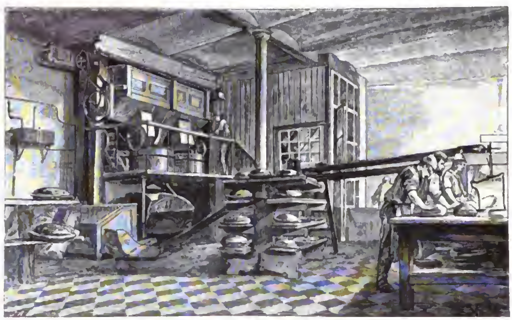
zusammengenommen nur 73 Millionen ausmacht; man darf aber nicht vergessen, daß es sich hier nur um die Production der großen Unternehmungen handelt, während die kleinen Erzeugungsgewerbe, deren Zahl in Wien allein über 20.000 ist, gar nicht gerechnet sind. Von dem ganzen Productionswerth entfiel der Löwenantheil mit rund 58 Millionen Gulden auf die Nahrungs- und Genußmittelindustrie; dieser folgen die Bekleidungs- und Putzwaarenindustrie, die Erzeugung von Metallen und Metallwaaren, die chemische Industrie, die Erzeugung von Maschinen, Werkzeugen, Apparaten, Instrumenten und Transportmitteln (jede mit 14 bis 19 Millionen Gulden), die Baugewerbe, polygraphischen und Kunstgewerbe, Textilindustrie und Tapezirergewerbe (jede mit 10 bis 11 Millionen Gulden) und mit geringeren Antheilen die Lederindustrie, Verarbeitung von Häuten, Fellen, Borsten, Haaren und Federn, die Industrie in Holz, Bein, Kautschuk u. s. w., endlich an letzter Stelle die Papierindustrie und die Industrie in Steinen, Erden, Thon und Glas.

Greifen wir nur einige der wichtigsten Zweige der Wiener Großindustrie heraus. Da steht charakteristisch vor Allem die Fabrication von Maschinen, Transportmitteln und Instrumenten, welche in mehr als 120 Unternehmungen gegen 9.000 Arbeiter beschäftigt. Es ist recht eigentlich eine Wiener Industrie und sie hat seit einer Reihe von Jahren in vielen und wichtigen Zweigen beträchtliche Fortschritte gemacht, so z. B. in der Erzeugung landwirthschaftlicher Maschinen, Werkzeugsmaschinen, Einrichtungen für Mühlen und Bäckereien, für Brauereien, Spiritusbrennereien und Zuckerfabriken; auch sind neue Zweige entstanden, wie die Herstellung elektro-magnetischer, Gas- und Heißluftmaschinen, welche rasch in Aufschwung kommen. Die Fabrication von Locomotiven hat in Wien abgenommen, gegenwärtig ist nur eine Fabrik dieser Art im Betriebe, hingegen wird der Bau von Eisenbahnwagen in zwei großen Unternehmungen zu Simmering und Hernals erfolgreich betrieben. In der Simmeringer Waggon- und Maschinenfabrik allein sind 1.100 bis 1.200 Menschen thätig, die in wohlgeordneter Arbeitstheilung einander in die Hände arbeiten mit einer Sicherheit und Genauigkeit, welche ebenso nothwendig wie erstaunlich ist. In dieser Fabrik und derjenigen in Hernals wurden im Jahre 1883 im Ganzen 1.515 Stück Eisenbahnwagen hergestellt.

Die Erzeugung von Waaren aus unedlen Metallen beschäftigt etwa 6.000 Arbeiter und fast zahllos sind die Artikel dieser Industrie, welche einzeln zu nennen ermüdend wäre.

Die Bedeutung der Industrie in Nahrungs- und Genußmitteln ist schon hervorgehoben worden; sie wird vollends klar, wenn man erfährt, daß außer 500 Großbetrieben mit etwa 6.000 Arbeitern nahezu 2.000 industrielle Kleinbetriebe sich geschäftig mühen müssen, um für den Riesenappetit einer Stadt wie Wien Speise und Trank zu schaffen; mit den Gast- und Schankgewerben und den hierher gehörigen Handelsgewerben würde die Zahl der Gewerbebetriebe sogar weit über 10.000 sein. Die für uns wichtigsten

Zweige sind die Müllerei, Bäckerei und Bierbrauerei; für Wien hat zumal die Bäckerei ihre locale Bedeutung und Berühmtheit; die anderen Zweige mögen der Darstellung der Industrie des flachen Landes von Niederösterreich vorbehalten bleiben. Die Wiener Bäckerei stand bis zu Beginn dieses Jahrhunderts unter strengem Satzungszwange und zünftlerischen Beschränkungen; es gab arge Streitigkeiten zwischen Alt- und Jungmeistern und zwischen den Brodbäckern und den neu aufkommenden Gusto- und Luxusbäckern, bis jedes Vorrecht der alten Meister aufgehoben und bald darauf die Erzeugung von Luxusgebäck für alle Bäcker freigegeben wurde. Das verbesserte Wiener Mahlverfahren lieferte feinere Mehlsorten, die unter Anwendung der süßen Gährung (das ist mit Hefe) zu jenem



Aus dem Innern einer Bäckerei mit Dampfbetrieb.

köstlichen Gebäck der „Kaisersemmel" und dergleichen verbacken wurden, welches seither so großen Ruf gewonnen hat. Insbesondere seit der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 ist die Bäckerei nach Wiener Art in vielen europäischen Großstädten aufgenommen und so zum eigentlichen Pionnier geworden für die dauernde Ausfuhr österreichisch-ungarischer Mehle. Es bestehen in Wien allein über 300 Bäckereien, darunter 156 Großbetriebe mit etwa 1.400 Arbeitern und einem Productionswerthe von beiläufig 10 Millionen Gulden. In jüngster Zeit ist eine mechanische Brodfabrik errichtet worden, die Brod und Weißgebäck maschinell zu erzeugen sucht. Das Mehl wird dort automatisch gesiebt, mit Wasser vermengt, der Teig automatisch geknetet und dem „Wirktisch" zugeführt, wo einige Arbeiter das Auswiegen und Formen der Laibe besorgen. Der Ofen hat beständige Dampfzuführung und wird von rückwärts mit Kohlen geheizt, während die

Flammen durch eigene Heißluftkanäle unter den Backherden durchstreichen und so eine gleichmäßige Temperatur im ganzen elektrisch beleuchteten Backraum erhalten.

Die Textilindustrie wird in Wien und Umgebung in 166 Fabriken mit 7.000 bis 8.000 Arbeitern betrieben; am hervorragendsten ist die Fabrication von Schafwoll- und

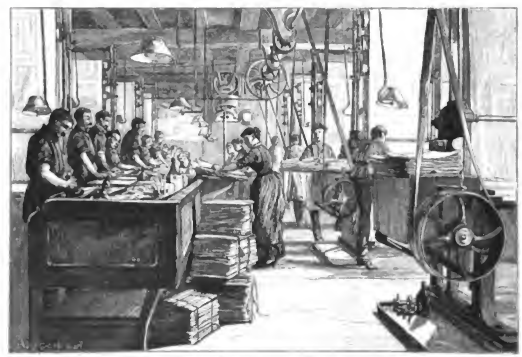


Der Backofen.

Seidenwaaren. Unter den Erzeugnissen der Schafwollindustrie sind Shawls und Tücher besonders ausgezeichnet, unter den Seidenwaaren Halb- und Ganzseidenzeuge und Bänder. Die Baumwollweberei hat in Wien abgenommen und beschäftigt kaum noch 1.200 Stühle, auf welchen Modewaaren hergestellt werden; man muß aber beachten, daß die erhebliche Hausweberei im Viertel ober dem Manhartsberge vorwiegend für Wien arbeitet.

Während die niederösterreichische Textilindustrie ihren Hauptsitz auf dem Lande hat, wird die Bekleidungs- und Putzwaarenindustrie in größerem Maßstabe fast nur

in Wien betrieben; denn nicht nur im städtischen Gewerbe, wo dieser Zweig bereits Erwähnung gefunden, sondern auch in mehr als 240 großen Etablissements mit etwa 12.000 Arbeitern wird in Wien und den Vororten die Fabrication von Männerkleidern, Wäschewaaren, Schuhwaaren, Filz- und Seidenhüten und Handschuhen so ausgedehnt betrieben, daß man den Productionswerth auf nahezu 19 Millionen Gulden veranschlagt und viel davon, besonders Männerkleider und Schuhwaaren, nach den Ländern der Balkanhalbinsel, Egypten, Rußland u. s. w. ausgeführt wird.



Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien: die Kupferdruckerei.

Am entscheidendsten ist das Übergewicht der Stadt bei den polygraphischen und Kunstgewerben, die in nennenswerthem Umfang auf dem Lande und in den Vororten von Wien nicht vorkommen. Von den 100 Etablissements entfällt der größte Theil mit 4.000 bis 5.000 Arbeitern und 9 Millionen Gulden Productionswerth auf den Buchdruck, Stein- und Holzdruck: Industriezweige, welche durch die Ausdehnung des Zeitungswesens und den gesteigerten Bedarf an Prospecten, Statuten, Rechenschaftsberichten, Handels- und sonstigen Drucksorten von Jahr zu Jahr zunehmen. Unter den Druckereien nimmt die weltberühmte k. k. Hof- und Staatsdruckerei, die auch den Druck der Staatsnoten und Staatspapiere, Postwerthzeichen, Stempel u. s. w. besorgt, einen hervorragenden Platz ein; von ihrer Leistungsfähigkeit ist dieses Buch selbst ein sprechendes Zeugniß.

So haben wir mit wenigen Strichen die Großindustrie in Wien zu zeichnen versucht. Ein Bild rastlosen Schaffens, ebenso gewaltig in den Mitteln, die sie in Bewegung setzt, als in den Erfolgen, die sie erzielt! Die Zaubermacht, die das Leben dieser Stadt ermöglicht, heißt wirthschaftliche Arbeit; Industrie und Gewerbe sind der Fels, auf welchem die Größe des heutigen Wien beruht.

Verkehrsleben der Großstadt.

Die Großstädte als Sammelpunkte geistiger und materieller Kräfte übertragen durch unzählige Fäden und Verbindungsglieder die von ihnen ausgehenden Impulse auf die Außenwelt. Das Verkehrsnetz, welches sich sowohl im Innern ausbreitet, als auch die Verbindung mit Land und Leuten nach außen herzustellen berufen ist, gehört zu den wesentlichsten Attributen der Städte. Zwar steht Wien hinter den anderen europäischen und amerikanischen Millionenstädten in dieser Beziehung zurück, trotzdem darf man mit gerechtem Stolze auf die raschen Fortschritte blicken, welche sich im Laufe der letzten zwanzig Jahre auch auf diesem Gebiete vollzogen haben.

Zunächst bieten uns die localen Verkehrsmittel das Bild einer gesunden, den Bedürfnissen folgenden Entwicklung. Wie groß ist der Unterschied des jetzigen Zustandes gegenüber demjenigen der Sechziger-Jahre! Damals vermittelten nur beiläufig 1.000 Fiaker und 500 Einspänner nebst ein paar Hundert „Landkutschen“ und den primitiven, niemals in überstürzender Eile sich fortbewegenden „Stellwagen“ und „Omnibussen“, deren Zahl etwa 1.400 betrug, den ganzen nach Millionen Menschen zählenden Verkehr in Stadt und Vorstädten und in den nahen und ferner gelegenen ländlichen Umgebungen. Fremde Gäste, welche aus London oder Paris nach Wien kamen, waren des Erstaunens voll über die Genügsamkeit, mit welcher sich unsere Bevölkerung die unbequemen und langsamen Fahrten in jenen altmodischen Vehikeln, den „Stellwagen“, gefallen ließ. Da wurden anfangs October 1865 die ersten Tramway-Linien bis Dornbach und zu den Badeanstalten in den Prater concessionirt und, nicht ohne Mißtrauen der Wiener, die ersten Fahrten mit einem Fahrpark von 22 Wagen und 44 Pferden eröffnet; man schätzte damals die Anzahl der täglich beförderten Passagiere auf ungefähr 3.000, was eine Million jährlich geben würde. In den ersten Jahren ging es nur langsam vorwärts und erst im Jahre 1870 wurde durch die Anlage neuer Linien in die dicht bevölkerten Vororte und den Anschluß derselben an das Ringstraßennetz ein mächtiger Impuls ausgeübt, der sich in der Zahl von 12½ Millionen Passagieren äußerte. Nun aber wurde die Steigerung des gesammten localen Verkehres eine mächtige; nicht eine Beeinträchtigung, sondern eine gegenseitige Hebung der Personenbeförderung durch Fuhrwerke aller Art war das Endergebniß. Denn

im Jahre 1885 bedeckten die Linien der Wiener Tramway-Gesellschaft allein 55 Kilometer Strecken mit 108 Kilometer Geleise, beförderten jährlich ungefähr 30 Millionen Personen und bedurften dazu gegen 600 Waggons mit mehr als 2.000 Pferden. Dazu ist eine zweite, die „Neue Wiener Tramway-Gesellschaft“ gekommen, deren Netz sich in den Vororten rasch ausbreitet und ebenfalls über 3 Millionen Menschen befördert. Endlich dienen dem weiter reichenden Externverkehr schon mehrere Dampftramway-Linien, die allerdings erst im Beginne der Entwicklung stehen, eine Zahnradbahn auf den Kahlenberg und eine Anzahl kleinerer Secundärbahnen, welche als Abzweigungen der Hauptbahnen in die ferner gelegenen Sommerfrischen (Kaltenleutgeben, Brühl u. s. w.) führen. Und trotz alledem ist die Anzahl der Fiaker fast unverändert auf der früheren Höhe geblieben, jene der Einspänner hat sich mehr als verdoppelt (1.220) und nur ein Theil der Stellwagen mußte den Anforderungen des Zeitgeistes allmälig weichen.

Wie im Personenverkehr manifestirt sich das Wachsen der großstädtischen Thätigkeit im zunehmenden Bedürfnisse nach rascher örtlicher Beförderung von Briefen, Packeten, Nachrichten jeder Art. Der „Eckensteher Nante“ war bis zum Jahre 1862 für Wien eine nur vom Hörensagen bekannte Erscheinung und wurde hier durch den Sänftenträger, „Sesselträger“ und Lohndiener spärlich ersetzt. Da entstanden die Dienstmanns-Institute und mit diesen begann ein völliger Umschwung des localen Träger- und Platzdienerwesens. Wir könnten uns das Wien von heute, so wenig man auch seine Geschäftigkeit anerkennen mag, doch gar nicht mehr denken ohne die beiläufig 1.600 concessionirten „Stadtträger“, „Commissionäre“, „Expresse“ und „Stadtcouriere“, die an allen Straßenecken stets zur Dienstleistung verfügbar harren. Die Thätigkeit derselben wird, was die Frachten- und Packetzustellung betrifft, durch zwei andere, vor kurzem in Wien noch unbekannte Einrichtungen ergänzt: einerseits durch die dem englischen Muster nachgebildete Transportgesellschaft, anderseits durch jene vorzügliche Neuerung der Wiener Stadtpost, welche den ganzen localen Packetdienst zu einer ihrer eigenen Aufgaben gemacht hat.

Ähnlich geht es mit Correspondenzen und Telegrammen. Die großartigen Verbesserungen auf dem Gebiete des städtischen Briefpostwesens haben nicht wenig dazu beigetragen, daß der Gedankenaustausch der Bevölkerung innerhalb der letzten zwanzig Jahre ungefähr auf die dreifache Intensität des früheren Verkehrs gehoben wurde; wer daran zweifelt, vergleiche die authentischen Berichte der Postdirection und er wird finden, daß unsere Angabe sowohl durch die Zahlen der gewöhnlichen und recommandirten Briefe, als der Waarenproben, Correspondenzkarten, Packete, Geld- und Werthsendungen bestätigt ist. Noch augenfälliger ist die Steigerung der geistigen und geschäftlichen Thätigkeit unserer Bevölkerung in dem telegraphischen Verkehre zu verfolgen. Bis vor fünfzehn Jahren gab es überhaupt keinerlei Einrichtung für den internen Nachrichtendienst dieser Art, sondern

nur die durch den Staatstelegraphen vermittelte Verbindung der Reichshauptstadt mit der Außenwelt. Erst im August 1869 wurde die Privattelegraphen-Gesellschaft für Wien und die Umgebung im Umkreise von fünf Meilen gegründet; die sehr kleinen Anfänge dieses Unternehmens erregten manches Bedenken über die Nothwendigkeit und das Bedürfniß localer Depeschenbeförderung; aber schon in den ersten Jahren wurden mehr als 500.000 Localtelegramme befördert und heute steht man bei ungefähr 800.000 Depeschen, obwohl zwei andere mächtige Rivalen eingetreten sind; denn die Staatsverwaltung selbst hat im Jahre 1875 ein pneumatisches Röhrennetz zur directen Verbindung der Depeschen-Aufnahmeämter in Stadt und Vorstädten mit der Centralstation errichtet, welches jetzt in einer Länge von 16 Kilometer functionirt und der raschesten Beförderung von Briefen und Correspondenzkarten in Stadt und Vorstädten in solchem Maße dient, daß es weit über eine Million Depeschen und nahezu eine halbe Million „pneumatische Briefe" und „Karten" an ihren Bestimmungsort schafft; anderseits hat die Privattelegraphen-Gesellschaft im Jahre 1881 den Telephonverkehr einzurichten begonnen und mit demselben den Erfolg erzielt, daß jetzt (1885) vermittelst ungefähr 3.400 Kilometer Drähten, die einem Spinnengewebe im Häusermeer der Großstadt gleichen, nahezu 700 Abonnenten unter einander in directes Gespräch treten können.

Das Alles ist das Werk der jüngsten Zeit und es beweist, daß trotz der vielen Klagen über den Stillstand dennoch in Wahrheit ein sehr ansehnlicher Fortschritt, eine gewaltige unaufhaltsame Hebung des internen Verkehrslebens der Großstadt vor sich ging. Könnte sich das Wien von heute selbst nur in das Wien der Sechziger-Jahre ohne Pferdebahn, ohne Commissionäre, ohne Packetzustellung, ohne Localtelegraph, ohne pneumatische Correspondenz, ohne Telephon zurückversetzen? Und so gut die zwanzig Jahre einer keineswegs durch äußere Umstände besonders begünstigten Entwicklung der österreichischen Reichshauptstadt alle diese Errungenschaften gebracht haben, ebenso zuverlässig darf Wien in die Zukunft seines Verkehrslebens blicken. Die weiteren Glieder der Ausgestaltung, die Stadtbahn und die volle Verschmelzung des breiten Gürtels der Vororte mit dem Stadtgebiete, sie sind eine so natürliche und nothwendige Folge desjenigen, was in der unmittelbaren Vergangenheit geschaffen wurde, daß man getrost ihrer Verwirklichung entgegensehen mag. Dies umsomehr, als auch die Entfaltung des äußeren Verkehrs regelmäßig vorwärts gehen und trotz mancher vorübergehenden Hemmnisse doch immer auf ein höheres Niveau gebracht werden muß.

Die Hilfsmittel dieses äußeren Verkehrs, welchen wir nur kurz andeuten, weil er uns schon über die Grenzen der Hauptstadt ins Land hinausführen würde, sind ja ebenfalls in den letzten zwanzig Jahren riesenhaft gewachsen. Erinnern wir uns daran, daß vor zwanzig Jahren in Wien nur vier Eisenbahnen einmündeten, die Nordbahn, Staatsbahn,

Südbahn und Westbahn, deren Gesammtnetz eine Betriebslänge von ungefähr 6.000 Kilometer betrug; heute sind es nicht weniger als zwölf Eisenbahnen, welche ihren Knotenpunkt in der Reichshauptstadt besitzen, und diese beherrschen den Betrieb auf nahezu 9.000 Kilometer Länge. Oder fassen wir nur die nächste Zone ins Auge, das Kronland Niederösterreich, so war es damals von 450 Kilometer und ist heute von mehr als 1.400 Kilometer Schienensträngen durchzogen. Wie sehr dieser Zuwachs gerade auf Wien zurückzuführen ist, das sieht man an der kolossal wachsenden Intensität des heute nicht mehr auf vier, sondern auf sieben großen Bahnhöfen (Nordbahn, Staatsbahn, Südbahn, Westbahn, Kaiser Franz Joseph Bahn, Nordwestbahn, Aspangbahn) sich täglich vollziehenden Treibens von Reisenden und des Verkehrs von Frachtgütern. Das Bedürfniß, diese Bahnen, deren Mehrzahl dem Antheile Wiens am Welthandel dienen, nicht isolirt zu lassen, ist in der Wiener Verbindungsbahn und der Donau-Uferbahn vorläufig befriedigt worden; aber schon mehren sich die Anzeichen, welche schließen lassen, daß für die wachsende Thätigkeit diese beiden Zwischenglieder nicht ausreichen, sondern daß in einer wohlorganisirten Gürtelbahn, welche eine nothwendige Ergänzung einer Stadtbahn bilden wird, für die Zukunft gesorgt werden muß. Der Blick auf den Weltverkehr lenkt uns unmittelbar zu jener natürlichen Hauptader, die das Weichbild der Residenzstadt durchzieht und ganz besonders berufen erscheint, auf den Außenhandel Wiens einen fördernden Einfluß zu nehmen, zur Donau!

Die Donaustraße.

Schon im XII. Jahrhundert ist von mächtigen Donauflotten mit breiten schweren Schiffen die Rede, welche von Regensburg nach Wien und weiter stromabwärts in die Türkei gesendet wurden, und in jüngeren Tagen, kaum daß die Schiffahrt sich der Dampfkraft bemächtigt hat, sehen wir in Wien ein Schiffahrtsunternehmen entstehen, dessen Dampfer schon um das Jahr 1840 eine beinahe ununterbrochene Schiffahrtslinie befahren, von Linz bis Trapezunt und Constantinopel. Und als im Jahre 1856 auf dem Pariser Congresse die Freiheit der Schiffahrt auf der Donau verkündet wurde, mußte die „goldene Feder" des Congresses nicht die Hoffnung erwecken, daß auf der Donau eine goldene Aera anbrechen und der Welthandel unsere Stadt mit goldenen Schwingen berühren werde?

Wenn bis in die neueste Zeit der Donauhandel doch noch nicht jenen Aufschwung genommen hat, den andere Wasserstraßen Europas aufweisen, so ist dies darin begründet, daß neben günstigen Verhältnissen auch schwere Hemmnisse bestehen, welche zu allen Zeiten der Donauschiffahrt fast unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt haben.

Die Donau ist ein gewaltiger, aber ungezügelter Strom, auf große Strecken verwildert und vernachlässigt, mit wechselnden Gefällen und Geschwindigkeiten, Stromengen, Katarakten und Verflachungen, ungeheure Massen von Geschiebe führend, welche das Bett versanden und verwerfen, — ein Strom im Urzustand, mit ungeregelten Hochfluten und Eisgängen, welche der Schiffahrt beständig Gefahr drohen und die Uferländer und Wohnstätten verwüsten. Angesichts dieser Verhältnisse wurde die Regulirung der Donau eine der wichtigsten volkswirthschaftlichen Aufgaben Österreichs-Ungarns, und der Beginn dieser Regulirung bei Wien war nur der erste Anfang zu ihrer Lösung.

Dort, wo die Donau in das Wiener Becken eintritt, ist ihr Lauf durch die Thalbildung zwischen dem Leopoldsberge und Bisamberge unabänderlich fixirt, aber sobald sie bei Nußdorf in die Ebene gelangt, findet die Donau auf der ganzen Strecke bis Hainburg und Theben kein von der Natur vorgezeichnetes Bett; sich selbst überlassen, theilte sich der Strom, den zufälligen Hindernissen ausweichend, in mehrere Arme, es entstanden durch die Ablagerung von Schotterbänken immer neue Ausartungen und meilenweite Flächen waren bei Hochwässern und Eisgängen schutzlos den Verwüstungen preisgegeben.

Die Verwilderung des Stromes, die Unsicherheit in der Richtung des Stromlaufes, welche die schon lange beabsichtigte Erbauung einer stabilen Brücke über die Donau unmöglich machte, und die wiederkehrenden Überschwemmungen, welche jedesmal entsetzliches Elend unter die Bevölkerung brachten, bestärkten immer mehr die Überzeugung, daß die Regulirung der Donau nach einem einheitlichen Plane eine unabweisbare Nothwendigkeit sei. Die Frage wurde um so dringender, als durch das Entstehen der Eisenbahnen neue Übergänge über unseren Strom erforderlich und durch die Berührung der neuen Verkehrsmittel mit der Schiffahrt neue Anlagen an der Donau zum Bedürfniß wurden, für welche ein entsprechender Platz nicht vorhanden war.

Infolge der Überschwemmung im Jahre 1862 wurde endlich die Donauregulirung bei Wien von Nußdorf bis Fischamend durch das Gesetz vom 8. Februar 1869 sichergestellt, nachdem die Berathung dieser Angelegenheit volle 60 Jahre in Anspruch genommen hatte. Das Reich, das Kronland Niederösterreich und die Stadt Wien haben zu gleichen Theilen die Kosten der Ausführung, welche durch ein Anlehen von 30 Millionen Gulden bedeckt worden sind, auf sich genommen.

Die wichtigste Aufgabe der Donauregulirung war, und darüber konnte kein Zweifel sein, die Zusammenfassung aller Stromarme der Donau, mit Ausnahme des Wiener Donaukanales, in ein einziges geschlossenes Bett mit festen parallelen und zusammenhängenden Ufern; aber der Kernpunkt der Frage lag darin, ob der neue Strom dem Laufe des alten, von Wien abgewendeten Hauptarmes angeschmiegt oder in ein ganz neu geschaffenes, an Wien herangerücktes Bett gelegt werden sollte. Die mit dieser Aufgabe

betraute Donauregulirungs-Commission entschied sich mit Hintansetzung aller zaghaften Bedenken, im Interesse der Entwicklung der Stadt Wien, für die letztere, allerdings kühne und großartige Lösung und inaugurirte dadurch den großen Zug, welcher die Arbeiten dieses Unternehmens kennzeichnet.

Das neue Bett der Donau zieht sich heute in der 26 Kilometer langen Strecke von Nußdorf bis Fischamend in einer ununterbrochenen, sanft gekrümmten Linie die Stadt entlang, es ist durch mächtige Dämme beiderseits eingefaßt, an der Stadtseite reihen sich in einer Länge von zehn Kilometer Quais, Landungs- und Lagerplätze mit Magazinen und Lagerhäusern aneinander, und alle diese Anlagen sind durch eine Schienenstraße, einem großartigen Central-Bahnhofe ähnlich, unter sich und mit sämmtlichen Eisenbahnen Wiens verbunden. Auf der rechten Seite des Stromes ist eine Baufläche von 230 Hektaren



Excavateur (Baggermaschine).

gewonnen worden, auf welcher zahlreiche Fabriken und Wohnhäuser entstanden sind als Pionniere der zukünftigen Donaustadt. Fünf neue Brücken aus Stein und Eisen führen über den majestätischen Strom und sichern eine dauernde Verbindung zwischen dem Norden und Süden der Monarchie.

Das neue Stromprofil der Donau ist aus zwei Theilen zusammengesetzt: aus dem in das Terrain eingegrabenen eigentlichen Flußbette von 285 Meter Breite für die gewöhnlichen Wasserstände und aus einem durch Inundationsdämme eingefaßten seitlichen Streifen Landes von 475 Meter Gesammtbreite, welcher das Flutbett bildet, in das sich die Hochwässer ergießen. Die neue Donautrace fällt bei Nußdorf, bei der Stadlauerbrücke und dann wieder unterhalb des Weidenhaufens mit dem alten Stromlauf zusammen; zwischen diesen Punkten wurde das neue Bett in zwei großen Durchstichen hergestellt.

Der obere Durchstich bei Wien wurde in seiner ganzen Länge von 6.638 Meter und auf die ganze Breite des Strombettes im Trockenen ausgehoben, so daß bei der



Blick auf die alte und die regulirte Donau bei Wien.

Eröffnung des Durchstiches im Jahre 1875 die Donau mit einem Schlage in das vorbereitete Bett sich ergießen und das alte Bett bei Floridsdorf verlassen konnte. Die kolossale Erdaushebung von 12,300.000 Cubikmeter, welche dieser Durchstich erforderte, wurde beinahe ausschließlich durch Maschinen bewerkstelligt; die Hauptarbeit wurde durch Excavateurs (siehe das Bild Seite 322) verrichtet; es sind dies auf Geleisen fahrbare Dampfbaggermaschinen, mit welchen man vom Ufer aus Erde und Schotter sowohl im Trockenen als auch unter Wasser ausbaggern kann. Das ausgehobene Materiale wurde mit Eisenbahnzügen auf die Anschüttungsstellen verfahren und es waren zu diesem Zwecke nicht weniger als 35 Kilometer Geleise in Verwendung. In dem unteren Donaudurchstiche wurde nur an dem rechtseitigen Ufer eine Cunette ausgehoben und der allmälige Abbruch des übrigen Theils des Bettes dem eingelassenen Strome überlassen.

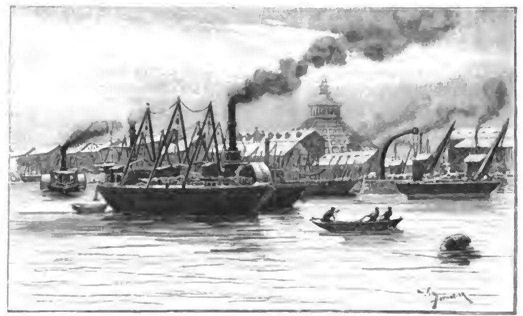
Eine ganz besondere Gefahr drohte früher der Stadt Wien von dem Donaukanale her, und alle Überschwemmungen seit dem Jahre 1830, wo die Schutzdämme der großen Donau bei dem Abgange des Eises durchbrochen wurden und das Wasser von dort aus in die niedriger gelegenen Stadttheile sich ergoß, waren nicht durch die Hochwässer der großen Donau, sondern durch Eisstauungen im Kanale veranlaßt worden. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß, wenn die in der großen Donau aufgebauten Eismassen durch Thauwetter in Bewegung kommen und durch irgend eine Ursache in ihrem Laufe gehemmt werden, die ganze große Eismasse in den Kanal eindringt, in den unteren flacheren Kanalstrecken sich zusammenschiebt und ein Eiswehr bildet, welches das Wasser hoch anstaut und über die Ufer hinausdrängt.

Aus diesem Grunde war es nothwendig, besondere Vorkehrungen zu treffen, durch welche nicht nur die außerordentlichen Hochwässer von dem Kanale abgehalten, sondern auch das Eindringen von Eismassen verhindert wird, ohne jedoch die Schiffahrt zur gewöhnlichen Zeit zu beeinträchtigen oder dem Kanale das Wasser ganz zu entziehen, was aus sanitären Rücksichten unzulässig wäre.

Diese complicirte Aufgabe wird jetzt durch ein schwimmendes Schleusenthor erfüllt, welches im Donaukanale an der Einmündung bei Nußdorf zwischen zwei Schleusenmauern über die ganze Breite des Kanales querüber gelegt werden kann. Dieses aus Eisen und Stahl construirte Schwimmthor kann durch Einlassen von Wasser beliebig versenkt, auf eiserne Piloten herabgelassen, durch Auspumpen von Wasser wieder gehoben, an Ketten schwimmend zugeführt und durch Einziehen eines beweglichen Widerlagers stromabwärts frei abgeführt werden. Überdies kann es durch eiserne Balken armirt werden, welche bis auf die Kanalsohle reichen und einen Eisrechen bilden.

Wenn es sich nur darum handelt, Hochwässer abzuhalten, wird das Schwimmthor ohne Eisrechen vorgelegt und tief gesenkt, so daß durch die verengte Durchflußöffnung

unter dem Schiffe nur eine geringere Wassermenge in den Kanal zuströmen kann und der Wasserstand im Kanale auf die durch das Niveau der Ufer bedingte Höhe herabgedrückt wird. Im Winter jedoch, sobald auf der Donau Eisrinnen zu gewärtigen ist, werden, nachdem das Schwimmthor vorgelegt ist, sogleich die Eisnadeln eingesetzt. Das Schwimmthor verhindert nicht das Eintreten einzelner Eisschollen, welche sich an den Eisnadeln brechen, dann untertauchen und so in den Kanal gelangen, von welchem sie ungehindert abgeführt werden. Wenn aber bei dem Abgange des Eisstoßes in der Donau größere Eismassen gegen das Schwimmthor ankommen, werden sie weit hinauf zusammengeschoben, aufgestaut und zu einem Eisdamme verdichtet, welcher eine undurchdringliche Barre gegen



Verkehrsscene aus der neuen Donaustadt.

das Eis der großen Donau bildet. In dem ungewöhnlich strengen Winter von 1880 war die Donau von Pancsova bis Ybbs, also auf eine Länge von 886 Kilometer unterhalb und 104 Kilometer oberhalb Wien mit Eismassen dicht ausgeschoben, der Donaukanal ist aber vom Eise frei geblieben — das Schwimmthor hat in diesem Jahre die Probe bestanden und von der Stadt Wien eine Katastrophe wie die von 1830 glücklich abgewendet.

Die Aufgabe der Donauregulirung bei Wien, welche im Jahre 1884 beendet wurde, ist durch das Gesetz vom 6. Juni 1882 bis an die Grenzen Niederösterreichs ausgedehnt worden, so daß nach wenigen Jahren die Donau von der Einmündung der Isper bis Theben den von der Cultur vorgeschriebenen Lauf nehmen wird. Die Regulirung der Donau bei Wien hat auch finanzielle Erfolge zu verzeichnen: aus den verfügbaren Mitteln des Anlehens und dem Erlöse aus Grundstücken und verschiedenen Nutzungen wurden nicht

nur die gesammten Kosten von 32 Millionen bestritten, sondern es bleiben noch 14 Millionen an Grundbesitz und anderen Werthen zurück.

Noch ist die Zeit zu kurz, um beurtheilen zu können, was das große Werk der Donauregulirung für den Handel und Wandel der Großstadt bedeutet. Es ist eigentlich nur ein vereinzeltes Merkmal dieses Einflusses, wenn wir die Ziffer anführen, daß die Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft in der letzten Zeit gerade doppelt so viele Frachtgüter (14 bis 16 Millionen Metercentner) befördert hat als am Ende der Sechziger-Jahre. Viel bedeutungsvoller scheint uns die allmälig vor sich gehende Verlegung des großen Handels- und Geschäftslebens an die Ufer des mächtigen Stromes, in die neu entstehende Donaustadt. Schon führen vortreffliche Straßenzüge in diesen so lange vernachlässigten Theil der Großstadt; schon verbinden Schienenstränge die Uferlände mit dem Eisenbahnnetz der Monarchie; schon entstehen dort industrielle Etablissements, die auf die Verarbeitung von Rohstoffen und Massengütern angewiesen sind; schon wurden Lagerhäuser errichtet, welche diese Massengüter, besonders die Bodenproducte des fruchtbaren Ostens aufnehmen und eine lang gefühlte Lücke der Organisation des Wiener Großhandels ausfüllen. Neues Leben regt sich an den Ufern des majestätischen Stromes, der, in sein neues Bett gebannt, nicht mehr gefahrdrohend, sondern nur mehr befruchtend und nutzbringend der Pflege des Wohlstandes, der Mehrung des Reichthums dient. Aus dem rastlos geschäftigen Treiben, welches in der Donaustadt erwacht, erblühe ein herrliches Wien an der herrlichen Donau!





